Toronto University Library
Presented by
Messrs. Joseph Baer & Co
through the Committee formed in
The Old Country
to aid in replacing the loss caused by
The disastrous Fire of February the 14th 1890

.G.C
G3136b

Bibliothek

der

Deutſchen Aufklärer

des achtzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

Martin von Geismar.

I.

Carl Friedrich Bahrdt.

Leipzig: Otto Wigand.

Eigenthum der Vereins-Verlagsbuchhandlung.

1846.

14325
31/7/91

Vorrede.

An jene Männer zu erinnern, welche im vorigen Jahrhundert mit einem großen Aufwande von Kraft, Gelehrſamkeit und Dialektik ſich von den Banden des theologiſchen Lebens loszureißen ſuchten, ſchon das verlohnte der Mühe, ſelbſt wenn ihre Schriften heutzutage von keinem praktiſchen Werth und Einfluß wären. Aber zu zeigen, was deutſche Männer bereits in der Löſung von Fragen, bei deren Behandlung ſich heutzutage ſo mancher ungeſchickt genug anſtellt, geleiſtet haben, die kräftigen, klaren und ſinnreichen Worte dieſer Männer in die heutigen oft ganz verwirrt geführten Streitigkeiten hineinſchallen zu laſſen, iſt nicht blos ein Erforderniß der Pietät, ſondern wird auch dazu beitragen, dieſe Streitigkeiten ſchneller zu entſcheiden und uns vielleicht von vornherein von ſo mancher Broſchüre, die mit der

Prätention, etwas Entſcheidendes zu ſagen, aufgetreten wäre, befreien.

Dieſer Erinnerung, dieſer Fordrung der Pietät, dieſer Befreiung iſt die Bibliothek der Deutſchen Aufklärer gewidmet.

Den 6. Februar 1846.

Martin v. Geismar.

Carl Friedrich Bahrdt wurde im Jahre **1741** zu Biſchofswerda geboren. Sein Vater, der Sohn eines armen Advocaten in Lübben, hatte ſich, als er im gräflich Flemming'ſchen Hauſe Informator war, durch eine aus dem Stegreif gehaltene Strohkranzrede die Gunſt des Grafen von Hohendorf, Präſidenten des Dresdner Oberconſiſtorii, in dem Maße erworben, daß dieſer ihn zum Diakonat in Biſchofswerda beförderte und bald von Stelle zu Stelle förmlich hetzte. Der alte Bahrdt wurde, nachdem er anderthalb Jahre Diakonus geweſen, Pfarrer in Schönefeld, dann Superintendent in Dobrylugk, dann Prediger an der Petrikirche in Leipzig, bald genug Doctor und Profeſſor der Theologie, Kanonikus in Zeiz, Decemvir, zuletzt auch Domherr in Meißen und Superintendent in Leipzig.

Die vielen Studien, denen er obliegen mußte, um ſeinen Aemtern gewiſſenhaft genügen zu können, zwangen ihn, die geiſtige Erziehung ſeines Sohnes zuerſt Hauslehrern, dann der Nicolaiſchule in Leipzig und endlich der Fürſtenſchule, Pforte, anzuvertrauen. Nachdem Carl Friedrich die Leiden dieſer Penſionsanſtalt zwei Jahre lang ertragen, begann er, kaum volle funfzehn Jahre alt, ſeine Studien auf der Leipziger Hochſchule. Hier lernte er von Cruſius Logik und Metaphyſik, Uebung im Abſtrahiren, zugleich aber auch ein ſtarres Feſthalten an alten dogmatiſchen Lehrſätzen und an deren Beweiſen. Er erkennt ſelbſt in ſeiner Selbſtbiographie an, daß, wenn je in ſeinen Vorträgen und Schriften einiger Scharfſinn, Ordnung, Beſtimmtheit und Licht der Begriffe, Schärfe der Beweiſe und gute Verbindung und Stellung der Materien zu finden war, er all dieſes Gute ſeinem ausdauernden Fleiße zu verdanken habe, den er auf die Cruſius'ſchen Vorleſungen verwendete. Doch habe ihn auch Cruſius' theologiſche Schwärmerei, ſein phanta-

ſtiſches Conſtruiren der Dogmen und theologiſcher fixer Ideen angeſteckt. Er habe damals vor dem Antichriſt gezittert und einen heiligen Eifer für den Sturz des Papſtes gefühlt; er habe den Papſt als das zehnköpfige Thier in der Offenbarung Johannes gefaßt; er habe um die baldige Beginnung des tauſendjährigen Reiches und die damit verbundene zweite Wiederkunft Chriſti gebetet; er habe darauf geſchworen, daß Chriſtus ſein Blut, das er am Kreuze vergoſſen, wirklich und in natura mit in den Himmel genommen, wie Cruſius es aus der Verſicherung Pauli bewies: „daß er eingegangen ſei ins Allerheiligſte mit ſeinem eignen Blut.“ Er habe aus Cruſius' Metaphyſik, aus dem Princip der Thätigkeit und des Vergnügens die Dreieinigkeit folgendermaßen demonſtrirt: „Wenn Gott von Ewigkeit her thätig und ſelig geweſen ſein muß, ſo muß er auch von Ewigkeit her ein Object dazu gehabt haben; nun gab es in der Ewigkeit (im Gegenſatze zur Zeit) keine Geſchöpfe, alſo muß dies Object in Gott ſelbſt vorhanden geweſen ſein: es müſſen alſo in Gott Perſonen geweſen ſein, damit Gott in ſich ein Object der Thätigkeit, der Liebe und der Seligkeit hatte: da nun Eine Perſon zu langweilig wäre, mehr als drei aber nicht nothwendig ſind, ſo giebt es eine Dreieinigkeit.“

Das Studium der Magie brachte den jungen Bahrdt dazu, den geſunden Menſchenverſtand zum erſten Male zu Worte kommen zu laſſen. Die Cruſius'ſche Philoſophie hatte ihn vom Daſein der Geiſter überzeugt, er wußte ſich eine Abſchrift von Fauſt's Höllenzwang zu verſchaffen; nun wurden Geiſter citirt, aber trotz aller Beſchwörung bei dem Jehova, Eloha, Elohim u. ſ. w. ließ ſich kein Geiſt ſehen. Das ließ den erſten Keim der Aufklärung in Bahrdt's Geiſt hervorſchießen und erweckte in ihm den Zweifel an dem Daſein der Geiſter. Noch ehe Carl Friedrich nur einen Begriff vom Umfange des theologiſchen Studiums hatte — keine Kirchengeſchichte, keine philoſophiſche oder theologiſche Moral hatte er inne, und Cruſius hatte ihn ſtets vor der philologiſchen Weisheit gewarnt — wurde er zum Doctor der Philoſophie und zum Magister liberalium artium creirt, renunciirt, proclamirt: ſeine Diſſertation de eo, quod constituit essentiam articulorum fidei fundamentalium erklärte alles für fundamentelle oder Grundartikel der chriſtlichen Religion, was nach ſeiner Dogmatik eine weſentliche Beziehung auf Chriſtum hatte. Und dieſe Beziehung hatten natürlicherweiſe alle die Lehren, welche die orthodoxen Theologen für Hauptlehren gehalten wiſſen wollten: Die Inſpiration der Bibel, die Dreieinigkeit, die

übernatürlichen Gnadenwirkungen des heiligen Geiſtes, die Erbſünde, die ewigen Höllenſtrafen.

Durch Lehren lernte er. Man ſprach in Leipzig von ihm als von einem kleinen lumen mundi und als nun der neunzehnjährige Magiſter Vorträge über die Dogmatik, als Repetition der Vorleſungen ſeines Vaters, ausbot, erhielt er gleich dreißig Zuhörer. Nun wollte er doch nicht als Ignorant erſcheinen, nun ſetzte er ſich vor jeder Stunde, in welcher er dociren ſollte, vier bis fünf Stunden hin und las und dachte und ſtudirte mit der allergrößten Anſtrengung über die Materie, welche er behandeln wollte, ſo, daß er am Ende eine klare, durchgearbeitete Darſtellung geben konnte. So trieb er's zwei Jahre. In jedem Semeſter nahm er ein, auch zwei Fächer vor, in denen er ſelbſt kaum zu Hauſe war.

Wenn er nun auch durch eigenes Denken und Studiren hinter manche theologiſche Verdrehungen und Wortzwingungen kam, ſo blieb er doch ſeiner orthodoxen Dogmatik lange treu, bis ein Zufall das Licht in ihm zum Durchbruch brachte. Ein Freund forderte ihn auf, mitzukommen in Fiſchers Vorleſungen: „der Fiſcher," meinte dieſer, „ſagt uns Sachen, die man bei all den großen Facultätsperrücken nicht zu hören bekommt, bei Deiner Cruſianiſchen Methode iſt die Bibel eine wächſerne Naſe, die ſich nach jeder Philoſophie und nach jedem Syſtem drehen läßt.

Bahrdt gab nach. Fiſcher las gerade über den erſten Brief an die Korinther und war am Ende des zweiten Kapitels; aber Bahrdt verſtand wenig von dem was er da hörte. Da war an kein Demonſtriren a priori zu denken. Fiſcher redete von grammatiſcher Erklärung, vom Sprachgebrauch, von Gewohnheiten gleichzeitiger Schriftſteller, von Septuaginta, Aquila, Symmachus, Theodotion, Hierochuntina, Philo, Joſephus und erläuterte aus dieſen Schriftſtellern den Apoſtel. Dann kam er aufs dritte Kapitel, wo Paulus die Korinther ausſchilt, daß ſie unter der Gemeine Spaltungen machten und einige ſich Kaphiſch, andre Apolliſch, andre Pauliſch, andre Chriſtiſch nannten, da ja Paulus und Apollo und Kaphas eins ſeien. Bei dieſer Stelle führte Fiſcher verſchiedene Stellen aus andern Schriftſtellern an, in welchen das „Einsſein" von Perſonen prädicirt wird und allezeit eine moraliſche Einheit, d. h. eine Uebereinſtimmung der Lehre, der Grundſätze, der Abſichten, der Endzwecke andeute: und mit barſchem Tone ſetzte er hinzu: „nun ſeht ihr's ja, was das Dictum 1 Joh. 5, 7. für eure Dreieinigkeitslehre beweiſen kann, wenn es auch echt wäre."

Bahrdt erblaßte: Das dictum classicum, dachte er, welches Dir bisher das ſtärkſte und unwiderſprechlichſte geſchienen, um dieſes heilige Geheimniß aus der Schrift klar zu machen, ſoll nicht echt ſein, ſoll keine Beweiskraft haben? Wenn dies Dictum nichts mehr gilt, ſo ſieht's um die andern noch ſchlechter uns. — Er ging ſchwermüthig nach Hauſe und verfiel in tiefes Nachdenken.

Er war jetzt zweifelhaft geworden. Und um ſeine Zweifel zu verſcheuchen, nahm er ſich vor, Philolog zu werden. Er wollte nicht eher ruhen, bis er die Lehren ſeiner Kirche, mit der vollen Rüſtung des gelehrten Philologen vertheidigen und für jeden Artikel ſolche Beweisſtellen aufbringen könnte, in welchen das zu beweiſende Dogma ſo einzig der Sinn der Stelle ſei, daß kein andrer Sinn vermöge Grammatik, Sprachgebrauch und Context möglich ſei. Er wollte philologiſche, geſchichtliche Beweiſe für ſeine Orthodoxie, aber er prüfte.

Damals ſchrieb Bahrdt die „Lauten Wünſche eines ſtummen Patrioten" (mit dem Motto aus dem Jeſaias: mich, die lebendige Quelle, verlaſſen ſie, und machen ſich allenthalben ausgehauene Brunnen, die doch löcherîcht ſind und kein Waſſer geben), worin er ſehr ernſtlich gegen die elenden Beweiſe der Theologen eiferte und auf das Studium der Philologie drang, verſichernd, daß ſich die Lehrſätze des Lutherthums dabei behaupten und nur mit beſſern exegetiſchen Gründen verſehen laſſen würden. Erſt ſpäter gab er dieſe Schrift heraus.

Ein Abentheuer mit einer Kupplerin, das ziemlich unſchuldig war, bei welchem ſich Bahrdt aber höchſt ungeſchickt, weil ohne Erfahrung, benahm und welches unter den moraliſchen Bürgern Leipzigs ruchbar wurde, zwang Bahrdten im Jahr 1766, ſeine Stelle als Profeſſor extraordinarius, zu der er es indeſſen gebracht hatte, aufzugeben. Er ging als Profeſſor der Philoſophie an die Kurmainziſche Univerſität Erfurt.

Der Kurfürſt hatte damals die beſten Abſichten mit dieſer Univerſität; er wollte ſie heben; aber die Verfaſſung derſelben, katholiſche Kabale und der Mangel an einem dauerhaften Fond banden ihm die die Hände. Nach jener Verfaſſung waren die professores antiquae fundationis ganz unabhängig. Ihr Beſoldungsetat, ihre Stellen, ihre Zahl, ihre academiſchen Verhältniſſe, alles mußte bleiben, wie es war. Die philoſophiſche Facultät beſtand aus drei Collegien, jedes Collegium aus drei Profeſſoren, deren jeder ſechszig, ſiebzig, höchſtens achtzig Thaler Einnahme hatte, dabei aber alle bürgerliche Freiheiten und Immunitäten genoß, alle bürgerliche Gewerbe treiben konnte. Wenn ein

Profeſſor abging, wählte das Collegium einen neuen, ohne daß der Kurfürſt ſich darum zu bekümmern hatte. Es kam vor, daß mancher alte Erfurter, den es um die bürgerlichen Freiheiten und einen Titel zu thun war, er mochte nun Bierbrauer, Weinſchenk oder des etwas ſein, dem Collegium zwei auch drei hundert Thaler zahlte und dafür zum Profeſſor gewählt wurde. Der Kurfürſt konnte nichts als neue Profeſſoren machen, die er aus ſeiner Kaſſe beſoldete, aber nicht in die Univerſität incorporiren konnte. Bahrdt, Wieland, Riedel, Meuſel, Herel, die er nach Erfurt berief, wurden zu keiner Verſammlung der Facultät eingeladen, waren Profeſſoren außer der Univerſität und lebten im Grunde als Privatdocenten. Als Bahrdt in Erfurt war, gab es dort höchſtens funfzig Studenten; und die Hälfte derſelben war durch Wieland's Namen herbeigezogen. Kaum hatte Bahrdt zu leſen angefangen, als ſchon die Wächter des Erfurtiſchen Zions Ketzereien argwöhnten und auszukundſchaften ſuchten. Im Auftrag der beiden Theologen Schmitt und Vogel mußten ein Paar verroſtete Kandidaten Bahrdt's Vorträge nachſchreiben, und nun wurden die Hefte an die theologiſchen Facultäten von Wittenberg und Göttingen geſchickt, und Vota darüber verlangt. Bahrdt hatte behauptet, daß manche Theologen die Lehre von der Erbſünde übertrieben, daß die Lehre von der Gemeinſchaft der göttlichen Eigenſchaften unter den beiden Naturen in Chriſto nicht zu den Grundwahrheiten der Religion gehöre, daß die ſymboliſchen Bücher wegen ihrer Weitläufigkeit und mancherlei Fehler keine bequeme Norm des Glaubens zu ſein ſchienen. Das war genug, um das Reſponſum der Wittenberger Facultät zu Wege zu bringen, daß Bahrdt nicht auf dem Katheder geduldet werden könne, ſo lange er ſeine groben Irrthümer nicht erkannt und durch öffentlichen Widerruf das gegebene Aergerniß aufheben würde. Das Göttinger Gutachten drang darauf, Bahrdt ernſtlich zur Rückkehr von ſeinen irrigen Anſichten zu ermahnen. Nachdem dieſe Reſponſa der Mainziſchen Regierung eingereicht waren, kam von dort die Reſolution, daß die Klage unſtatthaft ſei, daß man Bahrdt's Gegner zur Ruhe verweiſen, ihn ſelbſt aber zu mehrerer Behutſamkeit in ſeinen Vorträgen ermahnen und zu fernerem Fleiße ermuntern ſolle.

Dieſe Intoleranz der Orthodoxen ließ damals in Bahrdten den Gedanken keimen, daß die poſitive Religion verfolgungsſüchtig mache und ſchärfere Prüfung verdiene. Er faßte einen Widerwillen gegen alles pfäffiſche Weſen und gegen alle Prieſterreligion.

In Erfurt gab Bahrdt einen „Verſuch eines bibliſchen Syſtems der Dogmatik'' (zwei Bände, Erfurt und Gotha 1768) heraus, eine Schrift, welche ſeine Reputation als Gelehrter begründete und ihn unter die Klaſſe der verſchrieenen Theologen verſetzte, ob es gleich ganz orthodox gemeint war.

In der Einleitung handelte er von den Quellen der theologiſchen Erkenntniß der heiligen Schrift. Er klagte über die Unbrauchbarkeit der lutheriſchen Ueberſetzung, weil ſie durch die Orientalismen unverſtändlich würde; bei den Compendien und Syſtemen rügte er die ſchwerfällige Form, die Menge, Unverſtändlichkeit und Unnützlichkeit ihrer Terminologien; in den ſymboliſchen Büchern fand er fehlerhafte Weitläufigkeit, Vermengung der Hauptlehren mit den Nebenlehren, unrichtige Begriffe, falſche Bibelauslegung. Dabei fiel es Bahrdten nicht ein, zu behaupten, daß das theologiſche Syſtem der Dogmatik ſelbſt falſch ſei. Er glaubte an die Authenticität der göttlichen Offenbarung, hielt die Lehren der Kirche alle für göttliche Wahrheiten und durch die Offenbarung beſtätigt. Nur die Nebenbeſtimmungen einiger Lehrſätze wollte er verbeſſern und vernunftgemäßer machen. So milderte er den Begriff der Erbſünde, conſtruirte die Dreieinigkeit ſo zurecht, daß die weſentliche Weisheit Gottes in dem Menſchen Chriſtus geweſen, und in und durch ihn das Erlöſungswerk vollendet habe; in der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben half er ſich auf die Art, daß er die Rechtſchaffenheit und den Eifer in guten Werken zum Weſen des Glaubens rechnete: kurz ſeine Vernunft wagte ſich nicht an das Ganze, nicht an das Dogma ſelber, ſie glitt an der Oberfläche hin, und erdreiſtete ſich nur, die Außenſeite zu muſtern und zu reinigen.

Und alle Welt ſchrie über Bahrdt's Neuerungsſucht, über ſeine frechen Urtheile, über ſeine unreifen Verbeſſerungen theologiſcher Begriffe. Aber Bahrdt war auch wirklich neu in der Form. Er erſchien in einem korrecten, lichtvollen und körnigten deutſchen Ausdrucke, er befreite die Dogmen von ihrer ſchwerfälligen Terminologie, er zeigte ferner einen denkenden Geiſt und brachte manchen Gedanken. Dazu kam, daß, wenn er auch nicht die Lehre, doch die Theologie, die Form der Lehre, angegriffen hatte. Und eine Attacke auf die Lehre beginnt ſtets mit einer Attacke auf die Theologie.

Nachdem Bahrdt von der Univerſität in Erlangen die theologiſche Doctorwürde erhalten, folgte er einem Ruf nach Gießen als vierter Profeſſor der Theologie und Prediger zu St. Pankratius.

Hier gab er ein Paar Sammlungen Predigten (Frankfurt a. M. bei Vorrentrapp, und bei den Eichenbergerſchen Erben), eine allgemeine theologiſche Bibliothek, einen Entwurf einer unparteiiſchen Kirchengeſchichte des N. T.'s, eine Homiletik heraus. Was aber vor Allem ſeinen Namen bekannt machte, waren „die neueſten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen," (4 Theile, Riga 1772—75) eine Ueberſetzung des N. T.

In Gießen gab Bahrdt die Dreieinigkeit auf, faſt aus Ermüdung: er hatte ſich nun mehrere Jahre abgemüht, um eine Vorſtellungsart aufzufinden, welche ſich mit der Vernunft reimte und doch die für chriſtlich und bibliſch gehaltene Lehre von drei Perſonen in Gott ſtehen ließe: endlich kam er zu dem Reſultate, dieſe Lehre habe ihren Grund weder in der Vernunft noch in der Schrift, ſondern gehöre unter die Grübeleien der Kirchenlehrer. Und ſo fixirten ſich vor der Hand in ihm die Vorſtellungen: „Chriſtus ſei ein Menſch geweſen, dem Gott ſeine Weisheit unmittelbar mitgetheilt, den er zur Erlöſung der Menſchen unmittelbar befehligt und bei deſſen ganzem Geſchäfte Gott unmittelbar mitgewirkt habe, und er heiße darum Gott, weil Gott ſelbſt in und durch ihn wirkſam geweſen ſei; der heilige Geiſt aber ſei die Kraft Gottes, der in der ganzen Schöpfung, alſo auch in Chriſto wirkſam war. An der Verſöhnungslehre mit ganzem Herzen feſthaltend ſuchte er Tag und Nacht in der Bibel nach tüchtigen Beweisſtellen für dieſelbe, ſuchte er nach Stellen, aus denen ihm der Modus der Verſöhnung durch Chriſti Tod klar werde. Zweimal las er das N. T. blos dieſer Lehre wegen durch, ſchrieb alle Stellen, die nur etwas Beweiſendes zu enthalten ſchienen, ab, brachte ſie in Klaſſen, und ward doch nicht beruhigt. Endlich fand er, daß alle Bibelſtellen, die dem Tode Jeſu Vergebung der Sünden als eine Wirkung zuſchrieben, ſich mittelbar erklären ließen, dergeſtalt, daß der Tod Jeſu die Vergebung nicht unmittelbar bewirkt, ſondern mittelbar, indem Jeſus durch ſeine mit ſeinem Blute beſiegelte Lehre die Menſchen beſſere und gottgefällig mache und ſo von der Sünde befreie, die ihnen vorher ſoviel Elend (Tod) zugezogen. Er fand, daß nach der Geſchichte Jeſu ſein Tod kein anderes Verhältniß haben konnte, daß die Evangeliſten einſtimmig erzählen, die Juden hätten ihn um ſeiner Lehre willen verfolgt und hingerichtet. Er bemerkte, daß die Lehre Jeſu die Juden darum ſo erbittert hatte, weil dieſer die Religion nicht im Tempeldienſt und Beobachtung willkürlicher Geſetze ſuchen lehrte, ſondern in der Tugend und weil er folglich nur die Moral beibehalten

und die ganze poſitive Religion der Juden abgeſchafft wiſſen wollte. Er glaubte alſo zu erkennen, daß Jeſus als ein Märtyrer der Wahrheit anzuſehen war und ſein Tod beſonders die Lehre beſiegelt hatte, daß kein andres Geſetz den Menſchen gottgefällig und ſelig mache, als das Geſetz der Liebe. Und ſo urtheilte er, daß dem Tode Jeſu die Gerechtigkeit des Menſchen vor Gott, d. h. die Gottgefälligkeit inſofern zugeſchrieben werde, als Jeſus für die Lehre von dem rechten Wege zur wahren Gottgefälligkeit und Seligkeit ſich aufgeopfert hatte. — Und nachdem Bahrdt in allen Beweisſtellen dieſe ſeine Anſicht begründet zu finden glaubte (er ſonderte die bildloſen Ausdrücke von den allegoriſchen, mit Beziehung auf jüdiſche Vorſtellungen gegebenen, glaubte in allen klaren bildloſen Stellen die Beſſerung des Menſchen als den Zweck des Todes Jeſu angeführt zu ſehen, trennte die Ausſprüche Jeſu über ſeinen Tod von denen der Apoſtel darüber, welche letztere ſich gewöhnt hätten, mit Juden in jüdiſchen Bildern zu reden), ſo erklärte er endlich die Verſöhnungslehre für einen der allerſchädlichſten und verdammungswürdigſten Irrthümer.

Nun aber ſuchte Dr. Bahrdt nach einem Mittel, um alle ſeine Ueberzeugungen, welche er ſich durch ſo anhaltenden und gewiſſenhaften Fleiß erworben hatte, im Publicum dergeſtalt ausbreiten zu können, daß ſie erkannt und als Wahrheit empfunden werden möchten. Und ſo gab er denn ſeine „Neueſten Offenbarungen“ heraus, welche Nichts andres ſind, als eine Ueberſetzung des Neuen Teſtaments, in welcher er für alle jene Ausdrücke, die der Gläubige gläubig hinnimmt und an welche ſich eine ſpitzfindige theologiſche Dogmatik angeknüpft hat, Umſchreibungen unterſchob, welche dem geſunden Menſchenverſtande, von Bahrdt Vernunft genannt, nicht zuwider ſeien. Wo es z. B. in der Bibel heißt: ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende, da ſagen die „neueſten Offenbarungen“: Ihr könnt auf meinen Beiſtand rechnen, bis die Wahrheit geſiegt haben und Judäa zerſtört ſein wird. Durch ſolche Deutung war den Theologen eine Beweisſtelle für das Dogma von der Allgegenwart der menſchlichen Natur Chriſti genommen.

Als nun der Hamburger Paſtor Götze einen „Augenſcheinlichen Beweis, daß des Dr. Bahrdt's Ueberſetzung des N. T. Nichts anders als wahre Gottesläſterung ſei,“ herausgab, als ſich die theologiſche Umgebung Bahrdt's regte und bei Hofe intrigirte, kam Bahrdt mit Freuden der Aufforderung des Herrn von Salis nach, in Marſchling die Leitung eines neu errichteten Erziehungsinſtituts zu übernehmen. Doch die

herriſche Sinnesart des Herrn v. Salis umgab den neuen Schuldirector mit ſo viel Peinigungen, daß dieſer es für eine Erlöſung aus der Hölle anſah, wie er einer Berufung des Grafen zu Leiningen-Dachsburg zur Generalſuperintendentur in Türkheim a. d. Haardt Folge leiſten konnte.

Der Ruf der Irrgläubigkeit war Bahrdten vorangegangen, als er nach Türkheim überſiedelte. „He glebet mech kenen Gott," ſagte der Eine; „Ne, erwiederte der Andere, he glebet mech nur kenen Vater." — „Ei nicht doch, behauptete ein Dritter, Er leegnet ja den Sohn." — „Den Teubel glebet er hal ich oh nich," ſetzte ein Vierter hinzu.

Bahrdt hatte damals das Dogma der Dreieinigkeit, die Verſöhnungstheorie, den Glauben an die übernatürliche Gnade, an die Erbſünde, an die ewigen Höllenſtrafen aufgegeben, doch hielt er noch feſt an der unmittelbaren Sendung Jeſu und an der Göttlichkeit der heil. Schrift, folglich auch an der Wahrheit der bibliſchen Geſchichte. Ob er gleich gegen Wunder und Uebernatürlichkeiten überhaupt ſchon ſehr vieles einzuwenden hatte, ſo glaubte er doch noch in ſo weit an die bibliſchen Wundergeſchichten, als er noch nicht auf ihre Widerlegungsgründe gefallen war. Er ſah daher wohl ein, daß es ihm an Materialien für die Kanzel fehlen würde, wenn er die Themata der Dogmatik nicht erſetzen und ſich neue Reichthümer für ſeine Predigten zu verſchaffen wüßte, welche ihn in den Stand ſetzten, durch Mannichfaltigkeit der Materie zu unterhalten und in ſeinen Vorträgen immer neu zu bleiben.

Dieſe neuen Reichthümer ſuchte er in der Moral: die Sittenlehre wurde ſein Hauptfach, das er nach allen Seiten hin ausbeutete: — und ſeine Gemeinde war mit ihm zufrieden. Täglich nahm in ihm die Ueberzeugung zu, daß die moraliſche Religion allein nutzbar für die Menſchheit ſei und daß die poſitive Religion wenig Werth habe; und ſo bildete ſich in ihm allmälig der Gedanke einer allgemeinen Menſchen-Religion aus, welche fern von aller dogmatiſchen und offenbarungsgläubigen Intoleranz das tugendhafte und rechtſchaffene Handeln zu ihrer einzigen und alleinigen Lehre mache.

Auf eine Aufforderung ſeines Fürſten errichtete Bahrdt im Heidesheimer Schloſſe ein philanthropiniſches Erziehungsinſtitut. Er ließ zu Gunſten dieſes Etabliſſements ſeine „neueſten Offenbarungen" von Neuem drucken, reiſte auch nach England, um Alumnen zu werben; als er aber eben von ſeiner durch gute Erfolge belohnten Reiſe zurückkehrte, vernahm er, daß wegen ſeiner neueſten Offenbarungen und wegen ſeiner Predigten über die Perſon und das Amt Jeſu bei dem

Kaiſerlichen Reichshofrath eine Reichsfiscaliſche Klage gegen ihn anhängig gemacht und er bis auf weiteres von ſeinem Amte ſuspendirt ſei.

Damit ſich der Leſer eine Vorſtellung von der Bahrdt'ſchen Bibelüberſetzung machen könne, gebe ich hier ein Paar Abſchnitte aus derſelben, indem ich die Lutheriſche daneben ſetze.

I.

„Neueſte Offenbarungen Gottes."

Römer C. 7. V. 7. bis C. 8. V. 10.

7 Was wollen wir denn nun
ſagen? Iſt das Geſetz Sünde?
Das ſei ferne! Aber die Sünde
erkannte ich nicht, ohne durch das
Geſetz. Denn ich wußte nichts
von der Luſt, wo das Geſetz nicht
hätte geſagt: Laß dich nicht ge-
lüſten;

8 Da nahm aber die Sünde Ur-
ſach am Gebot, und erregte in
mir allerlei Luſt. Denn ohne
das Geſetz war die Sünde todt.

9 Ich aber lebte etwa ohne Ge-
ſetz. Da aber das Gebot kam,
ward die Sünde wieder lebendig.

Römer C. 7. bis C. 8. V. 10.

Aber wie? werdet ihr ſagen, 7
ſo wäre ja das moſaiſche Geſetz,
wenn es unſre Sünde gereizt hat,
die Urſache der Sünde? Ich ſage
nein! Euer Geſetz hat euch nur
mit ihr bekannter gemacht. Denn
ihr würdet ſelbſt nicht gewußt ha-
ben, was für Gelüſtungen und
Begierden in euch ſtecken, wenn
es euch dieſelben nicht unterſagt
hätte: Und eben das gab dieſer 8
Gebieterin des menſchlichen Her-
zens gleichſam die Veranlaſſung,
vermittelſt jener Menge von Ge-
boten und Verboten allerlei ſtraf-
bare Gelüſtungen rege zu machen.
Denn ohne das Geſetz ſcheint
die Sünde todt zu ſein. Man 9
erinnere ſich der Zeit, wo der
Menſch noch von keinem aus-
drücklichen Gebote wußte. So-

10 Ich aber ſtarb; und es befand
ſich, daß das Gebot mir zum
Tode gereichte, das mir doch zum
Leben gegeben war.
11 Denn die Sünde nahm Urſach
am Gebot, und betrog mich, und
tödtete mich durch daſſelbige Ge=
bot.

12 Das Geſetz iſt je heilig, und
das Gebot iſt heilig, recht und
gut.

13 Iſt denn, das da gut iſt, mir
ein Tod geworden? Das ſei ferne!
Aber die Sünde, auf daß ſie er=
ſcheine, wie ſie Sünde iſt, hat ſie
mir durch das Gute den Tod ge=
wirket, auf daß die Sünde würde
überaus ſündig durchs Gebot.

14 Denn wir wiſſen, daß das Geſetz
geiſtlich iſt; ich aber bin fleiſch=
lich, unter die Sünde verkauft.

bald das Geſetz ſich zeigte, ſo
war es, als wenn die Sünde auf
einmal erwachte. —
Der Menſch fiel! — und er= 10
fuhr, daß eben das, was zu ſei=
nem Beſten beſtimmt war, ihm
zufälliger Weiſe ſein Unglück
ward: indem die Sünde ihn un= 11
vermerkt berückte und durch das
Gebot die ſchlafende Leidenſchaft
aufweckte, und eben damit ſeinen
Fall bewirkte.

Und ſo iſt dann das moſaiſche 12
Geſetz an ſich ein heiliges Geſetz,
das in allen ſeinen Geboten und
Verboten mit den Grundſätzen
der Billigkeit und der wahren
Glückſeligkeit allerdings überein=
ſtimmt.

Daher niemand ſagen darf, 13
daß dieſe an ſich dem Menſchen
heilſame Sache zu ſeinem Fall
und Verderben gediehen ſei. Son=
dern, wie geſagt, die Sünde,
von der er ſich beherrſchen läßt,
und welche ſich des Geſetzes gleich=
ſam nur bedient, ſeine Gelüſtun=
gen zu erregen, dieſe ſtürzt ihn
ins Verderben: — recht als ob
ſie ſich ihm ſelbſt kenntlich machen,
und ihn überzeugen wollte, daß
ſie allein die im höchſten Grade
Strafbare ſei, die eben damit ihn
zu Fehltritten reizt, was ihn vor
denſelben bewahren ſollte.

Denn es iſt bekannt, daß ſelbſt 14
die Religion, wenn man bis in
ihr Innerſtes eindringt, für den

15 Denn ich weiß nicht, was ich thue: denn ich thue nicht, das ich will, ſondern das ich haſſe, das thue ich.

16 So ich aber das thue, das ich nicht will; ſo willige ich, daß das Geſetz gut ſei.

17 So thue ich nun daſſelbige nicht, ſondern die Sünde, die in mir wohnet.

18 Denn ich weiß, daß in mir, das iſt in meinem Fleiſch, wohnet nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht.

Geiſt war, den ſie zur innern Vollkommenheit ausbilden ſollte. Nur daß die Menſchen, die zu ſehr an das Aeußerliche und Sinnliche gewöhnt waren, dieſen Geiſt des Geſetzes verkannten: weil ſie Sclaven der Sünde waren.

Denn das iſt die Art verdor- 15
bener Menſchen, ſie thun was
ihre eigene Vernunft oft mißbil-
ligt. Was ſie nicht will, das
thun ſie. Und was ſie gut hei-
ßet, unterlaſſen ſie. Daraus man 16
offenbar ſiehet, daß die Religion,
ich meine das Geſetz Gottes gut
und heilſam iſt, weil ſie dem
Menſchen eben das heißt oder
verbietet, was die geſunde Ver-
nunft ſelbſt für heilſam oder ſchäd-
lich erkannt. Wenn alſo der 17
Menſch das Böſe thut, ſo thut
das gleichſam der Menſch nicht
ſelbſt, ſondern die Sünde, welche
gleichſam neben der Vernunft
ihren Sitz in ihm aufgeſchlagen
hat, und ſeine Handlungen leitet.
Denn es iſt bekannt, daß in dem 18
Menſchen, das heißt in demje-
nigen Theile des Menſchen, der
aus thieriſchen und ſinnlichen
Trieben beſteht, jenes zum Guten
antreibende Geſetz der geſunden
Vernunft ſeinen Sitz nicht hat,
ſo, daß es ſich deſſelben bemäch-
tigen könnte. Neben dem thie-
riſchen Menſchen wohnt gleichſam
der Vernünftige. Dieſer will das

19 Denn das Gute, das ich will,
das thue ich nicht; ſondern das
Böſe, das ich nicht will, das
thue ich.
20 So ich aber thue, das ich nicht
will; ſo thue ich daſſelbige nicht,
ſondern die Sünde, die in mir
wohnet.
21 So finde ich mir nun ein Ge=
ſetz, der ich will das Gute thun,
daß mir das Böſe anhanget.
22 Denn ich habe Luſt an Gottes
Geſetz, nach dem inwendigen
Menſchen:
23 Ich ſehe aber ein ander Geſetz
in meinen Gliedern, das da wider=
ſtreitet dem Geſetz in meinem
Gemüthe, und nimmt mich ge=
fangen in der Sünde Geſetz, wel=
ches iſt in meinen Gliedern.
24 Ich elender Menſch, wer wird
mich erlöſen von dem Leibe die=
ſes Todes?

Gute. Jener aber hindert oft
die Vollbringung deſſelben.
Daher thut der Menſch das 19
oft am wenigſten, was er ſelbſt
gut heißet, und hingegen das am
häufigſten, was er ſelbſt mißbil=
liget. Deswegen ich oben be= 20
hauptete, daß nicht der Menſch
ſelbſt, ſondern vielmehr jener un=
würdige Tyrann ſeines Herzens,
das Böſe in ihm wirket, und zur
Ausübung bringt.
Und jeder Menſch (wenn er 21
auf ſich Achtung giebt) wird in
ſich ſelbſt bei dem Bewußtſein
jener vernünftigen Triebe zum
Guten, dieſen Verbrecher gewahr
werden. Er wird finden, daß
das Böſe gleichſam neben dem
Guten ſeinen Sitz hat.
Er wird in ſeinem Innerſten 22
etwas gewahr werden, welches
dem Geſetze Gottes beipflichtet.
Er wird aber auch darneben 23
ein gewiſſes andres Geſetz bemer=
ken, welches enem Geſetze ſeines
Geiſtes gleichſam Widerſtand
thut, und ihn als einen Gefan=
genen der Gewalt einer Gebiete=
rin unterwirft, die vornehmlich
in den thieriſchen und ſinnlichen
Menſchen ihre Herrſchaft ausübt.
Ach was ſind wir doch für 24
elende Menſchen! Wer, ach wer
wird uns von einem Leben erret=
ten, das mehr ein Tod als ein
Leben genannt zu werden ver=
dient? Ein Leben, wo wir gleich=

25 Ich danke Gott, durch Jeſum
Chriſt, unſern Herrn. So diene
ich nun mit dem Gemüthe dem
Geſetz Gottes, aber mit dem
Fleiſch dem Geſetz der Sünde.

1 So iſt nun nichts Verdamm-
liches an denen, die in Chriſto
Jeſu ſind, die nicht nach dem
Fleiſch wandeln, ſondern nach
dem Geiſt.
2 Denn das Geſetz des Geiſtes,
der da lebendig macht in Chriſto
Jeſu, hat mich frei gemacht von
dem Geſetz der Sünde und des
Todes.

3 Denn das dem Geſetz unmög-
lich war, (ſintemal es durch das
Fleiſch geſchwächet ward,) das
that Gott, und ſandte ſeinen
Sohn in der Geſtalt des ſünd-
lichen Fleiſches, und verdammte
die Sünde im Fleiſch durch Sünde.

4 Auf daß die Gerechtigkeit, vom
Geſetz erfordert, in uns erfüllet
würde, die wir nun nicht nach
dem Fleiſch wandeln, ſondern
nach dem Geiſt.

5 Denn die da fleiſchlich ſind,
die ſind fleiſchlich geſinnt: die

ſam in einer getheilten Sclaverei 25
leben: wo der eine Theil von
uns, der das Gute erkennt und
billigt, Gott dienet, und der an-
dere, der jenem widerſteht, der
Sünde fröhnt? — Doch Gott
Lob! Der Chriſt iſt frei von die-
ſem Joche!

Ihn kann die Sünde nicht 1
mehr verurtheilen, denn er folgt
nicht mehr den herrſchenden Trie-
ben des thieriſchen Menſchen,
ſondern dem Geſetze einer aufge-
klärten Vernunft. Die vollkomm- 2
nere Religion, welche ihn eines
ewigen Glücks durch Chriſtum
verſichert, hat ihn von der Knecht-
ſchaft der Sünde entfeſſelt, und
von einem (unabſehlichen) Elende
errettet. Denn was der alten 3
Religion bei den Verderbniſſen
des ſinnlichen Menſchen unmög-
lich war, das that Gott, und
ſandte ſeinen Sohn um der Sünde
willen in der Geſtalt eines ſchwa-
chen Menſchen in die Welt, um
die Macht der Sünde über die
ſinnlichen Menſchen zu entkräften,
und uns in den Stand zu ſetzen,
den Forderungen der Religion 4
Genüge zu leiſten, als Menſchen,
die nun nicht mehr den Antrieben
der Sünde, ſondern den Leitun-
gen einer erleuchteten Vernunft
gehorſam ſind.

Denn der verderbte ſinnliche 5
Menſch gehorcht den Trieben der

aber geiſtlich ſind, die ſind geiſt-
lich geſinnt.
6 Aber fleiſchlich geſinnet ſein,
iſt der Tod; und geiſtlich geſinnet
ſein, iſt Leben und Friede.
7 Denn fleiſchlich geſinnet ſein,
iſt eine Feindſchaft wider Gott;
ſintemal es dem Geſetze Gottes
nicht unterthan iſt; denn es ver-
mag es auch nicht.
8 Die aber fleiſchlich ſind, mögen
Gott nicht gefallen.
9 Ihr aber ſeid nicht fleiſchlich,
ſondern geiſtlich, ſo anders Got-
tes Geiſt in euch wohnet. Wer
aber Chriſtus Geiſt nicht hat,
der iſt nicht ſein.
10 So aber Chriſtus in euch iſt;
ſo iſt der Leib zwar todt um der
Sünde willen, der Geiſt iſt aber
das Leben um der Gerechtigkeit
willen.

Natur, dadurch er unvermeidlich
unglücklich wird.
Der Aufgeklärte hingegen denkt 6
und handelt dem Geiſte der Re-
ligion gemäß, und ſein Weg iſt
der Weg zur wahren Glück-
ſeligkeit.
Und eben in dieſem Verſtande 7
iſt die Sünde Beleidigung Got-
tes. Denn ein Sclave der Lüſte
kann nicht ſo leben, wie es die
Religion verlangt, und muß da-
her des Wohlgefallens Gottes 8
auf immer verluſtig bleiben.
Wohl alſo euch, die ihr von 9
jenem allgemeinen Verderben er-
rettet, und ſolche Menſchen wor-
den ſeid, in denen der Geiſt der
Religion wirkſam und geſchäftig
iſt. Wer dieſen Geiſt Chriſti
nicht hat, der hat keinen Theil
an Chriſto.
Wenn hingegen dieſer Geiſt in 10
euch iſt, ſo iſt der thieriſche Menſch
todt für die Sünde, der geiſtige
aber lebendig und thätig für die
Tugend.

Römer C. 8. V. 38 bis C. 9. bis V. 8.

38 Denn ich bin gewiß, daß we-
der Tod noch Leben, weder Engel
noch Fürſtenthum, noch Gewalt,
weder Gegenwärtiges noch Zu-
künftiges.

Ich bin gewiß, daß weder 38
Furcht vor dem Tode, noch Hoff-
nung zum Leben, weder die Gro-
ßen der Erde, noch ihre Diener,
weder die Reizungen eines gegen-
wärtigen Glücks, noch der Schre-
cken bevorſtehender Uebel, — we-
der Himmel noch Erde — daß

39 Weder Hohes noch Tiefes,
noch keine andere Kreatur, mag
uns ſcheiden von der Liebe Got-
tes, die in Chriſto Jeſu iſt, un-
ſerm Herrn.
1 Ich ſage die Wahrheit in
Chriſto, und lüge nicht, deß mir
Zeugniß giebt mein Gewiſſen,
in dem heiligen Geiſt.
2 Daß ich große Traurigkeit
und Schmerzen ohne Unterlaß in
meinem Herzen habe.
3 Ich habe gewünſcht verban-
net zu ſein von Chriſto für meine
Brüder, die meine Gefreundte
ſind nach dem Fleiſch.
4 Die da ſind von Iſrael, wel-
chen gehöret die Kindſchaft, und
die Herrlichkeit, und der Bund,
und das Geſetz, und der Gottes-
dienſt, und die Verheißung;
5 Welcher auch ſind die Väter,
aus welchen Chriſtus herkommt
nach dem Fleiſch, der da iſt Gott
über alles, gelobet in Ewigkeit,
Amen.
6 Aber nicht ſage ich ſolches,
daß Gottes Wort darum aus
ſei. Denn es ſind nicht alles
Iſraeliter, die von Iſrael ſind;
7 Auch nicht alle, die Abrahams
Saame ſind, ſind darum auch
Kinder; ſondern in Iſaak ſoll
dir der Name genannt ſein.

keine endliche Macht mich von 39
der Liebe abwendig machen wird,
welche uns Gott durch Jeſum
Chriſtum unſern Herrn verheißen
und verſichert hat. — —
Und o, welcher Jammer, wel- 2
che Qual für mich, daß ich die-
ſes erhabenen Glücks ſo vieler
meiner Brüder aus dem Juden-
thume noch beraubt ſehen muß —
ſie — dieſe ehrwürdigen Nach- 4
kommen eines Abrahams — wel-
che in ſo eigentlichem Verſtande
Kinder des Höchſten waren, un-
ter denen die Gottheit ihre ſicht-
bare Wohnung hatte — welche
Gott ganz eigener Verfaſſungen
und eines unmittelbaren Reli-
gions-Unterrichts gewürdigt hatte
— ſie — unter denen der Dienſt
des wahren Gottes blühete, und
die mit jenen großen Verheißun-
gen begnadigt waren — ſie — 5
die allein die Ehre hatten Nach-
kommen jener Patriarchen zu ſein,
ja aus denen ſelbſt unſer Meſſias
der leiblichen Geburt nach ab-
ſtammte. — Dafür Gott dem
Allerhöchſten Lob und Preis ſei,
in alle Ewigkeit, Amen! —
Gern wollte ich, — Chriſtus 1
iſt mein Zeuge, daß ich nach mei-
nem Gewiſſen aus göttlichem
Antriebe alſo rede! Gern wollte
ich ſelbſt die Ehre ein Apoſtel 3
Jeſu zu ſein, hingeben, wenn ich
mit dieſem ſchrecklichen Verluſte
ihnen dieſes Glück erkaufen könnte.

8 Das iſt, nicht ſind das Got-
tes Kinder, die nach dem Fleiſch
Kinder ſind; ſondern die Kinder
der Verheißung werden für Saa-
men gerechnet.

Doch fern ſei es von mir, Gott 6
damit einen Vorwurf zu machen,
als ob er ſeinen Verheißungen
nicht treu geblieben wäre. Denn
freilich ſind nicht alle Iſraeliten,
wahre Iſraeliten: ſo wie auch 7
nicht alle Nachkommen Abrahams
ächte Kinder von ihm waren.
Sondern wir nach der Schrift 8
nur Iſaaks Nachkommen für
wahre Kinder Abrahams galten,
ſo gelten auch nicht alle die der
Geburt nach Iſraeliten ſind, für
ächte Kinder Gottes. Nur die,
welche ſich der göttlichen Verhei-
ßungen würdig machen, werden
als die ächten Nachkommen an-
geſehen, denen ſie gegeben waren.

Coloſſer C. 1. V. 9—16.

9 Derhalben auch wir, von dem
Tage an, da wir es gehört ha-
ben, hören wir nicht auf für euch
zu beten, und zu bitten, daß ihr
erfüllet werdet mit Erkenntniß
ſeines Willens, in allerlei geiſt-
licher Weisheit und Verſtand;
10 Daß ihr wandelt würdiglich
dem Herrn zu allen Gefallen und
fruchtbar ſeid in allen guten
Werken.
11 Und wachſet in der Erkenntniß
Gottes, und geſtärket werdet mit
aller Kraft, nach ſeiner herrlichen
Macht, in aller Geduld und
Langmüthigkeit mit Freuden;

Daher wir, ſeit der Zeit, un- 9
aufhörlich Gott für Euch anru-
fen, daß er euch immer vollkomm-
ner machen wolle, in der Erkennt-
niß ſeines Willens und in der
wahren chriſtlichen Weisheit und
Klugheit, damit alle eure Hand-
lungen Gott gefällig und der 10
Würde des Chriſtenthums gemäß
ſein mögen — damit ihr immer
mehr zunehmet, theils an der
Vollbringung guter und edler
Thaten, theils an Aufklärung 11
eures Verſtandes durch Religion,
— damit ihr täglich reicher wer-
det an jener göttlich gewirkten
Kraft, die ihr ſo nöthig habt, um
in allen euren Leiden ſtandhaft

12 Und dankſaget dem Vater, der
uns tüchtig gemacht hat zu dem
Erbtheil der Heiligen im Licht;
13 Welcher uns errettet hat von
der Obrigkeit der Finſterniß, und
hat uns verſetzt in das Reich ſei-
nes lieben Sohnes;
14 An welchem wir haben die
Erlöſung durch ſein Blut, nem-
lich die Vergebung der Sünden;
15 Welcher iſt das Ebenbild des
unſichtbaren Gottes, der Erſtge-
borne vor allen Kreaturen.
16 Denn durch ihn iſt alles ge-
ſchaffen, das im Himmel und auf
Erden iſt, das Sichtbare und das
Unſichtbare, beides die Thronen
und die Herrſchaften, und Für-
ſtenthümer, und Obrigkeiten; es
iſt alles durch ihn und zu ihm
geſchaffen.

und bei allen Mißhandlungen ge-
laſſen und freudig zu ſein — da- 12
mit ihr endlich, immer mehr die
Größe der Wohlthat fühlen lernt,
die euch Gott dadurch erzeigt hat,
daß er euch unter die Zahl derer
aufnahm, die durch das Licht des
Evangelii aufgeklärt worden —
den Gott, ſage ich, der uns von 13
der Macht der Finſterniß errettet
und in das Reich ſeines lieben
Sohnes aufgenommen hat, durch
deſſen Tod wir eine vollkommne 14
Befreiung — die Vergebung der
Sünden — erlangt haben.
Denn dieſer iſt das Bild des 15
unſichtbaren Gottes. Er iſt der
Erſtgeborne der Schöpfung, durch
den die große Reform geſchehen 16
iſt, welche ſich über Juden und
Heiden, über jetzt lebende und
noch künftige Geſchlechter, und
über alle Nationen des Erdbodens
erſtreckt. Es iſt alles durch ihn
umgeſchaffen worden.

II.

Ein theologiſches Gutachten und ein Reichshofraths-conclusum.

Auf Allerhöchſten Kaiſerlichen Befehl wurden die theologiſchen Facultäten in Würzburg und in Göttingen aufgefordert, ſich über die Frage auszulaſſen, „ob und wie weit die in dem Dr. Bahrdt'ſchen Werk, die neueſten Offenbarungen Gottes, aufgeſtellten Sätze eine von

den dreien im Römiſchen Reich beſtehenden Religionen abweichende Lehre enthalten.“ Die folgende auszugsweiſe Mittheilung aus dem Würzburgiſchen Gutachten wird zeigen, wie weit von jeher die Facultäten, dieſe officiellen Wiſſenſchaftsanſtalten, davon entfernt waren, ſich der Bewegung der Geiſter anzuſchließen:

„Da die ſymboliſchen oder Glaubensbekenntniß-Bücher die ſichern und reichsgültigen Urkunden ſind, welche für den eigentlichen Inhalt und Umfang des dreifachen Religionsſyſtems zeugen; ſo wird von der allerunterthänigſt antwortenden Facultät für ausgemacht angenommen, daß das Bahrdt'ſche Werk lediglich in Bezug auf die eben erwähnten ſymboliſchen Bücher müſſe unterſucht und aus dem dazwiſchen angeſtellten Vergleich die ganze Frage erörtert werden.

„Denn was einige öffentliche Lehrer und Schriftſteller gegen das bleibende Anſehen der ſymboliſchen Bücher, und für die unbeſchränkte Freiheit willkührig und ohne Verluſt des Reichsfriedens davon abzugehn, vorzubringen pflegen, wird von uns als eine dem obigen Poſtulat unnachtheilige Privatmeinung angeſehen, deren nähere Beleuchtung auch ganz außer unſrer Sphäre liegt. ....

„So oft in dem Bahrdt'ſchen Werk von gewiſſen in allen ſymboliſchen Büchern angenommenen Lehren, zum Beweiſe von der Gottheit Chriſti — von deſſen Mittleramt — von deſſen Verſöhnungs- und Genugthuungsgeſchäft — von der Perſönlichkeit und Gottheit des heiligen Geiſtes — von dem Falle Adams und deſſen nachtheiligen Folgen Meldung geſchiehet, ſo werden jene mit dem Wort und dem Geiſt des Grundtextes übereinſtimmende Bibelausdrücke, die man bisher in den drei Religionen als characteriſtiſche Beweisſtellen zur Vertheidigung daneben angezogener Glaubensſätze gemeinſchaftlich benutzet hat, willkürlich verdrehet, und von dem verjährten Beſitze der in ihnen liegenden Beweiskraft verdrängt. Hieraus muß nothwendig für die chriſtliche Sache der allerdings beträchtliche Nachtheil entſpringen, daß man beſonders in dem Falle, wo man die heilige Schrift als die einzige und allein zulängliche Quelle der göttlichen Offenbarungen anſiehet, nun keine weitere Waffen mehr habe, womit man die Glaubwürdigkeit und Wahrheit der ſo von Beweiſen entblößten Glaubensgeheimniſſe gegen feindliche Anfälle behaupten könne.

„Wenn man nun noch hierzu denket, daß dieſe willkührig und ohne angegebenen zureichenden Grund gewagte Ueberſetzungen und Privathypotheſen in die Bibel, jenes claſſiſche und ehrwürdige Handbuch der

Chriſtenheit eingeſchaltet, und als eben ſo viel ausgemachte Wahrheiten den heiligen Schriftſtellern in den Mund gelegt werden — daß ſie bei einigen Ungelehrten und einer exegetiſchen Unterſuchung unfähigen Chriſten blinden Beifall finden, bei andern aber Gewiſſensunruhe und vielfältigen Verdacht erregen können — daß ſie endlich im Ganzen betrachtet, reichhaltigen Stoff darbieten, aus dem ſich eine Dogmatik für den feinern Arianismus und Socinianismus abziehen laſſe — ſo wird die Furcht eines hieraus entſtehenden und die drei chriſtlichen Religionen ſammt und ſonders treffenden Schadens nur noch mehr gerechtfertigt.''

Ueber die Abweichungen in ,,minder weſentlichen'' Stücken der Religien, d. h. in ſolchen, durch welche das Religionsgebäude weder im Ganzen erſchüttert noch untergraben werde, drückt ſich das Gutachten ſo aus:

,,Beinahe ſo oft die Rede iſt von den Engeln — von den Teufeln — von der Wirkſamkeit der gemeinſchaftlich angenommenen Sacramente — von der Ewigkeit der Höllenſtrafen ꝛc., werden immer Zuſätze, Verſchraubungen, je zuweilen auch ſolche Seitenſprünge gemacht, welche den dieſſeits gemeinſamen Lehrbegriff wo nicht gar widerlegen, wenigſtens mächtig angreifen.

,,Es würde überflüſſig ſein, Beweiſe hierüber anzuführen, indem dies allem Anſehen nach von dem hierinfalls gar nicht rückhältigen Verfaſſer ſelbſt wird eingeräumt werden, andrerſeits auch das ganze Werk vom Anfang bis zum Ende mit redenden Beweiſen dieſer Art durchwebt iſt.

,,Wenn man nun auch gleich zugiebt, daß dieſe Abweichungen von dem dreifachen Lehr- und Glaubensſyſtem das innere und weſentliche der Religionsverfaſſungen nicht umſtürzen (wiewohl auch dieſes in einer gewiſſen Rückſicht wenigſtens von ferne könnte befürchtet werden), ſo werden doch hierdurch einige von dem Buchſtaben der heiligen Schrift angegebene und in den ſymboliſchen Büchern vertheidigte Lehrſätze auf eine willkührige und manchen Leſern anſtößige Art abgewieſen, und wird beinebſt hierdurch der unglückliche Wink gegeben, wie man durch derlei Verdrehungen auch bis in das innerſte Heiligthum der Religion dringen, und die heilige Schrift als deſſen ſchätzbarſtes Kleinod nach Belieben plündern und nach Maßgabe ſeiner Privatmeinungen und Abſichten mißhandeln könne. Wir entſinnen uns auch nicht, je eine Bibelüberſetzung geleſen zu haben, wo man ſich eine ſo ungebundene Freiheit in Anſehung des Grundterts herausgenommen, und unerwieſene Sätze für

gute, gangbare und eigentliche Waare der urſprünglichen Schriftſteller verkauft hätte.“

Das Reichshofrathsconcluſum vom 27. März 1779 lautete hierauf: „Fiat Decretum an den in Gräflich Leiningiſchen Dienſten bisher als Superintendent geſtandenen Dr. Karl Friedrich Bahrdt. Es werde demſelben mit Verwerfung der in Exhibito de praesentato 28. Aprilis anni praeteriti eingebrachten unerheblichen Vertheidigung nunmehro alles einigen Bezug auf die Religion habende Bücherſchreiben, Lehren und Predigen ein für allemal bei Vermeidung ſchärferer Strafe, nicht nur gänzlich unterſagt, ſondern auch fernerweit ernſtgemeſſenſt befohlen, durch eine öffentliche vor der Herausgabe an die Kaiſerliche Bücher-Kommiſſion im Reich zur Einſicht einzuſchickende Druckſchrift, über die in ſeinen zwei Büchern: die neueſten Offenbarungen Gottes, und die Lehre von der Perſon und dem Amte unſers Erlöſers in Predigten, genannt, enthaltene, den allgemein angenommenen Lehrbegriffen der dreien im Römiſchen Reiche beſtehenden Religionen, in mancherlei Betracht zuwiderlaufende, großes Aufſehen und Aergerniß erweckende, ſehr unbeſtimmte und zweideutige Sätze und Ausdrücke, ein deutliches Bekenntniß von der wahren Gottheit Chriſti ſowohl, als von der heiligen Dreieinigkeit, auch daß er ſolche in Zweifel zu ziehen niemals gemeinet geweſen, binnen Friſt von zwei Monaten um ſo gewiſſer abzulegen, als er im widrigen auf Lebenslang außer den Grenzen des Römiſchen Reichs ohnnachſichtlich verwieſen werden ſolle.

„Cum hujus notificatione rescribatur dem Grafen Karl Friedrich Wilhelm zu Leiningen-Dachsburg ex officio zu deſſen ſchuldiger Nachachtung: nicht nur den Dr. Bahrdt nunmehro ſeines bisherigen Lehr- und Predigtamts zu entlaſſen, ſondern auch die in ſeinem Gebiet bereits vorgefundene oder noch weiter vorfindliche Exemplarien der Bahrdt'ſchen neueſten Offenbarungen ſowohl, als der ſo betitelten Lehre von der Perſon und dem Amte unſers Erlöſers in Predigten, ohnverweilt an die Kaiſerliche Bücher-Kommiſſion im Reich einzuſenden, und wie es geſchehen, in termino duorum mensium bei Kaiſerlicher Majeſtät allerunterthänigſt anzuzeigen.“

Wenn auch der Graf von Leiningen keine Luſt gehabt hätte, dieſem Befehle Folge zu leiſten, wenn er auch nicht ſelbſt ein Paar äußerſt delicate Proceſſe gehabt hätte, die beim Reichshofrathe anhängig waren und bei denen er ſich nicht gern favorem judicis verſcherzen wollte, ſo war er doch ein ſo machtloſer Fürſt, mit dem man, wie ſich Bahrdt's

Ankläger, der Herr Weihbiſchof zu Worms, ausdrückte, „nicht viel Umſtände machte.“

So blieb unſerm Bahrdt nichts weiter übrig, als entweder, da er nicht widerrufen wollte und konnte, das deutſche Reich wirklich zu meiden oder zu einem Reichsfürſten zu flüchten, mit welchem der Reichshofrath etwas mehr Umſtände zu machen genöthigt war. Er entſchloß ſich, nach Halle zu gehen, wo er am 28. Mai 1779 mit Frau und Kindern, aber von allem Beſitze entblößt und ohne Ausſicht auf eine anſtändige Subſiſtenz ankam. Kurz vor ſeiner Abreiſe hatte er den Druck des nachſtehenden Glaubensbekenntniſſes veranſtaltet.

III.

Dr. Karl Friedrich Bahrdt's Glaubensbekenntniß,

veranlaßt

durch ein

Kaiſerliches Reichshofrathsconcluſum

1779.

Allerdurchlauchtigſter,
Großmächtigſter und Unüberwindlicher Kaiſer,
auch in Germanien und zu Jeruſalem König,
Allergnädigſter Kaiſer, König und Herr Herr!

Ew. Kaiſerl. Majeſtät haben, aus einer vom Reichsbüchercommiſſarius von Scheben, wegen meiner Ueberſetzung des Neuen Teſtaments, unter dem Titel: die neueſten Offenbarungen Gottes, geſchehenen Anklage, vermittelſt eines höchſt venerirlichen Reichshofrathsconcluſi vom 4. Februar 1778 Sr. Kurfürſtl. Durchlaucht zu Pfalz die Einziehung der noch vorfindlichen Exemplarien des gedachten Buchs und dem Büchercommiſſarius die Einholung theologiſcher Gutachten von Göttingen und Würzburg anzubefehlen, zugleich aber meine einſtweilige Amtsſuſpenſion und die Einſtellung alles auf Religion Bezug

habenden Lehrens und Bücherſchreibens zu verordnen, und hierauf, durch ein zweites Concluſum vom 27. März a. c. mit Verwerfung meiner allerunterthänigſten Bitte um Communication der Klage und Vernehmung meiner weitern Vertheidigung, mich meines Amtes, ſo mir der mit den Episcopalgerechtſamen verſehene proteſtantiſche Reichs=graf von Leiningen=Dachsburg übertragen hatte, und um deſſen Fortſetzung meine Gemeine Ew. Kaiſerl. Majeſtät flehentlich gebeten hatte, gänzlich zu entſetzen, und mir alles Lehren und Bücherſchreiben auf immer zu verbieten, anbei aber, sub poena einer gänzlichen Verweiſung aus den Gränzen des H. R. Reichs, eine über meine wahren und nach dem Vorgeben meiner Kläger hinter ſo zweideutige Ausdrücke verſteckten Lehrſätze abgefaßte Druckſchrift und Bekenntniß der Gottheit Chriſti und der H. Dreieinigkeit, in termino duorum mensium, mir aufzulegen ſich allergnädigſt bewogen geſehen.

Wie ich nun beiden höchſt venerirlichen Concluſis mich ſogleich demüthigſt unterworfen, auch mein Amt bereits verlaſſen, und alles, was mir, meiner Gattin und vier kleinen unerzogenen Kindern bisher Quell des Unterhalts und der Verpflegung geweſen war, ſogar mein im Gräflich Leiningichen Schloſſe Heidesheim mit einem Aufwande von mehr als 6000 Thlr. errichtetes und von tauſend gutdenkenden Menſchen gebilligtes Erziehungsinſtitut mit dem Rücken angeſehen, und ohne alle beſtimmte Ausſichten, mich in ein ander Land gezogen habe; alſo eile ich nunmehro auch noch diejenige Erklärung und Bekenntniß meiner Lehrſätze, Ew. Kaiſerlichen Majeſtät zu Füßen zu legen, welche Allerhöchſtdieſelben von mir zu fordern geruhet haben.

Ew. Kaiſerlichen Majeſtät großer, durchdringender Geiſt und erhabnes, huldvolles, gerechtigkeitliebendes Herz, beides ſo allgemein verehrt, läßt mich hoffen, daß Allerhöchſtdieſelben meine allerwilligſte Unterwerfung mit Gnaden und Wohlgefallen vermerken, und meine nachſtehende Erklärung nach den Geſetzen der Menſchenliebe und der chriſtlichen Duldung aufnehmen und beurtheilen werden.

Ich finde mich aber zu einer ſo offenherzigen und freimüthigen Erklärung jetzo verpflichteter als jemals. Denn wenn ich in meinen zeitherigen Schriften, beſonders in denen, welche das Unglück hatten, meinen Klägern und Richtern zu mißfallen, mich ja zweideutiger und nicht genug beſtimmter Ausdrücke bedient habe, um der Schwachen zu ſchonen, und nicht, durch übereilte Bekanntmachung meiner Einſichten in Dingen, die nach meiner Ueberzeugung das Weſen der Religion

nichts angehen, den Nutzen und Eindruck zu ſchwächen, den ich durch einen guten Vortrag der mir weſentlichen Religionswahrheiten ſtiften zu können glaubte; ſo iſt es gegentheils, bei dieſem meinem Bekenntniß, unverletzliche und heilige Pflicht, meine Ueberzeugungen frei und ohne alle Zurückhaltung, offenherzig zu entdecken, und meinen allerhöchſten Richtern die reinſte Wahrheit aus dem Innerſten meines Herzens vorzulegen, gewiß, daß Ew. Kaiſerliche Majeſtät den ehrlichen Mann, der mit Muth und Entſchloſſenheit erkannte Wahrheit ſagt, mit mehr Gnade anblicken werden, als den Heuchler, der, um des Brods willen, ſeinem Regenten leugt und mit Verletzung ſeines Gewiſſens Menſchengunſt zu erſchleichen ſucht.

Ich geſtehe alſo, daß ich ſchon ſeit einiger Zeit überzeugt geweſen, es enthalte unſer proteſtantiſches Religionsſyſtem Lehrſätze, welche weder in der Schrift noch in der Vernunft einigen Grund haben und die theils der Gottſeligkeit ſchaden, theils, durch ihr der Vernunft Anſtößiges, die Quelle des Unglaubens und der Religionsverachtung bei Tauſenden ſind.

Unter dieſe Lehrſätze rechne ich: Die — von der Erbſünde — von der Zurechnung der Sünde Adams — von der Nothwendigkeit einer Genugthuung — von der blos und allein durch den heiligen Geiſt in dem ſich leidend verhaltenden Menſchen zu bewirkenden Bekehrung — von der ohne alle Rückſicht auf unſre Beſſerung und Tugend geſchehen ſollenden Rechtfertigung des Sünders vor Gott — von der Gottheit Chriſti und des heiligen Geiſtes im Athanaſianiſchen Sinn — von der Ewigkeit der Höllenſtrafen — und einige andre.

Ich habe zwar, wie es von einem Doctore Theolog. Augustanae confessionis ohnehin zu erwarten ſtehet, gegen dieſe vorgedachten Lehrſätze — vor dem Volk — (weder im Predigen noch Katechiſiren) niemalen directe gelehret, ſondern ſie entweder gar übergangen oder doch ſo davon geſprochen, daß ihr ſchädliches davon abgeſondert und ihr irriges gemildert worden (davon meine Predigten über die Perſon und das Amt Jeſu ein Beiſpiel ſind): folglich bin ich auch noch nie von den eigentlichen Verpflichtungen eines proteſtantiſchen Lehrers abgewichen, ſondern habe mit Klugheit und Vorſicht die Geſetze des Staats mit der Gewiſſensfreiheit zu vereinigen geſucht: — feſt überzeugt, daß ſtreitige Religionspunkte nie in den Volksunterricht gehören, und daß folglich auch von ſolchen kirchliches Lehramt verwaltet werden kann, welche von der Syſtemsreligion in ihren Ueberzeugungen abweichen, dagegen aber

deſto eifriger an der reinen Chriſtusreligion halten, und dieſelbe gründlich vorzutragen wiſſen.

Ich muß es alſo nun ſchon ferner wagen, bei dieſer mir zur Pflicht gemachten öffentlichen Erklärung meiner Privatüberzeugungen freimüthig zu geſtehen, daß ich die oberwähnten Lehrſätze, nach meiner geringen Einſicht, für ſchriftwidrig halte und als die Quelle eines doppelten Uebels anſehe.

Einmal empören ſie die geſunde Vernunft, und haben ſo wenig Beweiſe für ſich, daß es kein Wunder iſt, wenn zu allen Zeiten der ſelbſtdenkende und prüfende Theil der Menſchen dieſelben anſtößig fand, und wenn die meiſten davon, um jener Lehrſätze willen, welche die auf ihren Poſſeß trotzende Geiſtlichkeit (die eben nicht immer das Vorurtheil der Gelehrſamkeit, Geiſtesſtärke und der kaltblütigen Prüfungsgabe für ſich gehabt hat), der Welt als alleinſeligmachende Glaubenswahrheiten aufdringen wollte, die ganze Religion verwarfen. Daher man jene Lehrſätze mit Recht als den Hauptgrund des überall einreißenden Unglaubens anſieht, welcher ſich von den Höfen bis in die Hütten des ärmſten Volks ausbreitet, und bald alle Religion in der Welt verdrängen wird, wenn dem Uebel durch keine andern als gewaltſame und freiheitkränkende Mittel geſteuert wird.

Und eben ſo gewiß ſcheint es mir, daß die meiſten der obgedachten Lehrſätze der Tugend und Gottſeligkeit ſchaden. Denn ſobald man die Menſchen überredet, daß z. B. a) jeder von Natur und von Mutterleibe an mit allen Neigungen zu allem Böſen behaftet und ein geborner Feind Gottes iſt; daß er b) zur Befreiung von dieſem Elende und zur Beſſrung ſeines Herzens und Lebens nichts wirken könne, ſondern lediglich den Beiſtand des heiligen Geiſtes dazu erflehen müſſe; daß Gott c) auch auf alle gute Werke des Menſchen und auf allen ſeinen Eifer in der Gottſeligkeit nichts rechne, ſondern Vergebung der Sünden und ewige Seligkeit ihm ſchenke, nicht, wegen ſeiner Beſſrung und Tugend, ſondern wegen eines für unſere Sünde geſchehenen Menſchenopfers und wegen der an unſrer ſtatt geleiſteten Tugend des Geopferten — wenn man ſage ich, die Menſchen dergleichen überredet; ſo iſt's unmöglich, daß ächte Reue über die Sünde und Abneigung gegen das Laſter entſtehen kann; ſo iſt's unvermeidlich, daß das Herz gegen die Tugend kalt und gleichgültig werde, und aller Eifer der Gottſeligkeit ermatte; und es lehrt's auch leider die Erfahrung genug, daß das heutige Chriſtenthum faſt alle Kraft zur Heiligung der Menſchen verloren hat, und

daß ſeine Zöglinge in Abſicht auf Tugend und Glückſeligkeit oft ſehr weit hinter einen auch nur gemeinen Heiden ſtehen.

Ach, allergnädigſter Kaiſer, König und Herr! wie blutet mir das Herz, wenn ich denke, wie werth, wie hochgeachtet das Evangelium Jeſu Chriſti unter den aufgeklärteſten Menſchen in allen Welttheilen ſein könnte, was für Siege es über Unglauben und Laſter erringen, wie ganz anders als bisher es auf die Beſſrung und Heiligung der Menſchen wirken, und was für in die Augen fallende Einflüſſe auf Moralität und Glückſeligkeit daſſelbe zeigen würde, wenn es von allem Unrath menſchlichen Hypotheſen und Meinungen gereinigt und zu ſeiner urſprünglichen Lauterkeit und Einfalt zurückgeführt würde.

O möchten doch Ew. Kaiſerliche Majeſtät von Gott auserkoren ſein, alle diejenigen vor der Wuth der Verfolgung zu ſchützen, welche Kraft und Muth haben, an dieſem großen Anliegen der Menſchheit zu arbeiten, den unüberſehligen Wuſt der Syſtemsreligion zu unterſuchen und das reine Gold der göttlichen und ſeligmachenden Chriſtusreligion wieder herauszufinden.

Möchte unter Allerhöchſtdero Regierung der Tag anbrechen, da in dem chriſtlichen Europa alle die für Chriſten gehalten und in den Rechten des Staats und der Menſchheit geſchützt werden, welche Jeſum Chriſtum verehren und ſeine Lehren befolgen — ohne gezwungen zu ſein, ſich Kefiſch oder Pauliſch oder Papiſch oder Calviniſch oder Lutheriſch zu nennen und auf Menſchenwort zu ſchwören.

Und möchten doch Allerhöchſtdieſelben geruhen, mit Langmuth und Schonung auf mich unſchuldig Verfolgten vom Thron der Majeſtät herabzublicken, und nun mein Glaubensbekenntniß in Gnaden von mir anzunehmen.

Was ich glaube und nicht glaube.

1.

„Ich glaube, daß ich und alle Menſchen Sünder ſind, welche der Gnade und Erbarmung Gottes bedürfen. Daß aber dieſes (daß wir Sünder ſind) uns angeboren ſei und daß alle Menſchen mit der Neigung zu allem Böſen auf die Welt kommen, daran zweifle ich. Vielmehr ſcheinen mir die Menſchen an ihrem Verderben ſelbſt Schuld zu haben. Denn ich bemerke in ihnen von Natur ſo viel herrliche Anlagen zur Tugend, ſo viel angeborne, edle Gefühle und Neigungen, daß vielleicht nur eine andre Erziehungsmethode und von Tyrannei und Luxus

mehr entfernte Lebensart nöthig wäre, um der Menſchheit ihre urſprüngliche Güte wiederzugeben."

2.

„Ich glaube, daß der Menſch, ſo wie er alles Gute Gott zu verdanken hat, auch all ſein moraliſches Gute, was in ihm iſt, der Gnade Gottes ſchuldig ſei. Daß aber Gott die Beſſrung der Menſchen ſelbſt wirke und der Menſch nichts thue, als Gott ſtille halten, iſt wider die Schrift, und beruhet dieſer Irrthum größtentheils auf dem Wort „Gnade," welches die meiſten Lehrer der Kirche bisher gemißdeutet haben."

3.

„Ich glaube, daß uns Gott aus bloßer Gnade unſre Sünden vergiebt und daß unſre Tugend und unſer Eifer im Guten, da er ſelbſt im Grunde Wohlthat Gottes und mit ſo viel Mängeln und Unvollkommenheiten befleckt iſt, einer ganzen Ewigkeit voll Lohn und Seligkeit nicht werth ſei: daß aber doch unſre Beſſrung und Tugend auf der einen Seite die Bedingung ſei, unter welcher uns Gott Vergebung der Sünde und ewige Seligkeit um Chriſti willen (d. h. weil er dieſe Gnadengeſchenke allen Tugendhaften durch Jeſum Chriſtum verheißen und verſiegelt hat) ertheilet, und daß ſie auf der andern Seite die natürliche Quelle der höchſten Seligkeit iſt, aus welcher dieſelbe von ſelbſt erfolget. Daß aber Gott blos um eines Menſchenopfers willen mir meine Sünden vergebe und um einer fremden Tugend willen die Flecken der Meinigen überſehe; das iſt wider meine Vernunft und habe ich auch nie in der heil. Schrift gefunden."

4.

„Ich glaube, daß Gott den Apoſteln ſeinen Geiſt gegeben hat; daß aber dieſer Geiſt eine dritte Perſon in der Gottheit ſei, davon bin ich nicht überzeugt: vielmehr finde ich in heiliger Schrift keine andre Bedeutung von dem *πνευμα άγιον* als dieſe beiden: daß es entweder göttlich gewirkte Gaben, Talente und Kräfte anzeigt, oder das nomen Dei ſelbſt, welches dieſe Gaben mittheilt."

5.

„Ich glaube, daß Gott in und mit Chriſto war, und daß wir folglich alle den Sohn zu ehren verbunden ſind, wie wir den Vater

ehren; allein wie Gott in Chriſto war, ob nach Athanaſius Vorſtellungsart (welche ich gerade für die ſchlechteſte halte) oder nach Arius oder nach Sabellius oder eines andern Meinung, das iſt für den Zweck der Religion, d. h. für die Beſſerung und Beruhigung der Menſchen, ſehr gleichgültig, und ſollte nie mit kirchlicher Autorität entſchieden, ſondern jedem überlaſſen werden, wie er ſich's denken will. Indeſſen ſcheint mir ſo viel aus Vernunft und Schrift bis zur höchſten Evidenz erweislich, daß Chriſtus und der einige Gott Jehova, den er ſeinen Vater nennt, ſehr verſchieden ſind, und daß wenigſtens Chriſtus nicht in dem nämlichen Sinne Gott heiße, in welchem es der einige Gott Jehova heißt; wie er ſich denn ſelbſt über dieſe Benennung Joh. 10 deutlich und ehrlich genug erklärt hat, wenn er denen, die ihm Gotteslästerung vorwarfen, ſagt: — Wenn die Schrift alle die Gott nennt, *προς οὑς ὁ λογος ϑεου ἐγενετο*, d. h. die göttliche Aufklärungen zu Belehrung der Menſchen erhalten haben, wie könnte ich mir über dieſe Benennung einen Vorwurf machen (*ὁν ὁ πατηρ ἡγιασε*), da mich der Vater ſo ganz beſonders ausgezeichnet hat."

6.

„Daß für Chriſten der Glaube an Jeſum Chriſtum die unausbleibliche Bedingung der Seligkeit ſei, iſt unleugbar. Allein daß ſich dieſe Verbindlichkeit auch auf die Nichtchriſten erſtrecke, halte ich für unvernünftig, unmenſchlich und ſchriftwidrig. Und daß dieſer Glaube in einer Ergreifung und Zueignung des Verdienſtes Chriſti beſtehe, halte ich für eben ſo falſch. Wenigſtens ſteht im N. T. ſo wenig von dieſem Begriff des Glaubens, daß es mir ein Räthſel iſt, wie die Lehrer der Kirche je haben drauf fallen können. Der Glaube an Chriſtum iſt Annehmung und Befolgung der Lehre Jeſu und feſtes Vertrauen auf ſeine mit ſeinem Tode beſiegelten Verheißungen einer künftigen Seligkeit der Tugendhaften."

7.

„Daß Gott alle Tugendhafte in einem andern Leben höchſt ſelig machen werde, glaube ich; daß er aber eben ſo geneigt ſei, die Böſen in alle Ewigkeit zu martern und dem Teufel zu übergeben, glaube ich nicht. Denn er ſelbſt ſagt: ich bin ein eifriger Gott, der über die, ſo mich haſſen, die Sünde der Väter heimſuchet bis in's dritte und vierte Glied, aber denen ſo mich lieben und meine Gebote halten, denen thue

ich wohl bis ins tauſende Glied. Daraus ſchließe ich gegen die, welche Gott gern eben ſo ſtrafgierig als gütig machen möchten; wie ſich verhält 4 gegen 1000, ſo verhält ſich Gottes Neigung zu ſtrafen, gegen ſeine Neigung zu belohnen.''

8.

,,Daß es Engel und Teufel giebt, mag wahr ſein: daß ſie aber das ſind, wofür das Kirchenſyſtem ſie ausgiebt — daß ſie leiblich die Menſchen beſitzen, daß ſie ſich als Geſpenſter zeigen, daß ſie in die Seelen der Menſchen wirken, und böſe Gedanken und Vorſätze hervorbringen können, dazu habe ich nie einen hinreichenden Grund gefunden es zu glauben.''

9.

,,Daß die göttlichen Schriften neuen Teſtaments göttliche Belehrungen der Menſchen zur Glückſeligkeit enthalten, denen wir alles Vertrauen und allen Gehorſam ſchuldig ſind, davon bin ich gewiß; daß aber Gott alle in dieſen Schriften enthaltene Worte eingegeben habe, davon habe ich noch nie einen befriedigenden Beweis geleſen.''

10.

,,Daß alle Chriſten die Religionslehren der Schrift, welche ohne Kunſtauslegung darinnen zu finden ſind, zu glauben und zu befolgen verbunden ſind, iſt gewiß, daß aber der Kirche (darunter ich mir doch eigentlich nichts als den großen Haufen [plurima vota] der Geiſtlichkeit denke, die, wie ſchon oben geſagt worden, zu keiner Zeit das Vorurtheil der tiefen Einſicht, Gelehrſamkeit und unparteiiſchen Prüfungsgabe gehabt hat), das Recht zuſtehe, mir aus den Sätzen der Schrift künſtlich gefolgerte Lehren und Begriffe aufzudringen, das glaube ich nicht. Wenigſtens wäre dies ganz wider alle Grundſätze des Proteſtantismus, welcher im Deutſchen Reich mit dem Katholicismus gleiche Herrſchaft und Rechte behauptet. Denn nach dieſen Grundſätzen bin ich in Abſicht auf meinen Glauben an keines Menſchen Anſehen gebunden, ſondern habe das Recht, alles zu prüfen, und nur das zu behalten, wovon ich mich aus Gottes Wort überzeugt fühle. Und dieſes Recht erſtreckt ſich bei proteſtantiſchen Lehrern noch weiter als bei gemeinen Proteſtanten. Denn als ſolcher bin ich ein Theil der repräſentirenden Kirche, und bin daher nicht nur verpflichtet, die Lehrſätze meiner Kirche zu prüfen, ſondern auch das Reſultat meiner Prüfung, wenn es von Wichtigkeit iſt, meinen

Glaubensbrüdern vorzulegen, wie ich bisher in einigen meiner Schriften gethan habe, auch fernerhin thun werde, und in dieſem meinem öffentlichen Bekenntniß jetzt zum erſtenmale vor dem allerhöchſten Richterſtuhle thun zu können, gewürdiget werde.''

Ew. Kaiſerl. Majeſtät geſtatten mir allergnädigſt, nun dieſer meiner Erklärung und Bekenntniß nur dieſes einzige noch hinzuzufügen, was in der That der allergrößten Aufmerkſamkeit werth iſt: daß es mir höchſt wahrſcheinlich iſt, es ſei dies zugleich das Bekenntniß eines ſehr großen und anſehnlichen Theils der deutſchen Nation.

Tauſend und aber Tauſend denken ſo wie ich; nur daß ſie keine Gelegenheit oder Verbindlichkeit oder auch nicht genug Freimüthigkeit haben mögen, es laut zu ſagen.

Tauſend und aber Tauſend wünſchen, ſehnen ſich mit mir nach Reform, nach Freiheit — weil ſie ſehen, daß dieſe Freiheit das ſichre und entſcheidende Mittel ſein werde, den Sieg der Religion Jeſu allgemein zu machen, allen Unglauben zu beſchämen, und in Kurzem eine allgemeine Verbrüderung aller Religionsparteien zu ſtiften.

Tauſend und aber Tauſende flehen mit mir um die Rechte der Menſchheit und des Gewiſſens, und ſtimmen in meine allerunterthänigſte Bitte, daß Ew. Kaiſerl. Majeſtät mit Zuziehung der Stände des Reichs, ein Mittel ausfindig machen möchten, wodurch die beiden Stützen der öffentlichen Glückſeligkeit — Gewiſſensfreiheit und Kirchenfriede — vereinigt und in ewiger Verbindung erhalten werden könnten.

Ich erſterbe in allertiefſter Submiſſion

Ew. Kaiſerl. Majeſtät

allerunterthänigſter Knecht

Dr. Carl Friedrich Bahrdt.

Auf die Angriffe, welche dies Glaubensbekenntniß hervorrief, antwortete Bahrdt, in der Schrift:

Eine Erklärung an das Publicum

über das Bahrdtiſche Glaubensbekenntniß

von ihm ſelbſt.

Berlin bei Auguſt Mylius 1780.

Hier heißt es: „Ich bezeuge, daß ich mich durch mein Glaubensbekenntniß keineswegs von der lutheriſchen Kirche habe losſagen wollen. Denn

a) erſtlich, hört Niemand auf, ein Glied der Kirche zu ſein, der, im Stillen, den oder jenen Lehrſatz der Kirche ſich anders vorſtellt, als der große Hauſe. Sonſt müßten gar viele Lutheraner, Reformirte und Katholiken aufhören, das zu ſein, was ſie ſind. Denn der innere Glaube wird durch die äußere Geſellſchaft, zu der man ſich hält, nicht beſtimmt. Jeder ſelbſtdenkende Chriſt hat ſeine Religion für ſich, das heißt, er folgt innerlich ſeiner Ueberzeugung und äußerlich hält er ſich, — weil er zu einer ſich halten muß — zu einer Kirche, welche ihm vergleichungsweiſe die Beſte dünkt oder — gewöhnlichermaßen zu der, in welcher er geboren iſt. Und da die innere Religion zu den Rechten der Menſchheit gehört, ſo iſt leicht begreiflich, daß darüber weder Fürſt noch Conſiſtorium zu gebieten hat. Die Obrigkeit wacht nur über das Aeußerliche, ſo fern die Kirche eine Geſellſchaft iſt. Und ob einer zu einer Kirche gehöre, und, zu welcher er gehöre, das kann nicht nach den Meinungen und innerlichen Vorſtellungen der Seele, ſondern nach den äußerlichen Handlungen beurtheilt werden. Wer ſich alſo äußerlich zur lutheriſchen Kirche hält, ihre Gottesdienſte beſucht, ihre Sacramente gebraucht ꝛc. der iſt ein Lutheraner, er mag innerlich glauben, was er will. — Und das habe ich bisher gethan. — Ueber die äußere Religion mögen Menſchen richten, über die innere kann nur Gott Richter ſein. — Und man ſage hier nicht etwa, daß durch mein Bekenntniß meine Religion aufhöre, eine blos innerliche zu ſein, und daß ſie folglich dadurch, daß ich meine Meinungen laut geſagt habe, ein Object der weltlichen Obrigkeit werde. Denn dieſer Einwurf fällt augenblicklich in ſein Nichts, wenn man erſtlich überlegt: daß Privatmeinungen, die auf höchſten Befehl laut geſagt werden, dadurch nicht aufhören, Privatmeinungen zu ſein — zweitens: daß auch derjenige, der einzelne Vorſtellungsarten ſeiner Kirche bezweifelt, auch wenn er ſeine Zweifel laut ſagt, deswegen noch nicht aufhört, Glied ſeiner Kirche zu ſein. Denn es kommt ja darauf an, wie er es ſagt. Wenn ich z. B. über das Geſetzbuch meines Königs meine Meinung ſagte, und ein oder anderes Geſetz, in einem gewiſſen vorausgeſetzten Sinne, in Anſicht auf ſeine Güte oder Nutzen bezweifelte, würde ich dadurch ein Rebell werden? Und wenn ich ſogar in einer Druckſchrift, über einzelne Geſetze Bedenklichkeiten äußerte, und dem Landesherrn einige gründliche Verbeſſerungen ehrerbietig vorlegte: würde ich dadurch aufhören, ein Unterthan meines Regenten zu ſein? Würde man mir um deswillen Schuld geben, daß ich mich vom Staate losgeſagt hätte? Oder würde mein wahrheitsliebender König nicht

vielmehr dieſe Vorſchläge prüfen laſſen, und mich, wenn ſie gründlich und dem Lande heilſam wären, dafür belohnen? Alſo — kann ich ja hundert Religionszweifel haben, auch dieſe Zweifel, und meine vermeintlich beſſere Vorſtellungsarten laut anzeigen, — ſo lange ich Gottes Wort und die Sacramente meiner Kirche beibehalte, und mich nicht ſelbſt öffentlich, — mit declarirter Reſiſtenz gegen alle Belehrung, — von ihr losſage, ſo lange bleibe ich Mitglied meiner Kirche. Und ſo berufe ich mich nun

b) auch auf den Augenſchein — in meinem Glaubensbekenntniß ſelbſt, welcher jeden, der nur ſieht was er ſieht, nicht, was er ſehen will, zu dem Geſtändniß nöthigen wird, daß nicht eine Spur von jener Losſagung darinnen zu finden ſei — und — wem damit noch nicht genüget, den erinnre ich

c) an eine unzählbare Menge von Beiſpielen und Vorgängern, welche lange vor mir, ihre Privatmeinungen über einzelne Vorſtellungsarten des Kirchenſyſtems laut genug geſagt haben, ohne deswegen für Abtrünnige erklärt worden zu ſein.

„Ich bezeuge endlich, daß es mir nie in den Sinn gekommen iſt, eine eigne Secte zu ſtiften. — Ich halte ein ſolches Vorhaben, bei jetziger Verfaſſung des deutſchen Reichs an ſich ſelbſt für eben ſo abgeſchmackt als unmöglich. Hiernächſt darf ich mich wohl rühmen, ſo viel Menſchenkenntniß zu beſitzen, um einzuſehen, daß, geſetzt auch ich hielte meine Privatmeinungen für die alleinige abſolute Wahrheit, dennoch für dieſe vermeinte Wahrheit mit einer neuen Secte nichts ausgerichtet ſein würde: weil — ſo lange Menſchen Menſchen ſein, wenigſtens ſo lange unter den Menſchen der eigene Gebrauch ihrer Seelenkräfte fortdauern wird — auch Verſchiedenheit des Glaubens, der Ueberzeugung, und der Vorſtellungsarten in der Religion fortdauern werden. Wozu ſollte ich mir alſo eine neue Secte wünſchen? — Nein, wahrhaftig, ich freue mich mit dankbarem Herzen jedes Schimmers von Licht, deſſen mich Gott in meiner Erkenntniß gewürdigt hat, und lebe meines Glaubens ſo, daß ich dabei das ganze Glück einer beruhigten Ueberzeugung ſchmecke: aber ich bin ſo fern von aller Proſelytenmacherei, daß ich vielmehr wünſche, es möchten alle ſpeculativen Gegenſtände des Glaubens allen Menſchen zu eigener Forſchung frei gegeben, und gar Niemanden eine beſtimmte Vorſtellungsart jener ſtreitigen Lehrſätze mehr aufgedrungen werden.“

Ein trübſeliger Zuſtand war es, in dem Dr. Bahrdt in Halle einzog, einzig angelockt durch den Gedanken, daß in den Staaten des Großen Friedrich die Verfolgungen von Ketzerhaſſern ihm nichts weiter würden anhaben können. Ein einziger Koffer enthielt ſeine und der Seinigen Habſeligkeiten.

Dabei fand er in Halle kein Herz, das an ſeinem Schickſal Antheil genommen oder ihm einen guten Rath gegeben hätte. Johann Salomo Semler, dieſer Matador der theologiſchen Facultät in Halle, welcher ſeiner kritiſchen Forſchungen wegen ſelber eine Zeitlang das Ziel orthodoxer Verfolgungsſucht geweſen iſt, erklärte ſich von vornherein gegen Bahrdt: ſei es, daß ihn ſeine Stellung als Profeſſor gegen die ihm zu weit gehende Aufklärung Bahrdt's Angſt einflößte, ſei es, daß ihm, dem berühmten Kritiker, der Weitergehende fatal war, ſei es auch, daß er durch die Gegenwart des Dr. Bahrdt eine Vermindrung des bisher gewohnten Applauſes fürchtete. Bahrdt machte einen Beſuch bei ihm und bei den andern Halliſchen Theologen, Freylingshauſen, Knapp und Nöſſelt, doch kein einziger von ihnen erwiederte den Beſuch. Johann Auguſt Eberhard, Profeſſor der Philoſophie, Verfaſſer der „Neuen Apologie des Socrates," war der einzige Mann, der den weiland Superintendenten durch ein leichtes, mit franzöſiſchem Ton angebrachtes: „Bon jour, mein lieber Herr Doctor, wie geht's Ihnen" manchmal in ſeiner Wohnung beehrte. Bahrdt ſah bald, daß, wenn es auf die Theologen ankam, das Gouvernement ihn zwar toleriren ſollte, daß die Theologen aber nun auch von ihm erwarteten, er werde dieſe Duldung durch eine retirirte Haltung zu würdigen wiſſen.

Der Hallenſer Philiſter handelte auch ganz im Sinne der Ehren-Theologen. Wenn Bahrdt auf der Gaſſe ging, wichen ihm die Leute aus. War er vorbei, dann ſah man ſich um und zeigte mit Fingern auf ihn, man lief ans Fenſter und ſah ihm nach. Außer Eberharden war der Barbier der Einzige, den Bahrdt zu ſprechen bekam.

Bahrdt beſchloß, ſich durch Schriftſtellerei zu ernähren. Er bearbeitete das alte Teſtament im Auszuge und in der Art, daß er die Geſänge der Propheten ſogleich in die Geſchichte verarbeitete, auch mehrere altteſtamentliche Geſänge, die ihm gemeinnützig oder beſonders ſchön vorkamen unter eigene Rubriken ſonderte. Dieſes Buch, 60 Bogen ſtark, erſchien Oſtern 1780 bei Mylius in Berlin unter dem Titel „die kleine Bibel."

In demſelben Jahre erſchien ſeine „Apologie der Vernunft, durch

Gründe der Schrift unterſtützt, in Bezug auf die chriſtliche Verſöhnungs-lehre, Herr Dr. Seiler zugeeignet" (Baſel). In dieſer Schrift zeigte Bahrdt, philoſophiſch und exegetiſch, das Unſtatthafte aller der Beweiſe, durch welche die Theologen und inſonderheit der Erlanger Profeſſor Georg Friedrich Seiler die Verſöhnungslehre zu unterſtützen pflegten. Dabei entwickelte er alle Widerlegungsgründe der Vernunft und zeigte zugleich, mit was für unzählbaren Schnitzern gegen Logik und gemeinen Sinn Seiler dieſe Vernunfteinwendungen zu löſen verſucht. Und endlich zeigte er durch Induction, daß die heilige Schrift in keiner einzigen Stelle die Verſöhnungslehre vortrage, ſondern daß überall die moraliſche Ausbeſſerung der Menſchheit als Zweck des Lebens und Todes Jeſu angezeigt werde.

Das Preußiſche Gouvernement hatte anfänglich mit Bahrdt die beſten Abſichten gehabt. Der Staatsminiſter v. Zedlitz hatte daran gedacht, Bahrdten in den Königlich Preußiſchen Staaten auf eine anſtändige Art zu verſorgen und ſeine Talente dem Lande nutzbar zu machen. Gleich nach Bahrdt's Ankunft in Halle hatte dieſer Miniſter im Tone des unverſtellten Menſchenfreundes an ihn geſchrieben: „Seien Sie uns willkommen, mein lieber Herr Dr. Bahrdt, in den preußiſchen Staaten. Genießen Sie nun nach ſo viel überſtandenen Leiden und Gefahren der Ruhe. Sie können verſichert ſein, daß ich ꝛc." Es hieß, der Miniſter wolle Bahrdten eine ehrenvolle und gute Verſorgung im Lehrfache geben. Aber die Halliſche Facultät, Ehrn-Semler an der Spitze, that Alles, um die Abſicht des Miniſters zu Nichte zu machen.

Herr Semler glaubte, wie er in ſeiner Autobiographie erklärt, als ein alter Profeſſor zu Veränderungen der öffentlichen Religionslehre, wie ſie in Bahrdt's „Glaubensbekenntniß" ausgeſprochen waren, ohne Nachtheil ſeiner ſelbſt und der Königlichen Univerſität unmöglich ſchweigen zu können. Er ſchrieb daher eine „Antwort auf das Bahrdt'ſche Glaubensbekenntniß." (Berlin 1780.)

Hiermit nicht zufrieden, wußte er die Halliſche theologiſche Facultät zu bewegen, daß ſie bei dem Miniſter v. Zedlitz gegen Bahrdtens Anſtellung remonſtrirte. Die Facultät ſandte in der Bahrdt'ſchen Sache zwei Berichte nach Berlin.

„Unſer Beruf," heißt es in dem zweiten Bericht (der erſte war faſt ganz mit Dingen über Bahrdt's Character angefüllt, welche die ehrenwerthen Herrn vom Hörenſagen hatten und nicht beweiſen konnten) „unſer Beruf bringt es mit ſich, nicht nur die Verbreitung unmittelbar

irreligiöſer Grundſätze zu verhüten, ſondern auch über die Lehren zu halten, welche in der heiligen Schrift, und nach ihr in der Augsburgiſchen Confeſſion begriffen ſind.

„Wenn wir demnach an Ew. Hochfr. Exc. uns neuerlich wendeten, um vorzubauen, daß Dr. Bahrdt auf unſrer Univerſität am wenigſten als Docent zugelaſſen werden möchte, ſo handelten wir als rechtſchaffene Männer, denen ihre Pflicht, Gewiſſen und Eid theuer iſt. Wir kannten über dieſes auch mehrere in ſeinen Schriften und Handlungen gegebene notoriſche Merkmale des Leichtſinnes, daß wir alſo ſeinen hieſigen Aufenthalt und erhaltene Erlaubniß, öffentlich lehren zu dürfen, für das Beſte der Univerſität nicht gleichgiltig halten konnten; indem, wenn ihm gleich theologiſche Vorleſungen zu halten nicht verſtattet worden, er doch Gelegenheit genug bekommen mußte, nach ſeiner bekannten Wirkſamkeit den uns anvertrauten Studioſis ſeine Meinungen und gehäſſigen Begriffe von öffentlichen Lehren der evangeliſchen Kirche durch Vortrag oder Umgang beizubringen. Wir finden daher auch noch keine Urſache, uns unſrer pflichtmäßigen und beſcheidenen Vorſtellung zu ſchämen, und verdienen daher um ſo weniger die Vorwürfe eines teufliſchen Verfolgungsgeiſtes, oder ſolcher im Finſtern ausgedachten und zum Theil ausgeführten Projecte, wodurch dem Dr. Bahrdt Freiheit, Leben und Verdienſt entzogen werden ſollte, oder einer Mißgunſt, die ihm alle Mittel entziehen wolle, die Jugend in gemeinnützigen Dingen zu unterrichten.“

Der Miniſter ſah ſich von den Theologen ſo beſtürmt und mit fortdauernden Unruhen ſo bedroht, daß ſeine anfängliche Wärme erkalten und er ſich damit begnügen mußte, Bahrdten in Halle zu behaupten und ihm das Recht zu ertheilen, als Privatdocent Philoſophie und Humaniora zu leſen.

Nun trug Bahrdt Rhetorik im Auditorium des Magiſter Mangelsdorf vor. Der Zulauf der Studenten war ſo groß, daß nicht nur das parterre liegende Auditorium, ſondern auch der Hof gepfropft voll war. Die Studenten ſchleppten eine alte Waſchrolle, die unter der Einfahrt ſtand, herbei, öffneten die Fenſter und ſtanden ſo an den Fenſtern bis oben hinauf. Der Hauswirth beklagte ſich, daß ihm Waſchrolle und Fenſter verdorben würden. Und um nur die Hospitanten zu vertreiben und ſie zugleich zu entſchädigen, verſprach Bahrdt, wöchentlich eine Stunde auf der Wage unentgeltliche Vorleſungen über die Theorie der Declamation zu halten.

Er hielt Wort, und nun kam die ganze Univerſität; in der erſten Stunde waren über 900 Studenten verſammelt, das ſämmtliche Pedellen-Perſonal war aufgeſtellt. Bahrdt behielt, trotzdem daß er die Vorleſungen auf eine ungünſtige Stunde verlegte, bis an's Ende über 500 Zuhörer beiſammen. —

Außer einer neuen Bearbeitung der neueſten Offenbarungen Gottes, die Bahrdt bei Mylius unter dem Titel „das neue Teſtament oder die neueſten Belehrungen Gottes durch Jeſum und ſeine Apoſtel, mit Anmerkungen für Ungelehrte" herausgab, veranſtaltete Bahrdt nunmehr auch eine Wochenſchrift „Briefe über die Bibel im Volkston," deren erſte ſechs Quartale in Halle gedruckt wurden, deren Fortſetzung dann Mylius in Verlag nahm unter dem Titel: „Ausführung des Plans und Zweckes Jeſu in Briefen an Wahrheitſuchende Leſer." — Welches war die Tendenz dieſes Werkes?

Als Bahrdt nach Halle kam, war von alter Dogmatik in ſeiner Seele nichts mehr übrig, als noch eine dunkle Vorſtellung von der Göttlichkeit der heiligen Schrift. Die poſitiven Lehrſätze des Syſtems hatte ſeine Vernunft gänzlich vertrieben, daran allein hing er noch, daß beſonders die Lehre Jeſu von einer übernatürlichen Offenbarung abſtammen müſſe. Daß ſich Gott für das Chriſtenthum und deſſen Bekanntmachung und Einführung auf eine ungewöhnliche und gewiſſermaßen unmittelbare Art verwandt haben müſſe, ſchien ihm noch unleugbar zu ſein. Es war ihm, als wenn er das Chriſtenthum nicht aus einer natürlichen Quelle herleiten und einer gewöhnlichen Concurrenz der Vorſehung zuſchreiben könnte. Bahrdt war überhaupt in der Hiſtorie der Religion noch ganz zurück und hatte vornehmlich über bibliſche Geſchichte noch gar nicht philoſophiſch nachgedacht.

Den Hauptſtoß in Bezug auf ſeinen Offenbarungsglauben brachte ihm Eberhard bei. Wenn Bahrdt dieſen Philoſophen beſuchte, ſo gerieth er mit demſelben manchmal in ſpeculative Geſpräche und unter andern kam einſt die Rede auf Socrates, von welchem Eberhard mit einem ſo außerordentlichen Enthuſiasmus ſprach, daß es Bahrdten eine Art von Ehrgeiz wurde, ſich gegen die allzugroßen Lobſprüche dieſes Mannes aufzulehnen. Er behauptete, daß denn doch des Socrates moraliſche Weisheit mit dem Lehrgebäude des Chriſtenthums nicht zu vergleichen ſei. Und Eberhard überführte ihn, daß Chriſtus keinen weſentlichen Lehrſatz vorgetragen habe, den Socrates nicht ebenfalls gelehrt hätte.

Die nun erwachſende Ueberzeugung, daß das Lehrgebäude der chriſtlichen Moral auch ohne Offenbarung von Chriſtus aufgeſtellt werden könnte, brachte die letzte Entfeſſelung hervor, die Bahrdt in ſeinem Leben feierte. Bahrdt ſah eine neue Laufbahn vor ſich, von der er freudig gewiß war, daß die Vorſehung dieſelbe durch ſeine vorhergegangenen Schickſale erzielt habe. In der Vorrede zu ſeiner dritten Ausgabe der Ueberſetzung des N. T. verwarf er alle ſeine vorigen Schriften bis auf ſein Glaubensbekenntniß, feierlich vor dem Publikum erklärend, daß er nur die auf jenes Glaubensbekenntniß erfolgten und erfolgenden Schriften für ſeine echten Schriften erkenne, welche ſeine wahren und gereifteren Ueberzeugungen darſtellten.

Er ſah die Offenbarung jetzt als eine gewöhnliche und natürliche Veranſtaltung der göttlichen Vorſehung an. Er betrachtete Moſen, Jeſum, wie den Confuzius, Luthern, Semlern und ſich ſelbſt als Werkzeuge der Vorſicht, durch welche dieſe auf die Menſchheit Gutes wirkt nach ihrem Wohlgefallen. Er war überzeugt, daß alle dieſe und ähnliche Männer lediglich aus der Quelle der Vernunft geſchöpft hatten. Und die äußerlichen Umſtände, unter welchen ſie gelebt und gehandelt hatten und durch welche ſie auf ihre Vernunftkenntniſſe und deren Ausbreitungsart waren geleitet worden, ſah er als die Mittel an, deren ſich die Vorſehung bedient hatte, ihnen dieſe Kenntniſſe beizubringen und ſie zu dieſen Handlungsweiſen gleichſam zu nöthigen.

Es war Bahrdten immer unwiderſtehlicher Trieb, ſeine Wahrheit, wie das nährende Brod, mitzutheilen und ſie durch Mittheilung ſich ſelber genießbarer zu machen. So fiel es ihm ein, nach neu gefundener Wahrheit das Wochenblatt über die Bibel zu ſchreiben. Der Briefton ſchien ihm der bequemſte: er wollte das Neue Teſtament der Reihe nach durchnehmen und mit Hilfe der Logik und Exegeſe etwas Vernünftiges bei jeder Stelle denken und ſeine Leſer denken lehren.

So räſonnirte er denn über die erſten Kapitel Matthäi, mit der Vorausſetzung, daß alles Wunderbare und Uebernatürliche blos Kolorit der Erzählung ſei, welches von den Reſten des jüdiſchen Aberglaubens der Erzählenden herkomme. Er bemühete ſich, mögliche Erklärungsarten zu finden, bei denen die Geſchichte an ſich ſelbſt Wahrheit behalten konnte und das Wunderbare ſich wegſchaffen ließe.

Der griechiſche Mythus von der Geburt des Plato fiel ihm ein, wie dem Vater Plato's ein Dämon erſcheint, der ihn auf die Geburt des Kindes aufmerkſam macht, wie die Eltern nach der Geburt auf dem

Berge Hymettus opfern und in dem Munde des Kindes die Bienen einen Honigſtock anlegen, wie endlich die Tradition hinzuſetzt, das ſei geſchehen, auf daß erfüllt würde, was Homer ſang: aus ſeinem Munde floß die Rede lieblicher denn Honig. Bahrdt zeigte nun, wie möglich es ſei, daß auch von Chriſto, aus Enthuſiasmus für dieſen erhabenſten Lehrer der Menſchheit, dergleichen Umſtände ſeiner Ankunft und ſeines übermenſchlichen Urſprunges erdichtet worden wären.

Jeſus Chriſtus nämlich blieb Bahrdten der Größte und Verehrungswürdigſte der Sterblichen. Hatte er ihn in ſeiner orthodoxen Epoche als Gott angebetet, ſo verehrte er ihn nun weit inniger und herzlicher als den Wohlthäter der Menſchheit und als das Muſter der Weisheit und Tugend. Fortan ſtellte er in ſeiner Schrift Jeſum als einen Mann dar, welcher als das wohlthätigſte Werkzeug der Providenz ſich nur für die Aufklärung und Beſeligung der Menſchheit aufgeopfert hatte.

In Hinblick auf die Myſterien der Alten führte Bahrdt ferner die Hypotheſe durch, daß Chriſtus den Plan gehabt habe, durch Stiftung einer geheimen Geſellſchaft die von Prieſtern und Baalspfaffen verdrängte Wahrheit unter der Menſchheit zu erhalten und fortzupflanzen.

Ein Werk mit ſolcher Tendenz mußte viel Aufſehen machen in der Welt; die Prediger intonirten auf den Kanzeln dagegen; der Paſtor Jünken in Halle warnte ſeine Gemeinde vor dieſer verführeriſchen Schrift. Der Paſtor Aahlen in Altona, welcher ſubſcribirt hatte, ſchickte dem Verleger die erſten Bogen zurück und verbat ſich die Fortſetzung: er wolle ſich nicht noch in ſeinen alten Tagen in ſeinem Glauben irre machen laſſen.

Neben ſeinen ernſten Arbeiten verfaßte Bahrdt eine Schrift, die einen ungeheuern Lärm erregte, ſeinen „Kirchen- und Ketzer-Almanach,“ der bei Frommann in Züllichau erſchien.

IV.

Kirchen= und Ketzer=Almanach

aufs Jahr 1781.

Häreſiopel

Im Verlag der Eccleſia preſſa.

Die Einrichtung dieſes Kalenders iſt folgende. Faſt zu jedem Tage des Jahres iſt ein Theologe als Heiliger geſetzt, und daneben eine Witterungsanzeige, die meiſtens eine höchſt ſchlagende Characteriſtik des „Heiligen" enthält, z. B.

3. Jan.	Mittwoch	Diez	Höchſte Kälte, daß alle Säfte, vornemlich das Hirnmark erfrieren.
30. Jan.	Dienſtag	Heuſinger	Nächte, wo ſichs gut ſchlafen läßt.
5. April	Donnerſtag	Herder	Gut auf Stelzen gehen.
1. Mai	Dienſtag	Leſſing	Die Sonne blendet.
8. Mai	Dienſtag	Nicolai	Reinigende Luft.
3. Juli	Dienſtag	Götz	Schwüle Luft und Donnerwetter.
4. Sept.	Dienſtag	Lilienthal	Groß Waſſer.
30. Nov.	Freitag	Fiedler	Dreckigt.

Während in den Mai lauter helldenkende Männer gebracht ſind und eine günſtige Wittrung angeſagt iſt, bringt der December dagegen zu allen ſeinen Kalenderheiligen die Wetterbemerkung: „In dieſem ganzen Monat iſt die Wittrung ſehr bequem zum Schlafen und verdauen; viel Nacht und wenig Tag.

Auf den Kalender mit ſeinen kurzen Characteriſtiken folgt eine ausgeführtere Darſtellung der Kalenderheiligen. Wir heben nur die Beſprechung dreier Männer daraus hervor.

Johann Chriſtoph Luckas.

Wir kennen dieſen Mann nicht weiter als aus der Leipziger politiſchen Zeitung, wo wir zu wiederholtenmalen folgenden Aufſatz von ihm geleſen haben. „In der Ritterſtraße in Schäfers Hauſe iſt beim Autor

ſelbſt zu haben, 1) D. Karl Friedrich Bahrdt's Glaubensbekenntniß methodice beantwortet, 2) Deſſelben neue Erklärung an das Publikum über ſein Glaubensbek. beſtrafend widerlegt, 3) Jeſus Chriſtus der gläubigen Seele ein und alles, um welches zürnet und eifert der Glaubenstochter brünſtige Liebe: welches beſtätiget und beweiſet die methodiſche Antwort auf das B. G. B. als auch D. J. F. Tellers wohlverdienter Theil, welchen er hier bekommt, von J. C. Luckas. — Alle drei Stück aber zuſammen, ſollen nicht um 12 Gr. wie vorher, ſondern beim billigen Autor um einen ſehr billigen Preis, um 6 Gr. verkauft werden.'' Dadurch wurden wir neugierig, den Mann näher kennen zu lernen, und wagten 3 Gr. Briefporto an ihn. Aber unſer Correſpondent konnte uns zwar obgedachte Schriften ſchicken, aber uns nicht berichten, ob der Mann ein Schneider oder Schuſter ſei. Nur das meldete er, daß er ſich zur Gemeine der Stillen im Lande halte, und — ein Narr ſei. Und das fanden wir denn auch in ſeinen Schriften, die wir als ein Mittel, durch Erſchütterung des Zwergfelles, die Verdauung zu befördern, männiglichen empfehlen und anpreiſen. —

,,Kein Socianer, hebt er an S. 5 kein Arianer hat es jemals ſo arg und lächerlich gemacht, wie Bahrdt thut! ja man kann mit Grund der Wahrheit ſagen, daß dieſer Erzböſewicht von jenen drei unreinen Geiſtern (eingefleiſchten Teufeln) iſt, welche Fröſchen gleichen, Offenb. 16, 13, 14. ja wohl gar ſelbſt ein actueller derſelben iſt.'' — ,,Der heilloſe Bube will die zweite und dritte Perſon der Gottheit abgeſchafft wiſſen'' S. 14. — ,,Dieſer verfluchte Menſch giebt Chriſtum und den H. Geiſt alle Sünden und Laſter ſchuld'' S. 21. (Und nun noch der Beſchluß der methodiſchen Antwort.)

,,Siehe Bahrdt, wirſt du dein vom Drachen dir aufgetragenes Apoſtelamt muthig und treulich verwalten, ſo kannſt du gewiß verſichert ſein, daß dein und deiner Glaubensbrüder und Schweſtern Lohn mit euern Prinzipalen zugleich groß ſein wird, jedoch nur im Feuer- und Schwefelſee — da hat alles Quarren und Quaken ein Ende! Dreieiniger Gott, Vater Sohn und h. Geiſt, dich bete ich an in dreien Perſonen — und ſage und ſchreibe dir zu Benedeiung — Hallelujah! Amen.'' In der zweiten Schrift, welche in eben dieſem Tone geſchrieben iſt, werden die Herrn Jeruſalem, Teller, Büſching, Semler, zugleich mit aufgeführt, und als Höllenbuben und Teufelsbraten vorgeſtellt, zuletzt auch Sr. Majeſtät dem König von Preußen Gottes Strafgericht ange-

kündigt, daß er ſolchen böſen Buben Schutz gebe, mit der Verſicherung, daß auch ihn noch wohl ein Mächtigerer ſtürzen, und ſeinen Fall bewirken könne, wenn er ſich nicht beſſere. —

Johann Georg Herder.

Iſt ein Kraftgenie. Und man weiß ja, wie dieſe Herren ſind. Sie rennen überall den Leuten wider die Stirn, ſchlagen links und rechts um ſich, ſehen alles was ihnen in den Weg kommt, für unſers Herrgotts Hornvieh an, und denken ſich immer als die Einzigen vernünftigen Geſchöpfe, die unter dem Monde leben. — Herr Herdern war ſchon die Welt zu enge, da er noch Rector in Riga war. Er legte ſein Amt nieder, und ging aus, ſich eine höhere Bahn zu ſuchen. Seine Fragmente waren das erſte, was das deutſche Publikum aufmerkſam auf ihn machte. Und ſchon da zeigte er, daß es ihm nicht genüge, ſelbſt groß zu ſein, ſondern daß er auch das Gebäude ſeiner Größe ſchlechterdings auf den Trümmern fremder Ehre errichten wolle. Im Jahre 1774 entdeckte er ſich vollends ganz: da er in ſeiner älteſten Urkunde und denen darauf erfolgten funfzehn Provinzialblättern alle ſeine Vorgänger in der Schriftauslegung, namentlich einen Grotius, (den er als Buben und Schurken behandelt) desgleichen Herrn Michaelis, Spalding, und mit ihnen faſt alle neuere Theologen, denen die Welt ihr bischen Aufklärung in der Religion zu verdanken hat, als Grützköpfe aufſtellte und ſich vor denjenigen ausgab, der allein die Ehre des Heiligthums retten, und Geſichtspunkt, Sinn und Deutung der alten Religionsurkunden aufzufinden — vom Himmel geſandt ſei. Dieſer Geiſt herrſcht auch in den Liedern der Liebe (wo die Tellerſche Pſalmprobe verächtliche Seitenblicke bekommt,) und im Maranatha. Ueberall Eigendünkel und Alleinweisheit. Und doch im Grunde — in allen dieſen herderiſchen Schriften nichts als Hypotheſen — die er mit der ganzen Macht einer lebhaften Imagination zuſammenzureihen, und denen er vermittelſt des eigenen Klingklangs ſeines hyperboliſchen Styls ein ſo grelles Colorit zu geben weiß, daß der große Hauſe ſie anſtaunt, Maul und Naſen aufſperrt, gafft, bewundert, ſich die Stirne reibt, die Augen auswiſcht, um was zu ſehen und — nichts ſieht — weils nichts iſt — indeß daß der Weiſe die Achſeln zuckt, und die geäfften Zuſchauer bedauert. Das abgeſchmackteſte unter allen iſt ohnſtreitig ſeine erklärte Offenbarung Johan-

nis unter dem Titel Maranatha, wo noch dazu die Hauptſache (daß das Buch eine poetiſche Verkündigung — von der Zerſtörung des Judenthums iſt) mit ſammt den Beweiſen aus dem Joſephus nicht, wie H. H. vorgiebt, ſeine Erfindung iſt, ſondern längſt aus den Bahrdtiſchen neueſten Offenbarungen jedermann bekannt ſein müßte. Wenn wir unſer Urtheil von Herdern kurz ſagen ſollen, ſo würden wir ihn den Pendant von Lavatern nennen. Eine raſche, feurige, lebhafte, kühne Imagination, die alles umfaßt, alles durchſchaut, — alles im hohen Sonnenglanze ſieht — folglich immer mehr ſieht, als die andern Sterblichen mit dem gemeinen Auge entdecken, — folglich alles koloſſaliſch findet, und koloſſaliſch denkt, und koloſſaliſch nachmahlt. Das einzige unterſcheidet ihn von Lavatern, daß er die Gegenſtände, die ihm ſeine Imagination zeigt, mit etwas ſcharfem Blick beobachtet — daher er weniger Schwärmer iſt: dazu auch wohl das flüchtigere Blut das meiſte beitragen mag. Uebrigens iſt er ein kaum mittelmäßiger Philoſoph und in der Sprachkunde, vornämlich im Hebräiſchen, nahe an der Sphäre der Unwiſſenden — welches wir ihm auf ſein gebührendes Nachſuchen ad oculum zu demonſtriren erbötig ſind.

Johann Wolfgang Goethe.

Er geht, auch in der Theologie — wie die Genies alle, ſeinen eigenen Weg — iſt zu klug, um die Religion der Götzen und Seiler zu verfechten, und zu ſtolz, um ſich an die Reformatoren anzuſchließen. Daher hat er mit Herdern und einigen andern eine eigene Mittelbahn betreten, hat rechts und links Orthodoxen und Ketzern Ohrfeigen ausgetheilt, und — im Grunde mit dem lieben Publikum ſeinen Spaß gehabt.

V.

Bahrdt erkannte, daß bei den Auftritten unter den Theologen, bei welchen faſt kein Einziger mehr ganz mit dem Andern übereinſtimmte, ſondern jeder ſich ſein Maaß von Aufklärung feſtſetzte und bald mehr bald weniger von der alten Theologie wegwarf, daß, ſage ich, faſt kein

Menſch mehr wiſſe, was eigentlich orthodoxe Theologie und doctrina publica ſei und was hingegen zu den neuern Sätzen der Ganz- oder Halb- oder Viertels-Aufgeklärten gehörte. Er ſchrieb daher ſein Systema Theologiae Lutheranae orthodoxum cum brevi notatione dissensionum recentiorum. Hier ſtellte er das ganz eigentlich orthodoxe Lehrgebäude hin und in kurzen unter den Text geſetzten Noten bemerkte er die Abweichungen der Neuern trockenhiſtoriſch an. Der Cenſor gab den erſten 10 Bogen das Imprimatur, dann aber wurde ihm die Hölle heiß gemacht: da Bahrdt der Verfaſſer dieſes Buches war, ſo mußten natürlich die hiſtoriſchen Noten unter dem Text eine mehr als geſchichtliche Tendenz haben. Der Cenſor (Johann Ludwig Schulz, Profeſſor der Theologie zu Halle) fand nöthig, die Facultät zu Rathe zu ziehen, und dieſe erklärte, daß dem Systema orthodoxum das Imprimatur nicht ertheilt werden könne.

Trotzdem druckte Bahrdt weiter: aber noch ehe das Werk fertig war, wurde durch einen Mißbrauch des Cenſoramtes in einer Recenſion der Halliſchen Gelehrten-Zeitung Bahrdt's Systema orthodoxum als eine elende Compilation alter Hefte angekündigt und alle Welt gewarnt, dies fehlervolle, ſeichte und ganz unnütze Werk zu kaufen. Bahrdt aber, der nicht gewohnt war, ſich von Facultäten tyranniſiren zu laſſen, ſchrieb ſeine „Appellation an das Publikum wegen einer Cenſurbedrückung, das theologiſche Syſtem betreffend" (1785), eine derbe Schrift, welche die Willkürlichkeit und die unnoble Verfahrungsweiſe der Facultät aufdeckte.

Dieſe hoffte durch Blitze von Berlin aus ſich den Kampf zu erſparen, ſie verklagte Bahrdten bei Hofe, erhielt aber den Beſcheid, daß ſie Bahrdt's ſchriftſtelleriſche Freiheit widerrechtlich gekränkt habe und ſolche unangenehme Ausfälle auf ihre eigene Rechnung ſetzen müſſe. Darauf ließ ſich die Facultät durch den Profeſſor Johann Auguſt Nöſſelt in einer Schrift vertheidigen, welche von Ausfällen auf Bahrdt's Perſon und moraliſchen Character voll war. Bahrdt antwortete mit ſeiner, „abgedrungenen Replik auf die Erklärung der theologiſchen Facultät zu Halle" (Berlin 1785.)

Die meiſterhafteſte Broſchüre, durch Bahrdt's Streit mit der Halliſchen Facultät hervorgerufen, iſt der „Theologiſche Beweis, daß Dr. Bahrdt Schuld an dem Erdbeben in Calabrien iſt," eine Schrift, welche eine ſo treffende Characteriſtik der theologiſchen Beweisart, Wendungen

und Sophiſtereien enthält, daß wir es nicht unterlaſſen dürfen, ſie im Folgenden faſt ganz mitzutheilen. Ihre Autorſchaft wurde Bahrdten zugeſchrieben, doch hat er dieſelbe abgeleugnet.

Theologiſcher Beweis,

daß der Doctor Bahrdt ſchuld an dem Erdbeben in Kalabrien ſei.

Der
Hochwürdigen theologiſchen Facultät in Halle
demüthig zugeeignet
von Simon Ratzeberger dem jüngern, weiland Herausgeber des berühmten Vademekums für luſtige Leute.

1785.

Ich Simon Ratzeberger bin nun einmal dazu berufen, die Hochwürdigen theologiſchen Facultäten zu vertheidigen, wenn ſie ſich etwas entfallen laſſen, was das Publikum für Sottiſen hält. So fühle ich mich jetzt von meinem theologiſchen Gewiſſen gedrungen, der Schutzredner der erleuchteten theologiſchen Facultät zu Halle zu werden, ſeitdem ſie in ihrer Erklärung über Herrn Dr. Bahrdt's Appellation an das Publikum wegen einer Cenſurbedrückung einige Gedanken äußert, die der unerleuchteten Vernunft mancher Weltleute gar nicht gefallen wollen, vielmehr von ſelbigen offenbar belacht und beſpöttelt werden.

Anfänglich ſchien es mir wirklich ſelbſt als wenn Ew. Ew. Hochw. Hochw. hie und da einige Blößen gegeben hätten, die man mit dem Mantel der Liebe zudecken müſſe, damit ſie nicht zur Sünde reizten, wie Blößen gemeiniglich thun. Ich wußte Ihren Gegnern alſo nichts weiter entgegen zu ſetzen, als das bekannte Sprüchwort, daß auch das beſte Pferd ſtolpern könne. Ja, antworteten dieſe lachend, Ein Pferd! aber bedenken Sie, ein ganzer Stall voll Pferde! Das verdroß mich. Ich las nun Ihre Erklärung abermals, und noch einmal, des feſten Vorhabens, endlich den Geſichtspunkt zu finden, worin mir Ihre Gründe ſiegreich, und Ihr Verfahren gegen den böſen Dr. Bahrdt edel erſcheinen müßten. Es iſt mir gelungen! Man findet endlich, was man unaufhörlich ſucht. Und wer nur, ſo wie ich, feſt an dem Satz hängt, daß eine theologiſche Facultät in ihren Behauptungen immer Recht habe, der wird am Ende auch finden, wie ſie Recht habe. Dies Wie will ich

denn, zur Belehrung aller ungläubigen Leſer, in gegenwärtigen Blättern entwickeln. Ja noch mehr, ich will nicht blos darthun, wie die Hochw. Facultät zu Halle in gegenwärtigem Falle Recht habe, ſondern ich will auch den modum procedendi lehren, nach welchem jede theologiſche Facultät in jedem Falle Recht behalten muß.

Um aber hierbei recht methodiſch zu verfahren, will ich von Grundſätzen ausgehen, die man nicht bezweifeln kann; und dieſe ſollen ſich auf Erfahrungen ſtützen, die man nicht leugnen darf.

Wer iſt wohl, der nicht wiſſe, daß wir in unſern Tagen ſchon dreizehn Arten von Luſt haben, und daß wir alſo viel reicher an Luſt ſind, als unſere Vorfahren, die ſich mit Einer behelfen mußten? Aber das, was wahrlich nicht jeder weiß, was ich aber zum Erſtaunen der Unwiſſenden hier lehre, iſt, daß wir wenigſtens eben ſo viel Vernunftarten, als Luftarten haben, ja ſchon immer gehabt haben, ohne ſie zu kennen; wie das ſo oft das Loos der armen Sterblichen iſt, daß ſie mit ihren eigenen Schätzen unbekannt ſind. Es giebt:

1) Eine reine Vernunft, deren Kritik Herr Kant geſchrieben hat. Dieſe iſt nicht für Erdenſöhne, eben ſo wenig, als eine reine Luft. So wie der Leib umkommen müßte, wenn er ganz reine Luft einathmete, ſo würde die Seele die Schwindſucht bekommen, wenn man ſie blos mit reiner Vernunft nährte. Es giebt:

2) Eine geſunde Vernunft. Ihr Wahlſpruch iſt: ne quidnimis. An ihr hat man, ſo wie an der Geſundheit des Körpers, einen großen Schatz, den man nie zu ſorgfältig bewahren kann. Man bringt ſie, ſo wie den geſunden Körper, gewöhnlich mit auf die Welt; und wer beide nicht mitbringt, dem werden ſie ſelten durch Arzneien mitgetheilt. In den Schulapotheken iſt ſie ſelten ächt. Es giebt:

3) Eine politiſche Vernunft; deren Grundſatz la Fontaine in der Fabel vom Wolf und Lamm mit folgenden Worten angiebt:

La raison du plus fort est toujours la meilleure.

Der Stifter dieſer Vernunft iſt Nimrod, und alle Erobrer ſind ihre treuen Anhänger. Ihr gehorchen die Sclavenhändler, und die Sclavenbeſitzer; und daß der Zucker ſo wohlfeil iſt, das iſt ihr Werk. Sie ſchuf den ſchwarzen Koder, die Werbungen, die Spione und ihre Galgen, die Koloniſtenjagd, das Fauſtrecht, die Parforcejagd, den weſtphäliſchen Frieden, ſo wie jeden ewigen Frieden, der heute geſchloſſen und morgen gebrochen wird; ſie ſchuf das Gleichgewicht von Europa und die ganze politiſche Rechnungskunſt. Es giebt:

4) Eine kaufmänniſche Vernunft, deren Lehren man in Herrn Garve's verdeutſchtem Cicero nachleſen kann.

5) Eine philoſophiſche Vernunft, die ſich mit Dingen, die keine Dinge ſind, beſchäftigt, und wenn ſie ſich manchmal zu Dingen, die wirklich Dinge ſind, herabläßt, ſo ſtark deräſonnirt, daß aus den Dingen Undinge werden.

6) Eine pädagogiſche Vernunft, der man alle Fehler und alle Kräfte der Jugend anſieht. Viel beſſer ſteht ſich in dieſer Hinſicht

7) Die medieiniſche Vernunft; welches auch ganz natürlich zugeht, da alle Fehler, die ſie macht, begraben werden, hingegen die Fehler der pädagogiſchen Vernunft aller Welt zum Spectakel auf Erden herumwandeln. Uebrigens empfiehlt die medieiniſche Vernunft jetzt das kalte Waſſer eben ſo ſehr, als ehemals Bontekoe das warme.

8) Die juriſtiſche Vernunft, die lange unmündig war, bis der Kanzler Carmer kam und ſie der Vormundſchaft des Tribonian's entriß. Sie hatte bisher, in ihrem Zuſtande der Unmündigkeit, keinen Grundſatz ausfindig machen können, nach welchem man die Nachdrucker hängen müßte, wird aber künftig dergleichen ſchon finden. Ihr Wahlſpruch iſt: quilibet praesumatur bonus, donec probetur contrarium.

Ich werde mir nicht die Mühe geben, — weil man doch dem verſtändigen Leſer auch etwas zu thun übrig laſſen muß, — alle dieſe Vernunftarten nach Zeiten, Ländern, Hypotheſen ꝛc. zu dividiren und ſubdividiren; ich werde dies nur an einer einzigen thun, die ich als das vorzüglichſte Geſchenk aus der Büchſe der Pandora anſehe, und als

— Late regem belloque superbum

beſonders reſpektire, und die ich mir deswegen, — mit Vorbeigehung der noch übrigen Vernunftarten, als der gemeinen, poetiſchen, wohlgeſinnten, kindiſchen, thieriſchen Vernunft u. ſ. w. — bis zuletzt verſpart habe. Dies iſt

9) Die theologiſche Vernunft, die Königin aller Vernunftarten, ſeitdem es Prieſter in der Welt gab, ſowohl in Anſehung des weiten Umfanges ihres Gebiets, als der Dauer und Unumſchränktheit ihrer Herrſchaft. Sie unterjocht alle übrigen Vernunftarten da, wo ſie iſt, und ſie iſt überall, wo es Theologie giebt; und Theologie giebt es allenthalben,

De Pekin à Paris, du Japon jusqu'à Rome.

Sie trat im Hildebrand auf den Hals des Kaiſers, that im Sirtus V. die große Königin der Britten in den Bann und ſchenkte ihr

Reich an Philipp; ſie zündete im Dominikus die Scheiterhaufen der Ketzer an, erwürgte im Karl IX. die Hugenotten in Frankreich, vertrieb in Ludwig XIV. eben dieſe Hugenotten aus Frankreich, verbrannte Huß und Hieronymus zu Koſtniz, Servet zu Genf; ſie vertrieb den Olavides aus Spanien, den Dr. Bahrdt aus Heidesheim, und verſetzte, vermöge des weſtphäliſchen Friedens, die böhmiſchen Deiſten an die türkiſche Gränze. Sie ſchuf den Schwefelpfuhl der Hölle, und den Pferdefüßler, der darin thront, und die Erbſünde, die die Hölle bevölkert. O ich würde in drei Tagen nicht fertig, wenn ich alle die unerhörten Thaten dieſer furchtbaren Königin nennen, wenn ich ferner beſchreiben wollte, wie ſie ſich mit der politiſchen Vernunft gattet, mit der philoſophiſchen zum Kampfe rüſtet, mit der geſunden maskirt; wie ſie, ein wahrer Proteus, ſich in alle Geſtalten wandelt, alle Sprachen ſpricht, von der Sprache des Fürſten der Beredſamkeit an, bis zu der Sprache der Bootsknechte und der Hökerweiber. Sinke alſo, mein Kiel von dieſer Höhe deines Fluges herab zu einer kaltblütigen Eintheilung der theologiſchen Vernunft, die deinem Zweck angemeſſener iſt.

Man theilet ſie ein nach den Partheien, die ſie veranlaßt hat, in

1) Die heidniſch-theologiſche Vernunft, die den Jupiter zum Herrn der Welt und zum Sclaven ſchöner Weiber machte.

2) Die türkiſch-theologiſche Vernunft, die an die Taube Mahomeds glaubt, und die im Omar mit der Bibliothek zu Alexandrien die Badeſtuben heizte.

3) Die jüdiſch-theologiſche Vernunft, die Stäbe in Schlangen, und Nilwaſſer in Blut verwandelte.

4) Die chriſtlich-theologiſche Vernunft. Dieſe iſt wieder vieler Unterabtheilungen fähig. Denn man könnte ſie eintheilen, entweder nach den Ländern. Das gäbe denn z. B. die chriſtlich-portugieſiſch-theologiſche Vernunft, die den heiligen Antonius zum Generalfeldmarſchall macht, und ihn in einer Sänfte vor der Armee herträgt; die chriſtlich-ſpaniſch-theologiſche Vernunft, die nach St. Jago de Kompoſtella wallfahrtet, u. ſ. w. Oder nach den Zeiten. Das gäbe denn die chriſtlich-theologiſche Vernunft des erſten Jahrhunderts, des zweiten u. ſ. w. Oder nach den Hauptpartheien, die jetzt unter den Chriſten ſind, welche Eintheilung ich hier zum Grunde lege. Nach dieſer giebt es

1) Eine chriſtkatholiſch-theologiſche Vernunft, zu der ſich der hei-

lige Vater und ſeine Glaubensſöhne bekennen. Dieſe kann Brod, das Brod bleibt, in Fleiſch, das nicht Fleiſch wird, verwandeln.

2) Die chriſtlich=reformirte=theologiſche Vernunft, nach welcher, sans rime et sans raison, ein Sünder wie Cäſar Borgia ein Gaſt an der Himmelstafel werden, und ein Heiliger, wär es auch Sankt Paulus ſelbſt, zum Teufel fahren kann, wenn es das Schickſal ſo haben will.

3) Die chriſt=lutheriſch=theologiſche Vernunft, nach welcher man in, mit und unter genießt, was man nicht ſchmeckt, ob man gleich ſchmeckt, was man nicht genießt. Dieſe letztere Vernunft iſt nun wieder von mancherlei Art. Sie iſt z. B. ächt lutheriſch und unächt lutheriſch, je nachdem ſie ſich zu der ungeänderten oder der von dem böſen Manne Melanchthon geänderten Augsburgiſchen Konfeſſion bekennt, je nachdem ſie in der St. Katharinenkirche in Hamburg, oder in der St. Peterskirche in Berlin predigt. Ich übergehe die unzähligen Eintheilungen, die hier möglich ſind, um auf die eine zu kommen, die mir hier nöthig iſt, die Eintheilung nach den theologiſchen Facultäten. Da giebt es alſo eine chriſt=lutheriſch=theologiſch=göttingiſche, wittenbergiſche, leipzigſche, jenaiſche rc. und, merk auf, lieber Leſer, halliſche Facultätsvernunft, welche letztere — ſo wie alle übrige — man eintheilen muß in

Die ehemalige halliſche Facultätsvernunft, und in die jetzige halliſche Facultätsvernunft,

welcher letztern wir die Erklärung über des Bahrdtius Appellation an das Publicum zu danken haben, und — das war der wichtige Punkt, wohin ich wollte und mußte — deren Regeln und Grundſätze wir alſo auch bei Erklärung dieſer Erklärung befolgen müſſen, und welche zu befolgen ich mir zum Geſetz mache, wenn ich nachher beweiſe, daß der Dr. Bahrdt ſchuld an dem Erdbeben in Kalabrien ſei; denn nach welcher andern Vernunft könnte ich dies ſonſt jemals beweiſen?

Ich denke doch nicht, daß es ſo ungläubige Leſer unter den meinigen giebt, daß ſie das Daſein dieſer verſchiedenen Vernunftarten in Zweifel ziehen ſollten, da die Wirkungen derſelben ſo augenſcheinlich am Tage liegen. Ich kann ſogar das Recept geben, wonach ſich jede Vernunftart machen läßt, und wer ſie nun nach demſelben ſelbſt macht, der muß doch wohl daran glauben. Z. B.:

Recept. Nimm ein Kind, das in lutheriſcher Erbſünde empfangen und geboren worden, treibe drei Tage nach der Geburt den Teufel gehörig aus, flöße ihm ſchon mit der Muttermilch den unverſtandnen lutheriſchen Katechismus, und Haß gegen die Nichtlutheraner ein, be=

wahre es vor Zugluft und geſunder Vernunft; ſo bekömmt das Kind lutheriſch-theologiſche Vernunft.

Gebt ihm nachher als Mann den Mantel und Kragen des Inſpectors Weſthof, ſo bekömmt er lutheriſch-theologiſche Prieſtervernunft.

Oder macht ihn zum Doctor Theologiä, und ſetzt ihn in eine Facultät, ſo bekömmt er lutheriſch-theologiſche Facultäts-Vernunft. Und ſo macht man alle übrigen Vernunftarten.

Man kann auch die Aechtheit und Stärke jeder Vernunftart prüfen, wenn man ſie mit dem Scheidewaſſer der geſunden Vernunft miſcht. Die Regel iſt dieſe:

Je ſtärker ein Satz einer gewiſſen Vernunftart brauſt, wenn er mit einem Satz der geſunden Vernunft gemiſcht wird, deſto ächter und kräftiger iſt er, und deſto ſteifer werden die Anhänger jener Vernunftart darob halten. Z. B. der chriſt-theologiſche Satz: dreimal eins iſt eins, brauſt gewaltig, wenn man ihn miſcht mit dem Satz der geſunden Vernunft: dreimal eins iſt drei. Das iſt alſo ein ächt chriſt-theologiſcher Vernunftſatz. Ferner, der Satz: der Teufel verführt die Menſchen zur Sünde, brauſt fürchterlich mit dem Satz: Gott iſt ein mächtiger, weiſer und gütiger Vater ſeiner Menſchen; alſo iſt das auch ein Satz, den die chriſt-theologiſche Vernunft ſich nicht nehmen läßt. So brauſt der chriſt-katholiſche Satz: Brod iſt Fleiſch, wie ein Donner, wenn man den Satz der geſunden Vernunft: Brod iſt Brod, dazu miſcht; und wie ein Donner zerſchmettern die Eingeweihten jener Vernunftart, wenn ſie können, alle diejenigen, die dieſem Satz widerſprechen.

Prieſtley, beuge dich vor Simon Ratzebergern zur Erde, denn er iſt größer denn du. Du haſt Luftarten gemacht, aber er Vernunftarten; und was iſt Luft gegen Vernunft? Deine Luftarten haben Luftmaſchinen erzeugt, aber ſeine Vernunftarten bringen Vernunftmaſchinen hervor; alſo iſt er größer denn du. Eine Luftmaſchine hat dem Bräutigam Pilatre du Rozier und dem Ehemann Romain den Hals gebrochen, und noch viele Hälſe werden die Luftmaſchinen brechen; aber Simon Ratzebergers Vernunftmaſchinen ſollen alle die Hälſe erhalten, die ſich ſonſt gegen einander für nichts und wieder nichts heiſer ſchrieen, oder gar abgeſchnitten wurden, oder in den Flammen erſtickten. Sei ſtolz, Vaterland, auf dieſe Erfindung, die dir auf einmal das Geheimniß aufſchließt, wie es möglich ſei, daß die Menſchen ſich ſeit Jahrtauſenden über gewiſſe Dinge ſtreiten, und bis dieſe Stunde noch nicht einig darüber ſind. Hier iſt der Schlüſſel: man beſtreitet ſeinen Gegner nach

einer andern Vernunftart, als die er für die ſeinige erkennt. Ein Beiſpiel wird dieſes ganz klar machen. Geſetzt, Wolkenkragenius ſtreite ſich mit Papinianus, ob Ehre Bahrdtius nicht ein ſchlechter Menſch ſei, ſo ſchlecht, daß er müſſe Landes verwieſen werden. Nun geht natürlicherweiſe Wolkenkragenius von dem Grundſatz der chriſttheologiſchen Vernunft aus: Quilibet est malus, vermöge der Erbſünde. Papinianus geht von dem Grundſatz der juriſtiſchen Vernunft aus: quilibet praesumatur bonus, donec probetur contrarium. Wie iſt es möglich, daß dieſe beiden Leute über Ehre Bahrdtius jemals einig werden können, ſo lange jeder bei ſeinem Grundſatz bleibt? Und muß nicht der Theolog bei ſeinen theologiſchen Grundſätzen bleiben, ſo lang er ein Theolog bleibt? Muß er nicht ein Theolog bleiben, ſo lang er ſonſt nichts hat, als die Theologie, um ſich zu nähren? Mit dem Juriſten iſt es völlig eben ſo.

Es wird doch wohl niemand behaupten, daß man ein Theolog ſein könne, ohne an jenen theologiſchen Grundſatz zu glauben. Ein ſolcher Theologe wäre ja ein Magnet, der kein Eiſen an ſich zöge, ein Feuer, das nicht brennte, ein Waſſer, das nicht naß machte. Nein, essentiae rerum mutari nesciae, dabei bleibe ich. Da einmal die theologiſche Vernunft dieſen Grundſatz von undenklichen Zeiten her zur theologiſchen Vernunft gerechnet hat, und da dieſe theologiſche Vernunft durch ſo unendlich viele theologiſch erleuchtete Kirchenverſammlungen und durch eben ſo viele von theologiſcher Vernunft dictirte Friedensſchlüſſe unwiderruflich beſtätigt iſt; da ferner dieſer Grundſatz, ſo wie die geſammten übrigen Grundſätze der theologiſchen Vernunft, einem jeden Theologen bei Antritt ſeines Amts auf die Seele gebunden werden, oder vielmehr da ſeine und ſeiner Zuhörer oder Pfarrkinder Seele und Seligkeit auf dieſe Grundſätze gebunden wird, ſo daß der hölliſche Raubvogel, wenn er eins holt, das andere nothwendig mitnehmen muß, wie der Geier den Froſch mitnahm, als er die an ihn gebundene Maus aus dem Waſſer wegſchnappte: ſo wär es, nach der theologiſchen Vernunft, höchſt ſtrafbar, wenn man einen Menſchen, der jenen Grundſatz nicht hätte, für einen Theologen gelten laſſen wollte. Er kann wohl ein ſogenannter Theologe, aber nicht ein wirklicher Theologe ſein. Der ſchwarze Rock, die runde Perrücke, la tendre hypocrisie aux yeux pleins de douceur, die ſteife Amtsmiene u. d. g. machen wahrlich nicht allein den Theologen aus, wenn nicht theologiſche Vernunft dabei iſt. Wenn die ſchwarze Farbe den Theologen machte, ſo wären ja alle Mohren

geborne Theologen; und wenn die Theologie in der runden Perrücke ſäße, ſo hätte ja jeder Perrückenmacher eine Theologenfabrik, und die Theologie wäre ein Werk der Perrückenmachervernunft. Man ſieht leicht, daß dies nach jeder Vernunft ungereimt iſt.

Mir wird nun hoffentlich jeder Theologe zugeben, daß es keinen Theologen geben könne ohne Theologie, keine Theologie ohne theologiſche Vernunft, keine theologiſche Vernunft ohne theologiſche Grundſätze; und dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß theologiſche Beweiſe auf theologiſchen Grundſätzen beruhen, und daß theologiſche Streitigkeiten mit theologiſchen Beweiſen und Gegenbeweiſen geführt werden müſſen. Hätte man dies doch immer bedacht! Hätte man ſich doch die unſelige Mühe erſpart, theologiſche Sätze mit geſunder Vernunft zu beſtreiten! Und hätten doch auch die verſchiedenen Partheien unter den Chriſten erwogen, daß es gar nicht angeht z. B. reformirte Vernunft mit lutheriſcher, oder mit beiden die katholiſche Vernunft zu beſiegen; daß es eben ſo wenig angeht, dieſe Vernunftarten mit einander zu vereinigen, ſo ernſtlich es jetzt die exjeſuitiſche Vernunft ſich auch angelegen ſein läßt.

Ich kehre wieder zu der jetzigen halliſchen Facultätsvernunft zurück, und bemerke hier noch, daß ſie eine korporirte Vernunft iſt; denn die Facultät iſt ein Korpus. Dieſes Korpus beſteht aus fünf Gliedern; folglich iſt die halliſche Facultätsvernunft fünfgliedrig, oder welches einerlei iſt, fünfeinig. Dieſe Fünfeinigkeit findet ſich aber nur in gedachtem Korpus, wenn es über den ſechſten hergeht, der nicht zum Korpus gehört, ſondern als ein gemeinſchaftlicher Feind des Korpus anzuſehen iſt; und er iſt eben deswegen ſo anzuſehen, weil er nicht zum Korpus gehört, nach der Regel: Wer nicht mit uns iſt, der iſt wider uns. In andern Fällen hat jedes von den Gliedern ſeine theologiſche Vernunft für ſich, und dann iſt z. B. die theologiſche Vernunft des D. Semler ganz verſchieden von der Vernunft des D. Schulz: jene antwortet, wo niemand fragt; dieſe hat gar nichts mehr zu fragen, weil die ſymboliſchen Bücher ſchon auf alles geantwortet haben. Aber dieſe Vernunftarten der einzelnen Mitglieder gehen uns hier nichts an, ſondern wir bleiben diesmal bei der

Halliſch-theologiſchen korporirten Facultätsvernunft, inſofern ſie collective genommen wird, und zwar hauptſächlich, inſofern ſie contra Bahrdtium famosum pro aris et focis ſtreitet.

Und nun, meine Leſer! will ich auch die Canones dieſer ſo be-

ſtimmten Vernunft vorlegen, ſo wie ich ſie mir aus ihren Schreiben und Handlungen abſtrahirt habe.

Erſter Kanon. Wir ſchieben unſre Sünde dem Bahrdtio in die Schuhe; wir greifen an, und ſagen, daß Bahrdtius angegriffen habe.

Einem unſchädlichen Buche die Cenſur verſagen, und dann eben dieſes Buch als ein ſchädliches im Publicum zu verſchreien noch eh es gedruckt wird, das iſt nach der geſunden Vernunft allerdings ein Angriff; iſt keiner nach der halliſch-theologiſch-korporirten Facultätsvernunft, die jetzt contra Bahrdtium pro aris et focis ſtreitet. Vielmehr behaupten wir, daß des Bahrdtius Appellation an's Publicum, die durch dieſen Angriff veranlaßt ward und Nothwehr war, der erſte Angriff ſei.

Zweiter Kanon. Was nach der geſunden Vernunft ein Widerſpruch iſt, das iſt keiner nach der halliſch-theologiſch-korporirten Facultätsvernunft.

Z. B. S. 6 unſrer Erklärung geſtehen wir, „daß wir hier gar nicht als Schriftſteller, ſondern als öffentlich beſtellte Cenſoren in Anſchlag kamen, nicht dem Publicum, ſondern unſrer Obrigkeit Rechenſchaft zu geben ſchuldig waren.“ Und doch gaben wir dem Publicum in unſrer gelehrten Zeitung Rechenſchaft von der verweigerten Cenſur.

S. 20 unſrer Erklärung läugnen wir, daß wir gewußt haben, der Bahrdtius ſei Verfaſſer des von uns in der Zeitung angeſchwärzten systema orthodoxum, wir behaupten ſogar, daß niemand auf dieſen Einfall habe kommen können. „Wer in der Welt konnte je den Einfall haben, daß der anerkannte gelehrte Theologus, der die alte lutheriſche Theologie, die faſt auf keiner Univerſität rein vorgetragen würde, in ihrer ächten Lehrform darſtellen wollte — daß der — H. D. Bahrdt ſei?“ Hingegen S. 52 heißt es: „Dieſe nach den Umſtänden ſehr gerechte Vermuthung mußte bis zur moraliſchen Gewißheit ſteigen, da wir aus der Hand ſahen, daß Herr Bahrdt dieſer Herausgeber ſei, und da das gar nicht geheime Gerücht ſchon vorher gelaufen war, daß er zum Beſten der Candidaten ein recht ächt lutheriſches Syſtem herausgeben wollte.“ Wir wußten alſo, daß der Bahrdtius Verfaſſer des Syſtems ſei, und wußten es auch nicht.

Ferner behaupten wir S. 26: „Wir haben nie gegen ihn geſchrieben.“ Und in der Note geſtehen wir ein, welches freilich auch die ganze Welt weiß, daß Herr D. Semler gegen den Bahrdtium geſchrieben habe. Nun iſt bekanntlich Herr D. Semler einer von uns. Wie machen wir's,

daß er diesmal keiner von uns ſei? Durch folgenden theologiſchen Taſchenſpielerſtreich: D. Bahrdt hatte in ſeiner Appellation geſagt, daß er nicht glaube, daß Herr D. Semler an der Cenſurverweigerung und an der Verſchreiung des Buchs in der halliſchen gelehrten Zeitung Antheil habe. Alſo ſieht der D. Bahrdt den D. Semler als keinen von uns an; folglich iſt er keiner von uns, ob er gleich einer von uns iſt. Wir rechnen hier auf gutwillige theologiſche Leſer; denn andre, die mit der Naſeweisheit der geſunden Vernunft alles prüfen, werden ſagen: Wie kann darum D. Semler aufhören, ein Mitglied der theologiſchen Facultät in Halle zu ſein, wenn gleich der leichtgläubige Bahrdtius ſich hat weismachen laſſen, und es nachher wieder öffentlich ſagt, daß D. Semler an dem jetzigen Unfug der Facultät gegen ihn keinen Antheil habe?

Dritter Kanon. Wir machen unſern Gegner ſo ſchwarz als möglich.

So geben wir ihm S. 24 ſchuld,″ daß er überall nicht an Tugend glaube, — daß er ſich's bewußt ſei, daß er nach Eigenſucht und Leidenſchaft zu handeln pflege, — daß er andern eben dieſe Denkungsart ſchuld gebe, um ſie verhaßt oder verächtlich zu machen, — daß er dadurch Unſchuld oder gar Pflicht verdächtig mache, Glauben an Tugend vermindere, Liebloſigkeit und Ungerechtigkeit allgemeiner ausbreite.″ Wenn das ſo iſt, ſo iſt der Bahrdtius moraliſch vogelfrei gemacht; es iſt aber ſo, weil es die halliſche theologiſche Facultät ſagt, die nicht trügen kann. Nun fehlet weiter nichts als daß der weltliche Arm den Bahrdtium politiſch vogelfrei mache, welches ich meines Theils herzlich wünſche, damit die Tugend der theologiſchen Facultät zu Halle nicht ferner geärgert werden möge.

Vierter Kanon. Alles Unheil in der Welt iſt auf Rechnung des Bahrdtius zu ſetzen. Ehemals mußte Herr D. Semler dieſe Ehre mit dem Bahrdtio theilen. Denn ſo ſchreibt die Säule der lutheriſchen Kirche; mein theurer Freund und Gönner, Herr Paſtor Goeze in Hamburg, in ſeinen kurzen aber nothwendigen Erinnerungen über die Leiden des jungen Werther.

„Wenn nach den Semleriſchen Grundſätzen die heilige Schrift zu Grunde gerichtet, oder wenn ſie nach den Bahrdtiſchen moderniſirt, das iſt, lächerlich und ſtinkend gemacht wird, was wird alsdann aus der Chriſtenheit werden? Ein Sodom und Gomorra!″

Und ein Rezenſent in der allgemeinen deutſchen Bibliothek B. 26. St. 1. ſetzt ganz vernünftig hinzu.

„Recht getroffen, Meiſter Goeze! daß Polen getheilt wird, daß in Amerika bürgerlicher Krieg iſt, daß die Reformirten mitten in Hamburg beim preußiſchen und holländiſchen Geſandten Gemeinen haben, daß in Pirna eine ganze Felſenwand einſtürzt, daß das Schloß in Weimar abbrennt, daß die Elbe ſo oft ihr Bette verändert, daß in Hiſpaniola ein Erdbeben iſt, daß die allgemeine deutſche Bibliothek noch fortdauert, daß die ſchwarzen Zeitungen aufhören wollen, und an allen andern Unordnungen in der Welt, wer iſt daran ſchuld, als der leidige Semler und Bahrdt?"

Seitdem aber Herr D. Semler ſich Mühe gegeben hat, kein Ketzer mehr zu ſcheinen, ob er gleich noch fortfährt einer zu ſein; ſeitdem er in Halle der erſte geworden iſt, der öffentlich gegen den Bahrdtium die Lärmtrommel ſchlug, ſo iſt es nach der halliſch-theologiſchen Vernunft (nach welcher man, wie wir vorhin geſehen haben, etwas zugleich ſein und nicht ſein kann) nicht mehr wie billig, daß man alles Unheil in der Welt künftig den Bahrdtium allein verantworten laſſe.

Die Hochwürdige Facultät fängt, wie billig, von dem Unheil an, das der Bahrdtius bisher in Halle geſtiftet hat, und ſchreibt S. 58 f. die merkwürdigen Worte:

„Wir ſagen es ungerne, aber wir müſſen es einmal öffentlich ſagen: wir haben ſeitdem (d. i. ſeit dem Aufenthalt des Bahrdtii in Halle) den Einfluß des D. Bahrdt auf Verachtung oder Gleichgültigkeit gegen Religion oder Chriſtenthum, auf Verderbniß der Sitten und Geſinnungen unter mehrern hier Studirenden, und unter manchen unſrer Bürger merklich gefühlt; gefühlt, wie ſehr die guten Eindrücke, wohin wir unabläſſig arbeiten, durch ihn gehindert und vertilgt werden; und es iſt nicht unſre Schuld, wenn mancher hier Studirende leichtſinnig, und gegen das Chriſtenthum, ſelbſt gegen den Werth der Tugend eingenommen in ſein Vaterland zurückkehrt."

Dieſe Stelle iſt mir ein erfreulicher Beweis, daß der ächte Geiſt Joachim Langens, der Wolfen aus Halle trieb, noch jetzt bei der Hochwürdigen Facultät herrſche, und gewiß auch den böſen Bahrdtium in 24 Stunden fortſchaffen würde, wenn ſich leider! die Zeiten nicht ſo verſchlimmert hätten, daß eine von theologiſchen Augen deutlich geſehene Konſequenz von Niemand ſonſt, am wenigſten von Friedrich dem Weitſehenden geſehen wird.

Uebrigens machten mir, das muß ich frei geſtehen, die gleich zu

Anfange dieſer Schrift erwähnten naſeweiſen Herren Gegner hier am meiſten zu ſchaffen.

„Was in aller Welt, ſagten ſie, kann das geweſen ſein? was den Hochwürdigen Herren das Sittenverderben der Studenten und ſelbſt der Bürger ſo merklich zu fühlen gegeben hat? Gerade zu fühlen?"

Ich wußte ihrer nicht anders los zu werden, als daß ich verſicherte, ich hätte zuverläſſige Nachricht aus Halle, daß ſeit Dr. Bahrdts Aufenthalt daſelbſt die Studenten häufig bei hellem Tage mit bloßem Hintern durch die Gaſſen gelaufen und nach Paſſendorf ꝛc. ꝛc. geritten wären, daß viele Bürger dies, beſonders in heißen Tagen, ſehr bequem gefunden, und alſo nachgemacht hätten, wie denn die Bürger einer Univerſitätsſtadt ſehr geneigt ſind, Studentenſtreiche nachzumachen; daß dieſer ungewohnte Gegenſtand die Augen der Hochwürdigen Herren im eigentlichen Verſtand gedrückt und dadurch wieder im eigentlichen Verſtande, ein merkliches ſchmerzhaftes Gefühl erregt habe, ohngefähr wie das Gefühl eines Blindgebornen, dem nach zwanzig Jahren das Geſicht gegeben wird, und dem nun alle ſichtbare Gegenſtände die Augen im eigentlichen Verſtande drücken.

Damit waren denn die Herren zufrieden. Alles übrige, was ich als möglich anführte, wollten ſie nicht gelten laſſen.

Es ſind vielleicht viele Duelle vorgefallen, ſagte ich. — Vielleicht ein paar mehr bekannt geworden, als ſonſt, ſagten ſie. Denn vorgefallen können wohl ſchwerlich mehr ſein, als zu unſrer Zeit, wo bei Giebichenſtein und auf den Stuben, jährlich, ein Jahr ins andre gerechnet, 60 bis 70 mal für das Hirngeſpinnſt von Studentenehre gekämpft ward, das wahrlich der Dr. Bahrdt nicht in den Kopf der Studenten gepflanzt hat.

Vielleicht, ſagte ich, ſind mehr uneheliche Kinder geboren als ſonſt. — Vielleicht nur mehr leben geblieben, antworteten ſie, welches doch die theologiſche Facultät nicht als ein Sittenverderbniß anſehen wird.

Vielleicht iſt mehr Contrebande gemacht, als ſonſt; vielleicht hat man mehr Hazard- und andre Spiele geſpielt; vielleicht mehr geborgt und weniger bezahlt; vielleicht mehr Fenſter eingeworfen; vielleicht das ſchwarze Brett kleiner gehauen, als ſonſt. — Meine Herren Gegner lachten überlaut. Als wenn das alles nicht, ſagten ſie, zu unſrer Zeit, als an Dr. Bahrdt noch gar nicht gedacht war, in Halle ſo arg geweſen wäre, wie es nur immer jetzt ſein kann, wie wir juriſtiſch beweiſen könnten, wenn's darauf ankäme; und als wenn dies nicht auf allen

Univerſitäten ſo, und immer ſo geweſen wäre, jetzt wäre, und bleiben würde bis an — der Univerſitäten Ende.

Kurz, ich wußte ihnen endlich weiter nichts entgegen zu ſetzen, als den bloßen Hintern, womit ſie ſich dann begnügten.

Ich für mein Theil denke aber doch, daß die Facultät ſchwerlich ein ſolches körperliches Fühlen gemeint haben könne; ſondern ich denke, ſie hat hier mit dieſem Worte den unterſten Grad der Erkenntniß bezeichnen wollen, den wir gewöhnlich auch dunkles Gefühl nennen, und in der Kindheit und im Traume haben. Setz ich alſo ſtatt merklich fühlen nur lebhaft träumen, ſo iſt mir der Sinn der Hochwürdigen Facultät ganz deutlich, und alle Schwierigkeit fällt weg. Was eine theologiſche Facultät lebhaft träumt, das gilt ſo viel und oft weit mehr, als was andre Leute deutlich ſehen.

Und nun bin ich endlich im Stande, den bisher ſattſam vorbereiteten theologiſchen Beweis zu führen:

„daß der Dr. Bahrdt an dem Erdbeben in Kalabrien ſchuld ſei.“

Ich träume dieß ſehr lebhaft, d. i., mit der Hochwürdigen Facultät zu reden, ich fühle es ſehr merklich. Und wer getraut ſich, mir mein Gefühl ſtreitig zu machen? Dieß wäre alſo Beweiſes genug. Zum Ueberfluß will ich aber um der Schwachen willen, die über den Werth der Gefühle etwa Spaldingiſch denken, d. i., keinen großen Werth darauf legen, und ſich durch das, was Andre fühlen, ſchlechterdings nicht wollen überzeugen laſſen, für dieſe will ich einige theologiſche Gründe meiner Behauptung herſetzen, die, wie ich mir ſchmeichle, ganz in dem Sinn der theologiſchen Facultät zu Hälle ſein werden.

1) Was kann an dem anhaltenden Kalabriſchen Erdbeben ſchuld ſein, als der anhaltende Zorn Gottes? Worüber kann der Zorn Gottes ſo lange anhalten, als über die fortdauernden Ketzereien des famoſen Bahrdtii. Die theologiſche Vernunft weiß es, daß dem lieben Gott nichts auf Erden ſo zuwider iſt, als Ketzereien, und unter Ketzereien diejenigen am meiſten, die ſich der geſunden Vernunft am mehrſten nähern. So iſt z. B. Arius verhaßter als Eutichius; Sozin verhaßter als Arius; Bahrdt verhaßter als Sozin; und die böhmiſchen Deiſten, die gar nicht einmal ein Buch zur Erkenntniß Gottes und ihrer Pflichten brauchen, ſind die verhaßteſten unter allen, und werden in dieſer Welt den Türken, und in jener dem Teufel preis gegeben. Sagt ſelbſt, ihr meine theologiſchen Leſer, iſt es nicht augenſcheinlich, daß der Zorn Gottes in Kalabrien ſo lange fortlodern muß, als des Bahrdtii unſelige

Bemühungen in Halle fortdauern, die auf nichts geringeres abzielen, als die Menſchen zu überreden, daß alles in der Welt natürlich zugehe, und zugegangen ſei? Heißt das nicht dem Höchſten die erſte Perle aus ſeiner Krone rauben, wenn man ſich ſein Werk, die Welt, als ein vollkommenes Uhrwerk denkt, das ein für allemal von ihm aufgezogen worden, und keiner weitern unmittelbaren Reparation von ihm bedürfe. Da wäre er ja weiter nichts, als ein allwiſſender und höchſtweiſer Baumeiſter. Iſt es nicht königlicher, und alſo von Gott theologiſch-anſtändiger gedacht, wenn man annimmt, daß er ſich ſeiner Hände Werk vom Teufel habe verhunzen laſſen, um nur unnatürliche, oder welches einerlei iſt, übernatürliche Gegenanſtalten machen zu können? Hütet euch, meine theologiſchen Leſer, um eurer theologiſchen Wohlfahrt willen bitte ich euch, hütet euch vor dem natürlichen! Je unnatürlicher, deſto beſſer, das ſei unſre Loſung. Das unnatürliche iſt in der Theologie Wahrheit, und das natürliche iſt Roman!

Ihr müßt ſehr oft, ſo wie ich, gehört und geleſen haben, daß die Briefe über die Bibel im Volkston ein Roman ſind, die Theologie in einen Roman verwandeln u. dgl. Nun iſt es augenſcheinlich, daß dieſe Briefe alles aus natürlichen Urſachen erklären, daß ſie z. B. einen Menſchen, hat er noch ſo außerordentliche Talente, Geſinnungen und Schickſale, doch nur für einen Menſchen halten, der auf die gewöhnliche Art gezeugt, geboren, unterrichtet worden.

Folglich iſt es nach theologiſchen Begriffen romanhaft, wenn etwas natürlich zugeht; und es würde zu nichts dienen, wenn man dieſem Ausſpruch der theologiſchen Vernunft den Sprachgebrauch entgegenſetzen wollte, wo romanhaft ſo viel heißt, als unnatürlich, nicht in dem gewöhnlichen Lauf der Natur gegründet. Die Theologie muß ihren ungewöhnlichen Sprachgebrauch beibehalten, der in der theologiſchen Vernunft gegründet iſt. Er iſt ihre Hauptſtütze. Läßt ſie dieſe ſinken, ſo iſt es bald um die ganze Theologie geſchehen. Und iſt dieſe nicht mehr, ſo ſind ja auch keine Theologen mehr, denn wie könnte es Theologen ohne Theologie geben? Und hätten wir keine Theologen mehr, ſo müßten wir ja — da Gott vor ſei — alle zur geſunden Vernunft zurückkehren; wir müßten entweder unſre eigenen Lehrer ſein, wie die böhmiſchen Deiſten, die jetzt an der türkiſchen Gränze bekehrt werden ſollen; oder wenn man uns Lehrer gäbe, welches freilich wohl nöthig wäre, ſo würden uns dieſe blos in der natürlichen Religion unterrichten, uns blos auf die Wunder der Natur aufmerkſam machen, und uns dadurch

zur Erkenntniß Gottes führen. Um des Himmels willen, wo wollte das hinaus? Ich zittere, wenn ich daran denke. Stellt euch vor, meine theologiſchen Leſer, wie uns zu Muthe ſein müßte, wenn wir keine andern Wunder zu glauben hätten, als die Gott täglich vor unſern Augen thut! Wenn wir die gar nicht mehr zu glauben brauchten, die vor tauſenden von Jahren durch Menſchen geſchehen ſein ſollen, und jetzt nicht mehr geſchehen! Nein, das wäre gar zu natürlich, oder in der theologiſchen Sprache zu reden, gar zu romanhaft. Und nun noch die Folgen, wie ſchrecklich! Jetzt iſt nur der einzige Dr. Bahrdt unter den Theologen dafür bekannt, daß er Alles natürlich zugehen läßt, und das Erdbeben in Kalabrien will ſchon nicht aufhören: was würde nicht erſt geſchehen, wenn alle Lehrer der Chriſtenheit ſich zu dieſer Meinung bekennten! Da würde ja der ganze Erdboden einem immerwährenden Erdbeben ausgeſetzt ſein, und würde mit der Zeit ganz wie Sodom und Gomorra in ein todtes Meer verwandelt werden. Nein, laßt uns den jüngſten Tag nicht ſo beſchleunigen, laßt uns dem Natürlichen aus allen Kräften entgegen arbeiten; und um das deſto beſſer zu können, laßt uns dem Dr. Bahrdt, dieſem unabläſſigen Ausſchreier des Natürlichen, alles Unheil in der Welt, beſonders aber das Erdbeben in Kalabrien ſchuld geben. Hier ſind noch mehr Gründe dafür.

2) Entweder die theologiſche Facultät zu Halle, oder der Dr. Bahrdt muß ſchuld an dem Erdbeben in Kalabrien ſein; das fühle ich ſehr merklich, und alſo kann Niemand etwas dagegen einwenden. Nun kann aber die theologiſche Facultät nicht ſchuld ſein; alſo muß es der Dr. Bahrdt ſein. Warum kann die theologiſche Facultät nicht ſchuld ſein? Weil ſie nicht ſchuld an dem jetzigen Sittenverderbniß der Studenten und Bürger in Halle iſt. Denn es iſt augenſcheinlich, daß, wer hieran ſchuld iſt, es auch an dem Kalabriſchen Erdbeben ſein müſſe. Dieſes Erdbeben hängt mit dem Sittenverderbniß in Halle eben ſo genau zuſammen, als dieſes Sittenverderbniß mit dem Aufenthalt des Dr. Bahrdt in Halle, wie jede theologiſche Vernunft deutlich ſieht. Noch mehr. Das jetzige größere Sittenverderbniß in Halle iſt nicht ſo gewiß als das Erdbeben in Kalabrien. Es ſcheint vielleicht nur theologiſchen Augen ſo, die entweder zufällig mehr wie ſonſt davon ſehen, oder vorſätzlich mehr davon ſehen wollen, weil gerade jetzt die rechte Zeit iſt, es zu ſehen, indem man jetzt die theologiſch wahre Urſache, den Aufenthalt des Dr. Bahrdt in Halle, davon angeben kann. Iſt nun ſchon der Dr. Bahrdt ſchuld an dieſem angeblich größern Sitten-

verderbniß, deſſen Wirklichkeit erſt bewieſen werden ſoll, um wie viel mehr muß er ſchuld an dem Erdbeben in Kalabrien ſein, deſſen Wirklichkeit Niemand läugnet?

3) Wie könnte das Erdbeben in Kalabrien gerade um dieſe Zeit entſtehen, wo der Dr. Bahrdt ſeinen Unfug mit dem Natürlichen treibt, wenn nicht beides als Urſache und Wirkung mit einander zuſammenhinge? Entweder iſt alſo das Erdbeben Urſache von Dr. Bahrdt's Natürlichkeit, oder dieſe iſt Urſache von dem Erdbeben. Nun kann aber das erſte nicht ſein, folglich müſſen wir das letzte annehmen. Warum kann das erſte nicht ſein? Weil es unerhört iſt, daß ein Erdbeben den Kopf eines Menſchen je helle gemacht, und zur geſunden Vernunft zurückgebracht habe. Man findet wohl, daß in ſolchen Fällen mehr Roſenkränze hergeplappert, mehr geweihte Hoſtien zur Anbetung herumgetragen, mehr Ave Marias geſchrieen, mehr Freimaurerlogen geſtürmt, mehr Ketzer geſchlachtet, mehr Wachslichter verbrannt, mehr Heilige gemacht, und weniger Fleiſchſpeiſen genoſſen werden; das alles ſind natürliche Folgen eines Erdbebens. Aber daß es je die theologiſche Vernunft unterdrückt und die geſunde befördert hätte, davon findet man ſicher in der ganzen Geſchichte kein Beiſpiel. Folglich iſt es offenbar, daß das verwegene Unternehmen des verruchten Bahrdtii (verzeiht mir die Wärme des Ausdrucks, ihr theologiſchen Seelen, ſie iſt eine Folge von dem Feuereifer meines Herzens), die geſunde Vernunft in die Theologie einführen zu wollen, Urſache an dem Erdbeben in Kalabrien ſei.

Nachdem ich nun ſolchergeſtalt bis zur theologiſchen Evidenz erwieſen habe, daß Niemand als Dr. Bahrdt Urſache an dem Kalabriſchen Erdbeben iſt, ſo wie die theologiſche Facultät zu Halle merklich gefühlt hat, daß ihm das jetzt vergrößerte Sittenverderbniß in Halle zuzuſchreiben ſei: ſo kömmt es nur noch darauf an, heilſame Vorſchläge zu thun, wie dem Bahrdtiſchen Unfug zu ſteuern ſei, damit in Halle die beſſern Sitten hergeſtellt werden, und in Kalabrien das Erdbeben aufhören möge. Mich wundert, daß die Hochwürdige Facultät dieſen Punkt gar nicht berührt hat, da er ihr doch eben ſo ſehr am Herzen liegen muß, als mir. Aber vielleicht hat ſie erſt Andrer Meinungen hören, und aus mehrern Vorſchlägen die beſten auswählen wollen. Hier ſind die meinigen.

1) Entweder wir beweiſen es dem Bahrdtio rechtskräftig, d. i. mit Gründen juriſtiſcher Vernunft (weil leider die theologiſche Vernunft vor Gericht jetzt nicht viel mehr gilt).

a) Daß er überall nicht an Tugend glaube;

b) daß er das Neue Teſtament aus einem theologiſchen Roman in einen vernünftigen verwandelt habe;

c) daß er das jetzige Sittenverderbniß in Halle auf ſeiner Seele habe;

d) daß er ſchuld an dem Erdbeben in Kalabrien ſei.

Dann tragen wir darauf an, daß, bevor der Verruchte dem weltlichen Arm quoad corpus zur wohlverdienten Strafe übergeben werde, er vor der Hand in Gewahrſam der theologiſchen Facultät bleibe, damit ſie ſeiner Seele eine heilſame Züchtigung angedeihen laſſe, und ſie, wo möglich, zur theologiſchen Vernunft zurückbringe. Dazu möchten folgende Uebungen nicht undienlich ſein.

A. Er muß acht Tage hinter einander täglich einmal dem Herrn D. Semler das Unrecht abbitten, was dieſer ihm angethan hat, damit er erſt mürbe werde, und die Gewalt eines königlichen Profeſſors, der zugleich Mitglied einer fünfgläubigen theologiſchen Facultät iſt, erkennen und verehren lerne; ſo wie Eltern dadurch ihre Autorität über ihre Kinder behaupten, daß dieſe die Ruthe küſſen müſſen, womit ſie auch mit Unrecht geſtäupt ſind.

B. Er muß des eben gedachten Hochwürdigen Herrn Schriften corrigiren, und da einen Sinn hineinbringen, wo man bisher, weder mit theologiſcher noch mit geſunder Vernunft, einen hat finden können; welches wirklich ſo ſchwer ſein mag, als den Stall des Augias zu ſäubern.

C. Er muß D. Nöſſelt's Vertheidigung der chriſtlichen Religion bereichern mit vier und zwanzig neuen Beweiſen, die nichts beweiſen, damit dies Buch ferner eine Stütze der theologiſchen Vernunft bleiben möge.

D. Er muß bei D. Schulz die Polemik und die Dogmatik, bei D. Niemeier über die theologiſchen ſchönen Wiſſenſchaften hören.

E. Er muß aus J. F. Tellers, Seilers, Burſchers, Weſthofs, Goezens und andrer verdienten Theologen Schriften alle die Stellen abſchreiben, die der geſunden Vernunft zum Hohn daſtehen, muß ſie auswendig lernen, und verbotenus bei der hochwürdigen fünfgliedrigen Facultät aufſagen.

Nachdem auf dieſe Art ſein Geiſt lange genug gekreuzigt worden, ſo ſieht man zu, ob er willig geworden, die Wahrheit anzunehmen. Iſt ers, ſo bittet man ſich von der Obrigkeit das Strafamt aus: und

dann könnte ſeine Strafe etwa dieſe ſein. Man veranſtaltete einen Kongreß der theologiſchen Facultäten zu Halle, Leipzig, Göttingen, Wittenberg ꝛc. ꝛc. In Halle, oder Jena, oder Wittenberg, könnte wegen der großen Marktplätze dieſer Kongreß am beſten gehalten werden. Dann werden aus des Dr. Bahrdt's Schriften, beſonders ſeinen Briefen über die Bibel, Stricke gedreht, und nun muß er durch alle Facultäten Spiesruthen laufen, bis keine Faſer mehr von ſeinen Schriften übrig iſt. Die Studenten und Bürger aus Halle, die er verführt hat, mit bloßem Hintern herumzulaufen, müſſen auch gegenwärtig ſein, um ſich an dieſem Beiſpiele zu ſpiegeln, auch ſelbſt gelegentlich Hiebe zu bekommen. Nachdem dieſes vollbracht worden, wird der Dr. Bahrdt mit ſeinem zerriſſenen Fell ſogleich Landes verwieſen, und von einigen theologiſchen Herren bis an die Thore von Konſtantinopel gebracht, damit er die Chriſtenheit nicht ferner ärgern möge.

Fruchten aber jene Kreuzigungen des Geiſtes nichts, ſo wird er freilich dem weltlichen Arm überliefert, der ihn alsdann entweder am Spies, oder in einer Pfanne, oder auf dem Roſt, entweder am ſchnellen oder langſamen Feuer braten läßt, je nachdem das eine oder das andere ſchicklicher und erbaulicher gefunden wird, und je nachdem das Holz im Preiſe iſt.

2) Mein zweiter Vorſchlag iſt von ganz andrer Art, aber auch nicht zu verwerfen, wenn der erſte, etwa aus Mangel an juriſtiſchen Beweiſen, oder aus andern Urſachen, unthunlich ſein ſollte. Er beſteht darin, — erſchrecken Sie nicht, Hochwürdige Herren, — den Dr. Bahrdt als Mitglied Ihrer Facultät aufzunehmen, und dieſes Korpus alſo aus einem fünfgliedrigen, das es bisher iſt, zu einem ſechsgliedrigen zu machen. Hören Sie meine Gründe.

Man hat in Civilibus längſt den Kunſtgriff in mehr als einer Stadt gebraucht, daß man einen naſeweiſen Menſchen, der die Parthei der Bürger gegen den Magiſtrat hielt, und dieſem immer viel zu ſchaffen machte, Rathsherr oder gar Bürgermeiſter zu werden nöthigte. Dann ſchwieg er, und mußte ſchweigen, entweder aus Dankbarkeit, oder weil er nun eine andere Vernunftart und zugleich ein anderes Intereſſe bekommen hatte. Sollte das im theologiſchen Fach und namentlich mit dem Bahrdtio nicht auch möglich zu machen ſein? Ueberlegen Sie nur folgendes:

a) er ſchreibt, wie Sie ihm vorwerfen, und wie er nicht läugnet, um Geld zu verdienen, damit er Frau und Kinder ernähren könne.

Theologiſche Sachen muß er nun einmal ſchreiben, weil die, beſonders ſo wie er ſie ſchreibt, am meiſten geleſen werden, und alſo am meiſten einbringen. Auch fielen, als er ſich einmal in ein ander Fach (in die Ueberſetzungen der alten Schriftſteller) werfen wollte, die Erbpächter dieſes Fachs, die Profeſſoren, Rectoren ꝛc. ſo unbarmherzig über ihn her, daß er das wieder aufgeben mußte. Alſo von der Theologie muß er ſich nun einmal nähren. Geben Sie ihm eine Stelle in der theologiſchen Facultät; kann er ſich ohne Anſtoß davon nähren, ſo ſind alle ſeine Schriften, ja alle ſeine Schritte und Tritte geheiligt, und Sie brauchen nicht ferner wider ihn zu ſchreiben und ſich über ihn zu ärgern. Niemand aus Ihrem Mittel hat je wider den D. Semler geſchrieben, den wir Andern mit Bahrdt in eine Klaſſe ſetzen; nur daß jener verworren durch einander mengt, was dieſer deutlich auseinander ſetzt. Erinnern Sie ſich nur, was ich oben aus P. Goezens Schrift angeführt habe, daß nach Semleriſchen Grundſätzen die heilige Schrift zu Grunde gerichtet werde. Erinnern Sie ſich nur, was Jacobi und Andere gegen ihn geſchrieben haben. Machen Sie alſo den Bahrdtium immerhin zu Einem der Ihrigen, da Sie den Semlerum und ſeine doppelte Lehrart ſchon haben, da Sie ſchon gewohnt ſind Matth. 28. und ähnliche Stellen in einem dogmatiſchen Collegio als einen Beweis der Trinität zu brauchen, und in einem exegetiſchen Collegio zu verwerfen, wie mir der Hofmeiſter meiner Kinder eben jetzt noch erzählt. Fürchten Sie auch nicht, daß ſein Auditorium mit Studenten angefüllt und das Ihrige leer ſein würde. So wie jeder rechtſchaffene lutheriſche Vater ſeinen Sohn, den er nach Halle ſchickte, bisher vor dem böſen Semlero gewarnt hat, ſo wird er es auch vor dem Bahrdtio thun. Und ſo wie dieſe Warnung die Folge gehabt hat, daß des Semleri Auditorium leer an Zuhörern geworden iſt, ſo wird's auch beim Bahrdtio geſchehen, der ſich noch deutlicher und lauter als jener erklärt hat.

Diejenigen Auditorien alſo, die jetzt am meiſten angefüllt ſind, werden es auch bleiben, wenn gleich der Bahrdtius der Facultät zugeſellt werden ſollte; ſie werden es bleiben, ſo lange ihre Herren Beſitzer nicht die Thorheit begehen, und ihre Dogmatiken drucken laſſen.

b) Bedenken Sie, meine Herren, welch ein furchtbarer Mann der Bahrdtius iſt. Er allein kann, nach Ihrem eigenen Geſtändniß, mehr verderben, als Sie alle fünf wieder gut machen können. Wenn Sie nun dieſen Mann zu Ihrer Parthei ziehen könnten, welch ein Gewinn! Welch eine Stärke würde durch ſeinen Beitritt Ihre Facultät über alle

theologiſchen Facultäten in der ganzen weiten Welt erlangen! Sie hätten alsdann auch geſunde Vernunft unter ſich; und wenn es ja möglich wäre, daß die Theologie ſich mit dieſer ausſöhnen könnte, ſo würde Ihre Facultät die erſte unter dem Monde ſein, die der Welt dieſes unerwartete Spectaculum spectaculorum gäbe. Bedenken Sie, wie unüberwindlich Sie wären, wenn Sie in folgender Ordnung aufmarſchiren könnten. Erſtlich der ſogenannte D. Semler mit der doppelten Lehrart voran; er verſichert die Welt von ſeiner geraden ehrlichen Denkungsart, und hüllt ſich in Nebel wie Aeneas.

Dann der D. Nöſſelt mit dem holdſeligen theologiſchen Lächeln. Er ſagt weder ja noch nein, minirt tief, und läßt die Mine zu rechter Zeit ſpringen.

Ferner der D. Schulz mit dem Eſelskinnbacken der Polemik, womit er alles ſchlägt, was ſich nicht wehrt.

Weiter der D. Niemeier mit dem Lavendelwaſſer der ſchönen Wiſſenſchaften, welches die Theologie ſo ambroſialiſch macht, daß ſelbſt der Teufel Luſt zu ihr kriegen könnte.

Dann der D. Knapp mit der Fackel der Exegeſe, die vor der geſunden Vernunft hergeht, wie der Morgenſtern vor der Sonne, ausgenommen da, wo die Vernunft gar keinen Vorgänger braucht.

Endlich der D. Bahrdt mit den Kanonen der geſunden Vernunft, der vollends Alles niederſchießt, was die vorigen noch haben ſtehen laſſen.

Sagen Sie ſelbſt, meine Herren, wo gäb es noch eine zweite theologiſche Facultät wie dieſe, beſonders in Rückſicht auf die Kanonen? O nehmen Sie ja den Dr. Bahrdt auf!

c) Endlich bedenken Sie, welch eine unverwelkliche Ehrenkrone Sie ſich flechten würden, wenn Sie durch die Aufnahme des Dr. Bahrdt thätig widerlegten, was Clericus und andre aus der Schule ſchwatzende Klüglinge vom odio theologico geſchrieben haben, das ſein ſoll wie der Wurm, der nicht ſtirbt, und wie das Feuer, das nicht erlöſcht. Und wenn auch Ihr Haß gegen den Bahrdt noch nicht geſtorben ſein ſollte, wenn Sie ihn aufnehmen, ſo bin ich doch ſicher, er wird bald nachher ſterben. Denn Sie haben alsdann mit dem Bahrdtio gemeinſchaftliches Intereſſe; alle Lacher, die er jetzt auf ſeiner Seite hat, und die Ihnen und Ihrer Theologie ſo viel Schaden thun, ſind dann auch auf der Ihrigen. Sie brauchen dann nicht weiter pro aris et focis gegen den Bahrdtium zu ſtreiten; denn ſobald Sie ihn aufgenommen haben, ſo opfern Sie ja alle ſechs auf Einem Altar, und kochen alle ſechs auf

Einem gemeinſchaftlichen Herd; und was dann etwa in des Einen Topf mehr fällt, als in des Andern, das bleibt doch demſelben Herde, und fällt legitime hinein, weil der Mann nun zünftig iſt. O hätten Sie ihn gleich in die Facultät aufgenommen, als er nach Halle kam! Hätten Sie doch ſtatt deſſen nicht wider ihn nach Berlin geſchrieben! Das hat Ihnen gewiß der leidige Teufel eingegeben, zur Rache dafür, daß D. Semler ihm ſo manchen Poſſen geſpielt hat. Nun wird Ihnen, nach allem, was vorgefallen iſt, der Entſchluß, den Dr. Bahrdt unter ſich aufzunehmen, viel ſchwerer werden, als er anfänglich geworden ſein würde. Doch faſſen Sie nur Muth, greifen Sie Ihr theologiſches Herz friſch an, und denken Sie an den Ausſpruch jenes heidniſchen Kirchenvaters: Wer ſich ſelbſt beſiegt, iſt braver, als wer feſte Städte einnimmt. Bedenken Sie die herrlichen Folgen dieſes Triumphs über ſich ſelbſt: Das Sittenverderbniß in Halle wird wieder in ſeine alten Ufer zurücktreten; in Kalabrien wird kein Erdbeben mehr ſein; Dr. Bahrdt wird wieder an die Tugend glauben; vielleicht gar wieder an die Theologie; alle ſeine Freunde, und ihre Zahl iſt Legion, werden auch die Ihrigen werden; in Ihre Facultät wird geſunde Vernunft kommen, unbeſchadet der ungeſunden, die ſchon darin iſt. Dann braucht es keines Scheiterhaufens für den Bahrdt, und das theure Holz kann geſpart werden. Auch braucht niemand von Ihnen die Reiſe nach Konſtantinopel mitzumachen. Kurz, jeder wird dabei gewinnen, niemand verlieren.

Aufgefordert von vielen Familien adeligen und bürgerlichen Standes, einmal ein Collegium zu leſen, welches für alle Stände genießbar ſei, faßte Bahrdt den Plan, im Sommerſemeſter 1785 moraliſche Vorleſungen zu halten. Wöchentlich eine Stunde wollte er dazu beſtimmen, um die wichtigſten und intereſſanteſten Themata aus dem Umfange der moraliſchen Religion herauszuheben.

Bahrdt hatte damals das große Auditorium, in welchem ehedem Baumgarten ſeine Vorleſungen gehalten hatte. Es faßte bei 400 Menſchen. In dieſem Hörſale ließ Bahrdt einen Abſchlag machen; zwei Drittel des Raumes beſtimmte er für Studenten und ein Drittel für Zuhörer aus andern Ständen. Der Abſchlag ſonderte beide Arten von Zuhörern von einander. Bahrdt's Vorſatz war, die Stunde des Sonntags um eilf Uhr zu halten, wenn alle Kirchen geendigt wären: Sonn-

tags hatten überdies die Familien am erſten Zeit, einer ſolchen Stunde beizuwohnen und war wohl auch in Abſicht auf Seelenſtimmung dazu am geeignetſten.

Als Bahrdt ſein Vorhaben bekannt machte, erhielt er in der Stadt den allgemeinſten Beifall; viele Offiziers und Familien verſprachen zu kommen, eine ungeheure Menge Studenten meldeten ſich. Bahrdt ſetzte ſeine moraliſchen Vorleſungen in ſeinen Lectionszettel, dieſer ging mit der Liſte aller academiſchen Vorleſungen nach Hofe und ward approbirt. Aber etwa vier Wochen vor Beginn der Sommervorleſungen hörte Bahrdt, daß beſonders die Herren Theologen allerlei gegen ſeine Vorleſungen einzuwenden hätten. Er eilte zu dem Prorector und fragte, ob das Gerücht Wahrheit habe. Dieſer zuckte die Achſeln und geſtand, daß allerdings verſchiedene Einwendungen gemacht würden und daß man von Seiten der Univerſität dem Ketzer durchaus nicht geſtatten wolle, die Vorleſungen zu halten.

Nun wandte ſich Bahrdt mit der Bitte um Protection an den Miniſter. Dieſer antwortete: „mit heutigem Poſttage habe ich an den Herrn Prorector ſelbſt geſchrieben und ihm wegen Ihres Anliegens meine Gedanken eröffnet. Es werden Ihnen nun weiter keine Schwierigkeiten gemacht werden. Benehmen Sie Sich nur ſelbſt dabei mit der nöthigen Vorſicht, und ſchaden ſich nicht durch allzu freimüthige Aeußerungen.“

Aber bei einem neuen Beſuche bei dem Herrn Prorector war dieſer in ſeinen Antworten wiederum ſo unbeſtimmt, daß Bahrdt weder Ja noch Nein aus ihm herausbringen konnte. Magnificus bat Bahrdten blos, die Zeit der Sonntagsſtunden nicht mit öffentlich anzuſchlagen.

Bahrdt ging, auf ſeine gerechte Sache und auf des Miniſters Handſchreiben vertrauend, an die Arbeit, creirte Entrébillets, ſetzte 200 derſelben ab (das Honorar fürs halbe Jahr betrug zwei Thaler), ließ ſeinen Hörſal verſchönern, ließ den Verſchlag anſtreichen, verſah den für Familien beſtimmten Raum mit Stühlen, publicirte und zeigte dem Prorector an, daß er an dem und dem Sonntag beginnen werde. Und nachdem er ſo drei Wochen lang öffentlich ſeine Anſtalten gemacht, ſchickt der Prorector Abends ſpät vor dem erſten Sonntage den Pedell zu der Frau Junker, von welcher Bahrdt den Hörſal gemiethet, und ließ ihr befehlen, bei zehn Thaler Strafe ſogleich die Thüren des Auditorii zu verſchließen, mit Vorlegeſchlöſſern zu verwahren und Bahrdten ſchlechterdings allen Gebrauch des Hörſals zu verwehren.

Kaum hatte Bahrdt das erfahren, als er ſich hinſetzte und an den Miniſter ſchrieb: „In dieſem Augenblicke erfahre ich den höchſten Grad der allerniederträchtigſten theologiſchen Cabale, die je an einem Menſchen verübt worden iſt.“ Voll ſolcher heftiger Ausdrücke war Bahrdt's Klageſchreiben.

Als am nächſten Morgen Herren und Damen und Studenten nach Bahrdt's Auditorium ſtrömten, fanden ſie das Haus mit Pedellen und Häſchern beſetzt.

Auch über dieſen Auftritt beklagte ſich Bahrdt in einem Schreiben an den Miniſter, welches dem erſten an Feuer nichts nachgab.

Nach vier Wochen ſchickten Se. Excellenz beide Briefe Bahrdt's an die Univerſität, mit dem Befehl, ſich dagegen zu verantworten. Was wurden da für große Augen gemacht: noch habe ſich kein Menſch unterfangen, ſo etwas gegen alte königliche Profeſſoren zu ſchreiben, da müſſe ein exemplum sine exemplo ſtatuirt werden. Es ging ein Bericht nach Berlin, der Alles enthielt, was man nur je gegen Bahrdten aufgebracht: er hätte die Heiligkeit des Sonntages mit ſeiner Moral profaniren wollen; es hätte ein gefährlicher Tumult entſtehen können, weil Bahrdt für ein Irrlehrer gehalten werde; Bahrdt ſei ein leichtſinniger und ſittenloſer Menſch, den ſonntägliche Erbauungsſtunden durchaus nicht kleideten; ſchreckliche Unſittlichkeiten könnten entſtehen, wenn in einem Auditorio Weiber und Töchter mit den Studenten zugleich ſich einfinden ſollten; Bahrdt habe auf Bierbänken und in Kaffeehäuſern ſeine Zuhörer zuſammen getrommelt. — Auch das Halliſche Stadtminiſterium mußte bei Hofe suppliciren, und ſtellte hauptſächlich den Grund gegen Bahrdt auf, daß der Klingelbeutel in den Halliſchen Kirchen darunter verlieren würde, indem zu beſorgen ſei, daß viele Leute, deren lüſterner Gaumen ſie in Bahrdt's Vorleſungen ziehen dürfte, nun die Frühkirchen verſäumen und neumodiſchen Declamationen nachlaufen würden.

Nun ſahen die Theologen mindeſtens einer knieenden Abbitte entgegen. Nach ſechs Wochen erſchien ein Reſcript: „Wir haben auf Euern Bericht beſchloſſen, daß, da das Sommerhalbejahr meiſt zu Ende iſt, die moraliſchen Vorleſungen des Dr. Bahrdt vor der Hand ausgeſetzt bleiben mögen: und ſoll derſelbe, da er an ſeinem Theile Alles gethan hat, was ihm möglich war, nicht angehalten werden, die bereits empfangenen Gelder wieder herauszugeben.“

Im nächſten Winter hielt Bahrdt endlich ſeine moraliſchen Vor-

leſungen in zwei Stunden wöchentlich, Mittwochs und Sonnabends. Dreihundert Studenten und im hintern Verſchlag funfzig bis ſiebenzig Dilettantis aus allen Ständen — Räthe, Profeſſoren, Bürger, Offiziers, mit Weibern und Töchtern, — füllten ſein Auditorium.

Nach dem Tode Friedrichs II. gab Bahrdt alle Vorleſungen freiwillig auf und entſagte in einer Schrift an den Prorector ſelbſt dem foro academico.

Im Jahre 1787 edirte Bahrdt in Berlin bei Vieweg: „Sämmtliche Reden Jeſu, aus den vier Evangeliſten geſammelt und ſo geſtellt, daß man das ächte Lehrgebäude überſehen und mit der eigentlichen Religion Jeſu ſich bekannt machen kann.“ (Zwei Theile.)

Da waren die Reden Jeſu aus den Evangeliſten geſammelt unter Rubriken gebracht und nach der Reihe der Materien geſtellt. Bahrdt hatte ſchon längſt die Bemerkung gemacht, daß die Dogmatiker mit den articulis fidei ſämmtlich aus den mißdeuteten Briefen der Apoſtel und vornehmlich denen an die Römer und die Hebräer entſtanden waren, und daß man zu all den jüdiſchen Vorſtellungsarten, welche die dogmatiſchen Syſteme enthalten, überall nur Beweisſtellen aus dieſen Briefen allegiren konnte. Dies brachte in ihm den Gedanken hervor, daß es der Mühe werth ſei, einmal das ganze chriſtliche Publicum darauf aufmerkſam zu machen, wie alle Beweisſprüche für die ſogenannten poſitiven Wahrheiten des Chriſtenthums (Zurechnung des Falles Adams, Erbſünde, Rechtfertigung ohne Werke, übernatürliche Grade u. ſ. w.) blos aus den Schriften der Apoſtel entlehnt ſeien und daß die Reden Jeſu von manchen Artikeln gar nichts, von einigen nur ſcheinbare Spuren enthalten. Hieraus ergab ſich der Schluß: Wenn Jeſus in ſeinen Vorträgen auf jeden Fall die zur Seligkeit nothwendigen Heilswahrheiten gelehrt haben muß, ſo folgt, daß diejenigen Lehrſätze, welche er nicht gelehrt hat und welche man blos aus apoſtoliſchen Schriften herleiten will (geſetzt auch, daß ſie aus denſelben erweislich wären), doch gar nicht von großer Wichtigkeit ſind, ſondern zu den entbehrlichen Wahrheiten gerechnet werden müſſen. Aus den „Sämmtlichen Reden Jeſu“ ſollte alſo der forſchende Chriſt erkennen, was wirklich Lehre Jeſu ſei und was dagegen ſpätere Lehrer der Kirche aus ihren eigenen Reflerionen und Phantaſieen hinzugethan haben.

Und um ſeinen Gedanken vollſtändig durchzuführen, edirte Bahrdt in Berlin bei Mylius ſeine „Analytiſche Erklärung aller Briefe der Apoſtel Jeſu“ (3 Bände), ein Werk, in welchem er dem Publicum

vollends die Reſultate ſeines vieljährigen Studiums über das neue Teſtament lieferte. Er bemühte ſich hier, zu zeigen, daß auch die apoſtoliſchen Schriften, in ihr rechtes Licht geſetzt, nur das vernünftige Lehrgebäude enthalten, was er bereits in den „Sämmtlichen Reden“ aufgeſtellt hatte.

Den vorzüglichſten Applauſus aber erhielt Bahrdt's „Syſtem der moraliſchen Religion, zur endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker“ (zwei Bände, Berlin 1787). Durch das Studium der Reden Jeſu war Bahrdten der Mittelpunkt fixirt worden, in welchem er ſein ganzes Religionsſyſtem zu concentriren hatte: — die Menſchenliebe nämlich, welche er als das höchſte Bedürfniß für die menſchliche Glückſeligkeit und folglich als den erſten Grundſatz aller vernünftigen Religion erkannte. Aus dieſer Erkenntniß entſtand ſein „Syſtem der moraliſchen Religion,“ bei deſſen Ausgabe er ſich einer kleinen Kriegsliſt bediente. Er ließ nämlich einen andern Titel drucken, welcher ein „Syſtem der reinen Lehre Jeſu und der Apoſtel“ ankündigte und ſeinen Namen nicht enthielt, und das Buch unter dieſem Titel ein Vierteljahr lang verkaufen. So wurden das Publikum und die Recenſenten getäuſcht, und partheiiſche Abneigung gegen Bahrdt's Perſon von ihrem Urtheil entfernt. Dieſe Liſt gelang, das Buch wurde gleich mit lautem Beifall aufgenommen, und gerade die Leipziger Zeitung, die ſonſt alle Schriften Bahrdt's geſtriegelt hatte, intonirte die erſte Lobpreiſung.

Das Buch gewann Bahrdten viele Freunde. Menſchen, denen die Fama Bahrdten als einen heilloſen Mann ſchilderte, der alle theoretiſche und practiſche Religion mit Füßen trete, geriethen in ein angenehmes Erſtaunen, da ſie vernahmen, daß dieſes Syſtem Bahrdt's Glauben, Bahrdt's Ueberzeugungen enthalte.

Noch ſchrieb Bahrdt damals „Ueber Preßfreiheit und deren Grenzen; zur Beherzigung für Regenten, Cenſoren und Schriftſteller“ (Züllichau bei Fromman 1787), ein Buch, welches die meiſten lauten Lobpreiſungen erhielt und von dem Königlichen Kammergericht in Berlin als Autorität citirt wurde.

„Dieſen Bahrdt werden ſie wohl ungeſchoren laſſen,“ das hatte Freilingshauſen geſagt, als Bahrdt nach Halle kam. Es nahte jetzt die Zeit, wo dieſer Bahrdt doch geſchoren werden ſollte. Das Religionsedict vom 9. Juli 1788 erſchien.

VI.

„Das Religionsedict, Ein Luſtſpiel“ und Eine Gefängnißgeſchichte.

Bald nach Erlaß des Religionsedicts erſchien ein Luſtſpiel, das Religionsedict betitelt: Im erſten Aufzuge erhält der Prediger Blumenthal zu Micheln den Auftrag, das Religionsedict anzufertigen. Er kömmt des Abends ſpät nach Hauſe, und iſt dermaßen betrunken, daß einige Bauern ſeiner Gemeinde ihn führen müſſen, er hat in der Betrunkenheit die Perücke verloren, welche ein Bauer ihm nachträgt. Unter verſchiedenem Lärm, der mit Fluchen, Toben und Schlägen der Seinigen begleitet iſt, erinnert ihn ſein Großknecht an eine ihm des andern Tages aufgetragene Reiſe nach der Stadt. Blumenthal kann ſich anfangs daran nicht zurückerinnern, als ſeine Frau aber der Briefſchaften aus Berlin gedenkt, fällt ihm bei, wie es Seite 3 heißt: „ich ſoll für Bruder Wöllnern ein neues Religionsedict machen.“ Alle dieſe Aeußerungen ſind mit den kräftigſten Flüchen und Rülpſen begleitet, und über den Gegenſtand des Edicts ſagt er unter dieſen widrigen Ausbrüchen: „es ſoll die Aufrechthaltung der reinen Lehre ſichern; es ſoll den neuen Aufklärern Einhalt thun, und es ſoll doch auch ſo ausgedrückt ſein, daß es den Schein der Toleranz behält.“ Auf der 9ten Seite wird dann unter den Anweſenden, welches ein Kandidat, ein Prediger aus der Nachbarſchaft und die aus Mutter und Tochter beſtehende Familie Blumenthals ſind, über dieſen Schein der Toleranz, über Vernunft und Aufklärung geſprochen, und Seite 10 beginnt Blumenthal die Anfertigung des Edicts; der Prediger Kinderling äußert dabei S. 10: „es iſt doch eine Fügung der weiſen Vorſicht, daß nun endlich ein Regent die Preuß. Staaten beherrſcht, welchem die Lehre des Evangelium Jeſu am Herzen liegt. Und ich verehre Sie, liebwertheſter Herr Amtsbruder, als ein Werkzeug dieſer göttlichen Vorſehung.“ Unf auf die Frage des Kandidaten Kluge, ob er, Blumenthal, wirklich den Auftrag habe, ein neues Religionsedict zu ſchreiben, erwiedert dieſer S. 11: „der Miniſter v. Wöllner iſt mein alter Univerſitätsfreund, und hat ſein ganzes Vertrauen auf mich geſetzt. Er ſchreibt mir geſtern: Lieber Bruder, Du mußt jetzt Deinen Kopf anſtrengen, und ein Religionsedict machen, das Hände und Füße hat. Aber Bruder, mit

Klugheit, mit Delikateſſe muß es abgefaßt ſein. Es giebt Leute, Du verſtehſt mich, die auf mich lauern, und es ſcharf kritiſiren werden. Nimm Dich in Acht und wende Deine beſte Kraft dran.“

Nach verſchiedenen Reden fängt Blumenthal S. 13 an, den angefertigten Eingang des Edicts vorzuleſen, und Kluge ſagt noch vorher für ſich: „Gott! ein beſoffenes Schwein! der Concipient eines Religionsedikts!“

Kinderling lobt Alles S. 14, dagegen aber erhebt ſich S. 15 mit Klugen ein Streit, wo dem letztern in den Mund gelegt wird: „daß die im Eingange des Edikts befindlichen Worte: „nach dem Exempel unſrer Vorfahren“ ein nachtheiliges Licht auf die vorige Regierung zu werfen, ein geſuchter Anſtrich zu ſein ſcheinen — daß dieſes wohl dem Könige, in deſſen Namen er ſchreibe, keine Ehre mache. Sollte Friedrich Wilhelm nicht vielmehr in die Fußtapfen dieſes größten Königs treten, werde ganz Europa fragen, als die Zeiten der Brandenburgiſchen Barbarei ſich zum Muſter nehmen wollen?“

S. 17 ſagt eben derſelbe bei Gelegenheit des im Edikt gebrauchten Ausdrucks: die chriſtliche Religion der proteſtantiſchen Kirche erhalten und wieder herſtellen werde: „machen Sie alſo Ihren König nicht offenbar zum Tyrannen, der einem großen Theil ſeiner Unterthanen ein natürliches Recht entreißt, und daſſelbe einem andern Theile, der hier die proteſtantiſche Kirche iſt, ausſchließend ertheilt?“

S. 18 „der Regent, der ſie (die Rechte der Duldung) ihnen (den Socinianern, Deiſten u. ſ. w.) ſtreitig macht, handelt eben ſo ſchändlich, als diejenigen handelten, welche ſie ehedem den Proteſtanten ſtreitig machten.“

Ferner läßt der Verfaſſer eben dieſen Kluge ſagen, bei der Gelegenheit, da im Edikte geſagt wird, daß aus der Verfälſchung des Chriſtenthums Zügelloſigkeit der Sitten entſtanden ſei; S. 19: „das iſt doch wirklich eine gar zu große Flauſenmacherei, womit der einfältige Leſer getäuſcht werden ſoll. Meinen Sie denn, daß der kluge Leſer das nicht merken ſoll, und dieſen Deckmantel der tyranniſchen Anmaßung über die Rechte der Unterthanen und der groben Partheilichkeit gegen gewiſſe Secten nicht abzuziehen weiß? — Und iſt es nicht freche Unwahrheit, wenn Sie Ihrem Könige in den Mund legen — daß er durch ſolche Vorſorge ſeinen Unterthanen einen Beweis geben wolle, weſſen ſie ſich in Abſicht ihrer völligen Gewiſſensfreiheit zu verſehen haben — wahrhaftig ein ſchöner Beweis von landesväterlicher Vorſorge, wird

man ſagen ꝛc. — ſchon im Introitu iſt ſo viel Intoleranz, ſo viel Inconſequenz und Widerſpruch, daß mir der Gräuel ankommt, die Folge zu leſen."

Kluge geht hierauf S. 21 ab, und nun läßt der Verfaſſer den Blumenthal in Verfertigung des Edikts fortfahren, wobei deſſen Frau und Tochter ihm Einwürfe machen. Erſtere ſagt S. 27: „doch kann ichs nicht laſſen, dieß zu ſagen, daß die Welt über dein Edikt ſich luſtig machen wird;" und S. 28: „die Leute werden ſagen, in dieſem Falle habe der Miniſter die Welt zum Beſten gehabt."

S. 29 ſagt Blumenthal ſelbſt, als von den Naturaliſten, und daß ſolche von der Duldung ausgeſchloſſen ſind, die Rede iſt: „es hat ſeine politiſchen Urſachen, warum man das Geſchmeiß nicht mehr dulden will. Sie ſind uns andern zu klug, und — machen auch das Volk zu klug."

S. 34 heißt es bei Gelegenheit, wo das Edikt der alten Kirchenlegenden gedenkt: „nun willſt du die Epoche deines Friedrichs Wilhelms ſo ſchänden, und mitten in den Zeiten des Lichts gerade den alten Miſt von neuem privilegiren, der ſo lange die Welt angeſtunken hat!"

S. 38 bei längſt widerlegte Irrthümer: „der Kniff iſt wahrlich zu alt und zu merklich."

S. 39: „Ich fürchte, daß dein Bruder Wöllner wird mit dem Edikt ſo gehänſelt werden, daß ihm der Angſtſchweiß ausbrechen wird."

Als alle Anweſende eingeſchlafen ſind, vollendet Blumenthal das Edikt, womit ſich der erſte Aufzug ſchließt. Im zweiten iſt Blumenthal in Berlin, wo er in den erſten fünf Scenen gegen den Gaſtwirth den Heuchler ſpielt, in der ſechſten Scene erſcheint der Geheime Kämmerer Rietz, und hier ſind folgende Aeußerungen zu bemerken.

S. 56 ſagt Rietz: „Je, der alte Fritz Wilhelm macht, was er gemacht hat, wenn er nur recht viel machen könnte. Aber es hat keine rechte Haltung mehr."

Es wird ſodann erzählt, wie man ſich bemühe, den Zugang zum Könige zu verwahren; dabei ſagt Blumenthal S. 57 zu Rietz: „Ja, Bruder, das iſt die Hauptſache, daß ihr keine Unterthanen vor den König laßt;" und Rietz erwiedert darauf: „Keinen Menſchen. Was von Suppliquen eingeht, leſen wir erſt, ich und Wöllner, und was uns nicht anſteht, marſchirt in's Kamin. Der Teufel möcht's aushalten, wenn alles, wie beim vorigen König, ſich mauſig machen dürfte."

Darauf erkundigt ſich Blumenthal, ob ſich nicht manchmal die eine

oder andre Broſchüre einſchleicht? und Rietz antwortet: „O ja! aber da wiſſen wir uns ſchon zu helfen. Wenn ſo ein Teufelsding zur Welt kömmt, geht Wöllner gerade zum König, erzählt ihm ſelbſt mit ruhigem Lächeln von der neuen Spottſchrift, und bietet ſie Ihm zum Leſen an. Und wenn dann der König, der nie Zeit und Luſt zum Leſen hat, nicht hitzig darauf thut, welches der Wöllnerſche Introitus ſchon verhindert, ſo lieſt ihm Wöllner ſelbſt einige Stellen daraus vor, läßt die Ausdrücke, die allenfalls Eindruck machen könnten, weg, ſchiebt einige andere, die platt und plump lügenhaft ſind, hinein, und bringt es in wenig Minuten ſo weit, daß der König das Ding verachtet. Nun ſo mag auch ein alter Miniſter kommen und von weitem des Dinges Erwähnung thun, ſo erhält er allemal zur Antwort: den elenden Wiſch kenne ich ſchon. Und ſo denkt der Miniſter und die Welt, der König habe es geleſen, und es ſei ohne Wirkung geblieben."

Die 7. Scene enthält Unterredungen zwiſchen Blumenthal, Nikolai, Wach und Apitzſch. In der folgenden Scene wird S. 71 bei Gelegenheit des Buchs über die Preßfreiheit und deren Grenzen geſagt: „Dieſes Buch enthält Alles, was ihr neues Religionsedikt als ein Ding aufſtellen kann, welches mit der Vernunft, mit allen Rechten der Menſchheit, mit den Pflichten eines guten Regenten und mit dem Wohl des Staats im geradeſten Widerſpruche ſteht."

Der dritte und vierte Aufzug ſind bloße Skizzen; von dem dritten iſt jedoch zu bemerken, daß der Schauplatz im Staatsrathe iſt, wo das Religionsedikt zum Vortrage kömmt, und bald nachher auch ein neues Polizeiedikt, in welchem anbefohlen wird, daß jeder, der im Lande eine Bedienung haben will, ein prieſterliches Atteſtat haben ſoll, daß er alle Jahr viermal gebeichtet und kommunicirt habe. Ferner daß am Sonntage hinfüro kein Menſch ſpazieren fahren, Karten ſpielen, Muſiciren, Tanzen, den Beiſchlaf exerzieren, und — auf einem Beine ſtehen ſoll u. ſ. w.

Der vierte enthält blos Univerſitätsverhältniſſe der Akademie zu Halle; den fünften hingegen bilden vier nach dem Thiergarten in Berlin verlegte Gruppen. Die erſte beſteht aus Schuſtern, Schneidern, und ähnlichen Leuten; die zweite aus jungen Herren und Damen, welche ſämmtlich im Jahre 1787 geadelt worden ſind; die dritte aus Philoſophen; die vierte formirt der Kronprinz mit einigen ſeiner Vertrauten hinter einer Hecke.

Bei der erſten Gruppe ſind folgende Aeußerungen zu bemerken:

S. 77 iſt vom Religionsedikt die Rede, und Meiſter Biegeleiſen nennt es die Hauptperle in der preußiſchen Krone. Meiſter Kamm erwiedert: „eine ſchöne Perle! nun ſollen wir gemeinen Leute mit aller Gewalt wieder dumm werden," und nach verſchiedenem Geſpräch ſagt Meiſter Schuhpech S. 79: „ihr Narren, was hilft uns das, wir ſind mit unſern Predigern jetzt ſchlimmer dran, als ſonſt. Sonſt, da die Prediger Freiheit hatten, wußten wir doch ſo viel, daß das, was ſie uns vorſagten, ihre eigene freie Ueberzeugung war. Da konnten wir wenigſtens mit einigem Zutrauen ſie hören, und von ihnen lernen, jetzt da ihnen alles, was ſie lehren, befohlen iſt, jetzt weiß kein Menſch mehr, ob das, was der Prediger ſagt, eigene Ueberzeugung iſt, oder ob ers nur um des Befehls willen und aus Furcht vor der Kaſſation uns vorſchwatzt.

Das wird eine ſchöne Religion im Lande werden, die uns die Prediger auf Befehl und bei Strafe der Kaſſation lehren müſſen."

Meiſter Kamm ſagt darauf S. 80: „ja es ſteht ausdrücklich im Edikt, die Prediger möchten in ihrem Herzen glauben, was ſie wollten, ſie ſollten nur öffentlich nach der Norm lehren. Bei Gott! da brauchte der König nur Maſchinen mit Prieſterröcken machen zu laſſen, die nach der Norma ſchwatzen könnten, wie die Maſchinen, die nach der Norma Schach ſpielen, ſo brauchten wir keine Prieſter mehr zu beſolden."

Meiſter Biegeleiſen: „Auch Kirchen gehen und kommunieiren wird anbefohlen werden."

Meiſter Kamm: „Bravo! ſo wird man die Religion am Ende noch mit Execution einführen. Nun giebts ein ſchönes Chriſtenthum! das iſt wie bei den Katholiken, die einen Beichtzettel haben müſſen."

Bei der zweiten Gruppe heißt es S. 83: „das iſt, als wenn mir befohlen würde, die großen Einſichten des neuen Miniſters gründlich zu predigen, bei der Ueberzeugung, daß er keine beſitzt."

In der dritten Gruppe iſt S. 83 jemandem in Mund gelegt: „jetzt möchten ſie fragen, wo ich die Vernunft zu laſſen gedenke, ſeitdem Geiſterſeher und Heuchler den Thron belagert haben."

Die vierte Gruppe enthält S. 88 folgendes:

„Kronprinz: (kniſchend und mit aufgehobenem feurigem Blick.) Ich will ſie ſchon austheilen die Rollen. — Geiſt meines Onkels umſchwebe mich, leite mich, bis ich zum Ziele gelange, wo ich ganz in dir leben und wirken werde! — dann ſollen alle die Großinquiſitors und Geiſterſeher und Roſenkreuzer ihren Lohn bekommen, für alle die

Schande, die ſie dem preußiſchen Staate und Throne zugefügt haben.“ . . . . . .

Auf eine Denunciation ſeines Secretärs Röger glaubte man in Bahrdt den Verfaſſer dieſes Luſtſpiels erkennen zu müſſen. Eine Allerhöchſte Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm II. vom 2. April 1789 an des Herrn Großkanzlers von Carmer Excellenz lautete dahin: „Da der berüchtigte Dr. Bahrdt zu Halle nicht aufhöre, allerlei ungebührliche Schriften wider das Chriſtenthum und vornehmlich unanſtändige Sachen gegen das Religionsedikt drucken zu laſſen, dabei aber geheime und höchſt verdächtige Correſpondenzen führen ſolle, ſo ergehe der Allerhöchſte Befehl, ſich ſogleich deſſelben Perſon und Papiere zu verſichern, die ſtrengſte fiscaliſche Unterſuchung gegen ihn anzuſtellen und nach Befinden der Sache darin rechtlich erkennen zu laſſen.“

Am 7. April wurde Bahrdt verhaftet. In der Schrift: „Geſchichte und Tagebuch meines Gefängniſſes“ (Berlin bei Vieweg 1790) erzählt er: „Es geſchah am ſiebenten April, da ich ſorglos und heiter in meinen Geſchäften unter meinen Kindern umherging, daß der Aktuarius Wagner Morgens um 9 Uhr ins Haus trat, haſtig die Treppe hinauf ſchoß, und nach mir fragte. Ich kam unten herauf, ſah ihn oben auf der Treppe, erblickte ein leichenblaſſes Geſicht und — im Moment war der Gedanke in meiner Seele — du wirſt arretirt. Nun, wie Gott will!

„Ich ging in den Hof, erblickte von weitem drei Häſcher über meinen Acker herkommen und ward in meiner Ahndung beſtärkt. Zeit genug hatte ich, mich auf mein vortreffliches Pferd zu ſchwingen und hinten durch den Schuppen zu entkommen, da es bei dem großen Waſſer, welches die ganze Gegend überſchwemmt hatte, unmöglich war, daß dieſe Fußgänger, die den Wagen auf der andern Seite der Saale hatten zurücklaſſen müſſen, mich einholen konnten. Allein der Gedanke an meine Kinder und mein Bewußtſein, daß ich kein eigentlicher Verbrecher war, hielten mich ab. Ich ging alſobald hinauf und begab mich mit Herrn Wagner in ein Seitenzimmer.

„Der erſchrockene und völlig zitternde Mann machte eine Vorrede, die mich mehr erſchrecken konnte, als die Sache ſelbſt. „Ich habe in meinem Leben,“ ſagte er athemlos und blaß, „keinen ſo traurigen Auftrag gehabt ꝛc.“ Ich unterbrach ihn ſehr bald. Sein Sie ganz ruhig, Freund, Sie können nichts dafür. Sie handeln auf höchſten Befehl. Ich weiß, Sie wollen mich arretiren. Ich folge Ihnen ohne alle Er-

ſchrockenheit. — „Ja, aber erſt müſſen alle Ihre Papiere verſiegelt werden.“ — Sie ſollen alles haben. Kommen Sie getroſt. — „Ich muß Ihnen, ſagte er hierauf, noch immer bebend, das Kommiſſoriale erſt mittheilen.“ Ich las es.

„Es iſt fürchterlich“ — waren, nach Leſung deſſelben, meine Worte, „nehmen Sie mich in Empfang.“ Sofort führt' ich ihn durch alle Zimmer, übergab alle vorfindliche Papiere, und bereitete mich zu meinem Abzuge, indem ich mich mit einem Kamm, einem Scheermeſſer, Federmeſſer, Bleiſtift und einigen Schreibmaterialien verſah.

„Da alle Papiere in ein kleines Zimmer gebracht worden, und man daſſelbe an den Fenſtern und der Thüre verſiegelt und mit einer Wache verſehen hatte, ging ich in die Wirthſchaftsſtube, und gab an die Haushälterin mein vorräthiges Geld ab, wobei ich die nöthigſten Anordnungen wegen der Haushaltung hinterließ.

„Meine Kinder ſtanden bei der ganzen Scene betäubt, wußten aber noch immer nicht, daß es auf meine Perſon abgeſehen ſei, weil ich zumal ſelbſt ſo gelaſſen ausſah und ſo ruhig und lebhaft geſchäftig war: ſondern ſie glaubten nur, man wolle ſich meiner Papiere bemächtigen. Als ich aber mit der kälteſten Miene ſagte: „lieben Kinder, ängſtet euch nicht, ich werde ſelbſt arretirt: aber es hat keine Gefahr, wir werden uns bald wieder ſehen“ — da hingen ſie ſich fürchterlich ſchluchzend an meinen Hals, und wollten in Jammer verſinken. Doch mein Muth und die Ruhe meines Ausdrucks machte, daß ſie ſich bald wieder faßten, ob es gleich mehr eine Erſtarrung ihrer Gefühle war, die nur wenige Augenblicke dauern konnte. Ich benutzte daher dieſelben, um von dem neuen Ausbruche der Wehmuth, durch Thränen und Händeringen, meines Bischen Standhaftigkeit nicht beraubt zu werden, und eilte, ſo ſchnell als möglich, aus dem Hauſe.

„Der Zuſtand der Meinigen, nachdem ich fort war, geht über meine Beſchreibung.

„Wir gingen zu Fuße, von drei Häſchern begleitet, nach der Saale, ließen uns da in einem Kahne überſetzen, fanden auf der andern Seite den Wagen, und fuhren in demſelben, indeß die Knechte zu Fuße nebenher gingen, zur Stadt und aufs Rathhaus zu.

„Die ganze Sache war ſo unvermuthet gekommen und bei der Procedur eine ſolche Schnelligkeit vorgeſchrieben worden, daß die Königl. Commiſſarien ſelbſt noch nichts wußten, da ich ankam, und noch nicht einmal ein Gefängniß für mich zubereitet war. Ich mußte daher in der

Kommiſſionsſtube, unter den Augen einer Wache, über eine Stunde warten, bis endlich der Geh. Rath Backhauſen hineintrat, mir ſein Mitleid bezeugte, und mich dem Stockmeiſter übergab.

„Ich ward hoch hinauf bis unters Dach geführt und von drei Häſchern abermals begleitet. Hier hörte ich zum erſtenmal in meinem Leben — ein alter funfzigjähriger Gelehrter — Schlöſſer klirren und Riegel raſſeln. Aber meine Gelaſſenheit wich nicht einen Augenblick. Der Kerker, in den ich geführt wurde, war graus. Er hielt fünf gute Schritt ins Gevierte, war mit einem hohen Balken durchzogen, der über den Boden lag, mit großen Haspen zur Anſchließung der Gefeſſelten verſehen war, und mir daher auch die fünf Schritt Promenade unmöglich machte. Ein hölzerner Schemel, eine bretterne Pritſche zum Schlafen, und ein alter von muthwilligen Händen zerſchnittner Tiſch, worauf kein Papier eine gerade Unterlage fand, waren meine Mobilien.

„Zum Fenſter konnt' ich nicht gelangen, um bei einem Nothfalle die Leute auf der Gaſſe aufmerkſam zu machen, weil daſſelbe hoch oben zum Dache hinausging und alſo einen drei Ellen langen Schlund vor ſich hatte, welcher vorn mit eiſernem Gitterwerk verſehen war und am Ende noch ein zweites Gitter enthielt.

„Dieſer traurige und dabei äußerſt ſchmutzige Aufenthalt war daher für einen Mann von Gefühl in mehr als einem Betracht abſcheulich und, für einen kränklichen Mann, wie ich war, äußerſt qualvoll und gefährlich.

„Man erwäge nur, daß ich erſtlich keinen Menſchen errufen konnte und daß der Stockmeiſter regelmäßig nicht anders als früh um 7 Uhr, Mittags um 12, und Abends um 6 Uhr ſeine Gefangenen beſuchte, wo er auf einen Augenblick eintrat und die nöthigſten Bedürfniſſe darreichte. Ich konnte alſo keine menſchliche Bewegung nur von weitem hören (denn auch das bloße Hören mindert das Schreckliche der Einſamkeit) und hatte in 24 Stunden nur dreimal, 4 Minuten lang, Gelegenheit, mit einem Menſchen zu reden. Folglich war ich für jeden Krankheitsunfall ganz eigentlich hülflos. Und wie? wenn Feuersgefahr, oder bei den vielen Gewittern dieſes Sommers ein Blitzſtrahl meinen Kerker betroffen hätte? Eine ſolche Lage muß nothwendig für einen Gelehrten um deſto ſchrecklicher ſein, jemehr er über ſie nachdenkt und ihre Möglichkeiten ſich vorſtellt.

„Hierzu kam zweitens der ſchreckliche Geſtank, in welchem ich unaufhörlich athmen mußte. Denn es ſtand ein großes Faß mit einem

Deckel in dieſem engen Behältniſſe, welches den Abtritt vorſtellte. Dieß Faß war vielleicht Jahre lang ſchon gebraucht, und hatte alſo die Quintеſſenz der menſchlichen Unreinigkeiten ſo in ſich gezogen, daß, wenn ich es auch täglich ausgießen ließ, dennoch der unerträgliche Geſtank, der an dem Faſſe ſelbſt haftete, mich martern und meiner Geſundheit nachtheilig werden mußte.

„Ein drittes Uebel war dabei, der Mangel der friſchen Luft. Denn das Fenſter war, wie geſagt, oben am Ende eines Schlundes, konnte alſo von mir nicht eröffnet werden, und ließ auch, wenn nicht ſehr heftiger Wind war, keine merklich friſchere und reinere Luft ins Zimmer . . .

„Schon ſeit dem zweiten Tage meines Arreſtes hatte ich keine Leibesöffnung mehr und der Gebrauch der Arzneimittel wirkte ſchon durchaus nichts, als den Abgang weniger Körner, welche ſchwarz und hart waren, und alſo einen hohen Grad von Trockenheit und Verſtopfung der Eingeweide anzeigten. Dabei fanden ſich meine Schmerzen in der Seite wieder ein, welche ſchon den fünften Tag von 3 Uhr des Nachmittags bis ſpät in die Nacht anhielten, und mit dem heftigſten Schweiße ſich endigten. Alle Abend verſpürte ich ein ſchleichendes Fieber. Und ein Huſten zeigte ſich, den ich den Ausdünſtungen des Faſſes zuſchrieb, deſſen Geſtank ich den ganzen Tag über einathmen mußte . . .

„In dieſem Zuſtande der tiefſten Bekümmerniß der Seele und täglicher Körperſchmerzen war es natürlich, daß ich alles anfing zu empfinden, was ich anfangs, bei noch völliger Geiſtesſtärke, gar nicht bemerkt hatte. Nun ward ich auch den Verluſt der Freiheit gewahr. Nun erſt fing ich an, mir es deutlich bewußt zu werden, daß ich in vier Wände und eiſerne Gitter eingeſchloſſen war. Nun hörte ich mit Schauder das Geraſſel der Schlüſſel, wenn der Stockmeiſter kam, und das Geklirr der Riegel und Ketten, wenn er ging. Nun fühlte ich mit jedem Tage mehr das Unwürdige meines Schickſals . . .

„Wahrhaftig! Gefängniß, für einen Mann von Gefühl und gewohnter, freier Thätigkeit, iſt — Mord. Denn er lebt nur, ſo lange er in freier Thätigkeit iſt. Er iſt alſo im Kerker todt. Iſt's nun nicht gleich, ob ich einem vom letzten Theile ſeines Lebens ein Stück vernichte, oder aus der Mitte deſſelben? Ein gemeiner Menſch, dem der Sonntag, wo er ſich gedankenlos dehnt, und ſtreckt, und gafft und gähnt, ſein beſter Tag iſt, dem iſt oft Gefängniß Lebensverdopplung.

„Räthſelhaft iſt's, daß die Geſetzgeber die Strafe nicht nach der

Empfindung meſſen, da dieſe doch Zweck des Strafenden iſt, daß es der Geſtrafte fühlen ſoll. Auch der große Joſeph verſieht es hierin noch ſehr. Einen Mann von Ehre an Pranger geſtellt, welch eine hundertfache Strafe, nach der Empfindung gemeſſen, in Vergleichung mit einem gemeinen Kerl, dem eine Stunde am Pranger Spielwerk iſt! Einen armen Vater um Geld ſtrafen wie einen Reichen, welche Ungleichheit!" —

Nach qualvollen und peinigenden Verhören, in denen Bahrdt nur ſo viel geſtand und geſtehen zu können betheuerte, daß das Luſtſpiel von unbekannter Hand ihm zugeſchickt ſei, daß er Aenderungen darin angebracht und daß er es an den Drucker befördert habe (das letztere widerrief er ſpäter) wurden die Acten endlich für geſchloſſen erklärt. Die Sentenz verurtheilte Bahrdten zu zweijährigem Feſtungsarreſt und in die Koſten; durch die Königliche Gnade wurden die zwei Jahr in eins verwandelt, welches Bahrdt auf der Magdeburger Citadelle abſaß.

In dieſem Jahre verfaßte Bahrdt ſeine „Geſchichte meines Gefängniſſes" und die „Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Meinungen und ſeiner Schickſale." (Der Herausgeber bemerkt, daß er die Darſtellung von Bahrdt's Leben und innerer Entwicklung ſo viel wie möglich mit deſſen eignen Worten gegeben). Ferner edirte Bahrdt von Magdeburg aus die Schrift „Mit dem Herrn von Zimmermann deutſch geſprochen" (aus welcher noch einige Auszüge beigefügt ſind). Die Entlaſſung aus ſeinem Gefängniſſe überlebte er nicht zwei Jahre. Alles in Allem gerechnet hat Bahrdt während ſeines Lebens 126 Bände geſchrieben.

VII.

Mit dem Herrn von Zimmermann

Ritter des St. Wladimir Ordens
von der dritten Klaſſe,

Königlichem Leibarzt und Hofrath in Hannover, der Akademien der Wiſſenſchaften in Petersburg und Berlin, der Geſellſchaften der Aerzte in Paris, London, Edinburgh und Copenhagen, und der Societät der Wiſſenſchaften in Goettingen Mitgliede.

Deutſch geſprochen
von

Dr. Carl Friedrich Bahrdt,

auf keiner der Deutſchen Univerſitäten weder ordentlichen noch außerordentlichen Profeſſor, keines Hofes Rath, keines Ordens Ritter, weder von der erſten noch dritten Klaſſe, keiner Akademie der Wiſſenſchaften, wie auch keiner einzigen gelehrten noch ungelehrten Societät Mitgliede ꝛc. ꝛc.

1790.

Mein lieber Herr Ritter!

Es wird Ihnen auffallen, daß ein Mann, welcher nach den großen Begriffen, die Sie von Ihrer eigenen Erhabenheit ſich gemacht haben, ſich zu Ihnen verhält, wie der kleine David zum Rieſen Goliath — daß, ſage ich, ein ſo kleiner Mann ſich an Sie wagt und, mit dem von Kaiſerinnen, Königen, Fürſten und Staatsminiſtern geehrten, und mit der engſten Vertraulichkeit der Großen beglückten Zimmermanne deutſch zu ſprechen ſich erdreiſtet. Allein wenn Sie ſich zur Beherzigung einiger ernſthaften Betrachtungen hochgeneigt herablaſſen wollen, ſo werden Sie gar leicht Ihre Verwundrung einſtellen können, und dieſe Erſcheinung weiter nicht im mindeſten befremdend finden.

Bin ich doch bekanntlich ein Mann, der von der Mutter Natur einmal mit einem ſchier ſeltenen Grade von Feuer und Dreiſtigkeit ausgeſteuert iſt. Ich bin gewohnt, mit eiſerner Stirne, auf Alles loszugehen, was mir in meinen Weg kommt, und beſonders die Narrheiten ſowohl als die Tücken der Gläubigen mit unverſchonender Hitze anzu-

greifen, ohne mich darum zu bekümmern, ob ſich dieſe Krankheiten unter Stern, Ordensband und Rittergehenk verbergen oder ob ſie aus einem zerlumpten Rocke hervorſchimmern. Ich habe nie gelernt, in der feinen Hofſprache zu reden und an Leute, die ich der Geißel würdig finde, ſüße Worte zu verſchwenden und den Unwillen des Herzens zu verheimlichen. Ich rede (ſo lang ich als freier Mann reden kann) gerade heraus, und ſage es jedem vor die Stirn, was und wie ich's denke. Und ungeachtet ich ſchon manchmal durch meine Hitze und muthvolle Dreiſtigkeit im Schreiben mir nicht geringe Uebel zugezogen habe und von meinen Freunden gewarnt und gebeten worden bin, die Pillen, die ich meinen Kranken reiche, beſſer zu verſilbern, ſo habe ich doch, ſelbſt bei meinem beſten Willen und Vorſatze, mich nie im Stande befunden, den Lutheriſchen Kopf in Melanchthons Schlafmützigkeit zu kleiden. Es iſt das kühne und raſche Handeln mir einmal Natur und ſcheint dieſe moraliſche Krankheit eben ſo wenig zu vertreiben zu ſein, als die körperlichen Krankheiten, welche man chroniſche und veraltete nennt. Und gerade wie Sie, mein Herr Ritter, von Ihrem ganz kalabriſchen Selbſtdünkel durch die concentrirteſte Kraft des Löwenzahns der Satyre, die aus Berlin und Göttingen bereits an Ihnen verſucht worden iſt, bis dieſen Augenblick nicht geheilt haben werden können — recht wie dort der weiſe Salomo ſagt: wenn Du den Narren im Mörſer ꝛc. — sans comparaison! — ſo hat ſich auch an mir das Sprichwort naturam furca etc. dergeſtalt bewähret, daß ich noch in Abſicht auf Feuer und Muth in meinem funfzigſten Jahre derſelbe Menſch bin, der ich vor einigen dreißig Jahren ſchon war. Ich kann keine Komplimente machen und — ich kann ſie alſo auch mit Ihnen nicht machen, wenn Sie auch wirklich der große Mogul wären oder — wenn noch zehn Katharinen mit Ihnen correſpondirten und noch zwanzig Könige und Miniſter Ihnen Staatsgeheimniſſe in's Ohr flüſterten.

Und bedenken Sie dabei, daß Sie mich ſelbſt herausgefordert und, gleich jenem Philiſter, dem Zeuge Iſraels öffentlich Hohn geſprochen haben. Denn Ihre Fragmente über Friedrich den Großen, mit welchen Sie das liebe Publicum um eine ganz anſehnliche Summe Geldes zu ſchneuzen geruhet haben, enthalten nicht nur die wildeſten Ausfälle auf meine Schriften, und die darin vorgetragenen Ueberzeugungen, ſondern Sie ſtellen mich auch (ohne je von mir beleidigt zu ſein) namentlich als einen Mann auf, den Sie als einen Feind des Vaterlandes, der Religion, der Menſchheit und folglich auch — als Ihren Feind betrachten.

Da Sie alſo mir, meiner Wahrheit und — zugleich meiner ganzen Glaubensgenoſſenſchaft ſo förmlich den Krieg angekündigt haben, ſo dürfen Sie es ſich wahrhaftig nicht befremden laſſen, wenn ich Ihnen meinen Mann gleichfalls ſtelle, um eine Lanze mit Ihnen zu brechen. Denn fliehen, Herr Ritter, habe ich nie gelernt. Und wenn noch zehn ſolche Ritterchen wie Sie, auf einem Amboſe in einen zuſammen geſchmiedet, ſich ſo vor mich hinſtellten wie Sie, ſo würde ich, noch mit eisgrauem Kopfe, meinen Arm gegen ſie ſchwingen, und ihnen zeigen, daß Muth und Kraft mich nicht verlaſſen haben.

Und iſt das alles nicht hinlänglich, Ihnen meine Erſcheinung als eine ganz natürliche Sache begreiflich zu machen, ſo beherzigen Sie noch, daß Sie mich und meine Genoſſenſchaft nicht blos herausgefordert, ſondern zugleich auf eine Art überfallen und gemißhandelt haben, die man in den Ritterzeiten eine unehrliche Befehdung genannt haben würde. Denn Sie haben in Ihren ebengedachten Fragmenten nicht wie ein edler Ritter mit ächten Ritterwaffen gegen uns gefochten: Sie ſind nicht auf einem Roſſe gegen uns ausgezogen und haben Schild, Schwerdt und Lanze uns entgegen geboten, ſondern Sie haben auf einem Ziegenbocke uns angeſprengt, haben mit demſelben ſich auf unſerm Grund und Boden unflätiſch herumgetummelt, haben uns mit Steinen und Koth beworfen und noch zuletzt einen ekeln Abgang Ihres Thiers (ich verſtehe, ſehr witzig, unter dem Ziegenbocke Ihren Witz) zurückgelaſſen.

Darf es Sie bei dieſen Umſtänden wohl noch befremden, wenn ich mich erkühne, mit Ihnen deutſch zu ſprechen und Ihnen vor Augen der Welt ohne alle Umſchweife zu ſagen, daß Sie nicht wie ein Ritter, ſondern wie ein Troßbube ſich aufgeführt haben?

Sie erſchrecken? — Das Blut ſteigt Ihnen in's Geſicht? — Um's Himmelswillen, gelaſſen! Sie ſehen, daß ich blank gezogen habe. Laſſen Sie ſich nicht aus der Contenance bringen. Ziehen Sie!

Mein erſter Gang, Herr Ritter, den ich mit Ihnen thue, muß nothwendig dahin abzwecken, Sie und die Welt von der Gerechtigkeit meines Vorwurfs zu überzeugen. Ich will Ihnen alſo vor allen Dingen das Schlachtfeld vorhalten und die Abgänge Ihres Bockes Sie ſehen laſſen, damit Sie ſelbſt, vielleicht mit Erſtaunen, es begreifen lernen, wie unritterlich Sie gefochten haben, und wie groß die Ehre iſt, die ich Ihnen jetzt erzeige, daß ich, als wehrhafter Ritter, noch eine Lanze mit Ihnen breche.

Sie reden in Ihren Fragmenten mit Gelehrten, mit Preußiſchen Gelehrten, mit Männern, welche die Aufklärung, d. h. freien Gebrauch der geſunden Vernunft bei Betrachtung und Beurtheilung des Staats, der Religion und der Menſchheit — lieben und in ihren Schriften ſie verbreiten, mit Männern von anerkanntem Werthe und verdienter Celebrität: und dieſe Männer, Herr Ritter, nennen Sie

Schöpſe. B. III. S. 317. — Hunde. S. 304 u. 311. — Gehörnte Eſel. S. 262 u. 308.

Dieſe Männer, die Gedicken, die Campen, die Nicolai's, die Bieſter, die Trappe, die Stuven, die Schulzen, die — Bahrdte rc. rc. rc. betiteln Sie

Talentvolle Gecke. S. 276. — Marktſchreier. S. 287. — Freiheitsapoſtel. S. 289. — Schändliche Betrüger. S. 293. — Schwärmer. Ebend. — Bäuerſche Aufklärer. Ebend. — Quackſalber. Eb. — Aufklärungsdragoner. S. 303. — Wilde Tröpfe. S. 308. — Anarchen ohne Präputium. S. 309. — Lateiniſche Gaukler. S. 310. — Fürchterlich plumpe Bauerlümmel. Eb. — Von Selbſtdünkel ſtrotzende Pedanten. Eb. — Heimtückiſche Menſchen. S. 316. — Emiſſarien aus der Adonisklaſſe. S. 317. — Hämiſche. S. 322. — Gewiſſenloſe. Eb.

Dieſen und allen mit ihnen für Aufklärung wirkenden Deutſchen und inſonderheit Brandenburgiſchen Gelehrten ſchreiben Sie zu

Volksverführung. S. 281. — Teufelskraft. Ebend. — Bosheit. Eb. — Höchſte Jeſuitenliſt. Eb. — Ränke. Eb. — Alle erdenkliche Judenkniffe. Eb. — Dreiſtigkeit. Eb. — Unverſchämtheit. Eb. — Aufklärungsnarrheit. — S. 297. — Mondſüchtige Aufklärernarrheit. S. 299. — Ablegung aller Schaam. S. 298. — Windbeutelei. S. 299. — Konvulſionen. S. 303. — Krüpplichte Verſuche. S. 305. — Sehnſucht für die Herüberkunft und Verdeutſchung der franzöſiſchen Hundswuth. Ebend. — Betrügerei. Ebend. — Schurkheit. Ebend. — Boshafte Verleumdungsſucht. S. 324.

Dieſer Männer Schriften, Urtheile, Meinungen — vergleichen Sie — vermuthlich aus einer Gewohnheit, die Ihr mediciniſches Handwerk mit ſich bringt, indem Sie täglich ſelbſt die Uringläſer begucken, und die Stuhlgänge Ihrer Patienten beſichtigen, — mit den menſchlichen Exkrementen. Ja Sie ſcheinen ſich ganz eigentlich in dieſen Quackſalberwitz verliebt zu haben, indem Sie denſelben in einem Bande fünfmal wiederholen:

Was von ihnen abgeht, nennen ſie Aufklärung. S. 287. — Sie illuminiren mit ihrem Abgange Berlin, Deutſchland ꝛc. S. 294. — Indem man ihren Abgang Aufklärung nennt. S. 302. — Wenn ſie ihre armſelige Groſchen für ihre himmelblaue Geiſtesnothdurft einſtreichen. S. 307. — Sie erhielten durch den Nachfolger Friedrichs des Großen den berühmten Stoß in den Hintern und ſchrien, wie eine mit heißem Waſſer begoſſene Katze. S. 312.

Dieſe Männer haben Sie als Ehrloſe, als Schinderknechte behandelt, indem Sie die vortreffliche Berliner Monatsſchrift, zu welcher ein Gedicke, Eberhard, Semler und ähnliche große Männer Beiträge geliefert haben, als eine Henkersarbeit beſchreiben, und verſichern, daß jeder in dieſem Journal getadelte Mann

am Galgen der Berliner Monatsſchrift hange. S. 293.

Dieſe Männer betrachten Sie als einen zuſammengerotteten Haufen von Beutelſchneidern und reden daher von

einer Clique. S. 269. — einer Aufklärerclique. S. 259. — einer Aufklärungsſynagoge. S. 280. — einer Aufklärerbande. S. 276. — einer unbedeutenden Clique. Eb. — einer Quackſalberclique. S. 294. — einer turbulenten und geſchwätzigen Bande. S. 303. — von Conventikeln und Cliquen, wo man die Verſchwörung verborgener Philoſophen ſuchen muß, die — durch Ohrenbläſereien — aufklären wollen. S. 279. — von einer berliniſchen Legion. S. 326.

Unter dieſe Männer rechnen Sie auch den großen Käſtner in Göttingen, deſſen Witz zu dem Ihrigen ſich verhält wie ein edles Roß zu einem plumpen Ziegenbocke, und erdreiſten ſich, aus albernem Verdruß über die Proſtitutionen, die er Ihrer hochadligen und ritterſchaftlichen Schafsköpfigkeit bereits zugefügt hat, ihn einen Göttingiſchen Profeſſor zu nennen,

der Epigrammen für Karrenſchieber ſchreibt.

Dieſen Männern geſellen Sie endlich, in Ihrer gallſüchtigen Laune, einen von dem weiſen und gütigen Friedrich Wilhelm ernannten Mitfürſorger der Preußiſchen hohen und niedern Schulen zu, unter dem Namen

eines ſcurriliſchen Oberconſiſtorial- und Oberſchulraths in Berlin. S. 75.

Sagen Sie ſelbſt, mein Herr Zimmermann, ob man Sie, bei ſolchen Ergießungen Ihres Kopfes und Herzens, nicht ſtatt einen Mann von Stande, einen Botsknecht, ſtatt einen Gelehrten, einen Bauerlümmel, ſtatt einen Ritter, einen Troßbuben nennen muß?

Wahrhaftig, wenn es wahr iſt, daß der D. Lenhard in Quedlinburg einen Preis darauf geſetzt hat, wer körniger ſchimpfen kann, als er, ſo haben Sie dieſen Preis nun ſicher gewonnen und — Sie ſtehen ſonach in der Kunſt abladermäßig zu ſchimpfen eben ſo hoch über dieſem braven Arzt, als Sie, in der Kunſt Kranke zu behandeln und mit Sicherheit des Erfolgs zu kuriren, tief unter ihm ſtehen.

Ich ſehe, Herr Ritter, daß Sie erblaſſen, daß Ihre Kraft Sie verläßt. Ruhen Sie ein wenig aus. Wir wollen dann gleich noch einen kleinen Gang mit einander machen. ....

Sie ſagen: „Die Aufklärer ſind ein Waſſertropfen in der Geſchichte unſrer Zeit, S. 280. Aber ich, Zimmermann, muß dennoch vor ihnen als vor Volksverführern warnen, obgleich große Männer mir gerathen haben, mich nicht mit Ihnen handgemein zu machen. S. 281. Dieſe Bande will die Unterthanen verführen, das Chriſtenthum ſtürzen, Friedrich Wilhelms weiſe Anſtalten zerſtören. S. 282. Sie haben das Religionsedikt auf eine teufliſche Art beſchimpft und verſchrieen. S. 285.“ Nicht doch? Waſſertropfen ſind wir in der Geſchichte unſrer Zeit? Was müſſen Sie auch wohl ſein, Herr Ritter, wenn z. B. Nikolai mit ſeiner allgemeinen deutſchen Bibliothek, mit dieſer Fackel der Nation, in Ihren Augen nur ein Waſſertropfen iſt? Dann ſind Sie gewiß noch nicht ein Waſſerſtäubchen in dieſer Geſchichte, deren Millionen der Sturmwind aus einem Tropfen ſchmettert. Denn ſo viel iſt doch zuverläſſig, daß ſolcher Männer Schriften und Namen noch lange werden genennt werden, wenn Zimmermann's Name im Meere der Vergeſſenheit ertrunken und ſein Fragmentenbündel an den majeſtätiſch getroffenen Hintern der Aufklärer (ſ. B. III. 312.) verwiſcht ſein wird? — Und — wenn wir denn gleichwohl ſolche unbedeutende Waſſertropfen in Ihren Augen wären, wie kommt es denn, daß Sie über uns ſo viel Aufhebens gemacht und gegen uns in Ihren Fragmenten geſchrieben haben, wie ein beleidigtes Hökerweib? Warum folgten Sie denn dem Rathe der großen Männer nicht, und ließen die Waſſertröpfchen in den Fluthen der unbedeutenden Dinge ruhig dahin fließen? Dünkten Sie ſich denn ein noch größerer Mann zu ſein als die großen Männer waren, die Ihnen dieſen weiſen Rath ertheilten? — Doch nein! Sie ſagen ja, daß Ihr Gewiſſen Sie gedrungen habe, vor dieſen Waſſertröpfchen die Menſchheit zu warnen, oder vielmehr — das ganz unter uns geſagt, Herr Ritter — halten Sie Ihr Ohr her, daß ich's Ihnen recht heimlich ſagen kann — dieſe Ihnen verhaßten Männer am Berliner Hofe ſchwarz zu

machen und wo möglich, heimliche Verfolgung gegen ſie zu erregen. Darum eben ſeufzen Sie, gleich einer Hebamme, welche die Wöchnerin um Gotteswillen bittet, vor dem neunten Tage ja kein Waſſer zu holen und über kein Waſſer hinzugehen, über dieſe Aufklärer, als über Menſchen, welche die Unterthanen zu Rebellionen verführen, das Chriſtenthum ſtürzen, und eines guten Königs wohlgemeinte Anſtalten zerſtören. Aber ſagen Sie doch, mein gewiſſenhafter Herr Ritter, wo ſind denn eigentlich die Spuren von allen dieſen Gottloſigkeiten, welche Sie den Aufklärern Schuld geben? Und was haben denn eigentlich die Leute für Mittel gebraucht, die Unterthanen zu verführen, und das Chriſtenthum zu ſtürzen? Ich weiß doch wirklich von allen dieſen Gelehrten weiter nichts, als daß ſie die Autorität unter die geſunde Vernunft herabſetzen, daß ſie Lehrſätze, welche keinen Menſchen frömmer und glücklicher machen, z. B. des H. Athanaſius Dreieinigkeitstheorie, des H. Anſelmus Satisfactionstheorie u. dgl. als nicht zur Religion gehörige Dinge verwerfen, daß ſie allen Menſchen das Recht zuſchreiben, über Religion, Staat und Menſchheit frei zu urtheilen ꝛc. Nennen Sie denn das Volksverführung und Chriſtenthumsverwerfung und Fürſtenentehrung? —

„Aber ſie haben ja das Religionsedikt geſchimpft!“ — Ja, das wäre freilich nicht recht. Aber ich weiß doch wenigſtens in Berlin keinen Gelehrten, der das gethan hätte. Mehrere zwar haben es getadelt. Mehrere haben freimüthig behauptet, daß Sektenglaube nicht durch Edikte privilegirt werden könne. Mehrere haben geſagt, daß Lutheriſcher, Kalviniſcher und Papiſtiſcher Glaube, nicht allein Chriſtenthum ſei, und daß man Chriſtenthum nicht mit Kirchenlehren verwechſeln müſſe u. ſ. w. Und ſollten Sie denn, Herr Ritter, in Ihrer Religion ſo ein Schulknabe ſein, daß Sie noch ſelbſt dieſe Verwechſelung begingen? Sollten Sie denn wohl im Ernſte glauben, wer ein Religionsedikt tadelt und kirchliche Lehrſätze bezweifelt, verführe das Volk, ſtürze das Chriſtenthum und läſtre den Regenten? — Was heißt denn wohl bei Ihnen Chriſtenthum? — Nach meiner Einſicht heißt Chriſtenthum, die Lehre Jeſu, von Gott dem Vater aller Menſchen (der ſeine Sonne ſcheinen läßt über Böſe und Gute, über Aufgeklärte und nicht Aufgeklärte, über Ritter und Troßbuben) und — von der thätigen und allumfaſſenden Menſchenliebe als einziger wahrer Verehrung Gottes im Geiſt. Rechnen Sie denn etwa mehr zum Chriſtenthume? Zählen Sie denn etwa noch Wunder, und Erbſünde, und Dreieinigkeit, und ewige Höllenſtrafen, und Rechtfertigung durch den Glauben allein, und über-

natürliche Gnade, und — ähnliche Schnörkel der Kirchendogmatik zum Chriſtenthume? Unmöglich! Sie moquiren ſich ja ſelbſt über Hallers hyperorthodoxes Chriſtenthum. B. I. S. 195. Sie ſchreiben ja ſelbſt Bezähmung der Leidenſchaften und des Temperaments (was das ſchwerſte in dem Werke der Bekehrung iſt), der Stärke des Willens, und nicht der übernatürlichen Gnade des H. Geiſtes zu. B. III. S. 2. Sie ſpotten ja ſelbſt über das Blutſchwitzen Jeſu, welches nach der alten Dogmatik zur Erduldung unendlicher Strafen des Mittlers gerechnet wird, indem Sie ſkoptiſch ſagen: Blut hätt' ich geſchwitzt, wenn man Blut ſchwitzen könnte. B. III. S. 60. Sie ſagen ja ſelbſt: ich glaube an keine Wunder. B. III. S. 93. Sie ſind alſo ſelbſt der gröblichſten Abweichungen von dem Lutheriſch-Kalviniſch-Papiſtiſchen Chriſtenthume geſtändig. Folglich ſcheint es ja, daß auch Sie ſchon die Berliniſche Aufklärung ergriffen und unter Chriſtenthum moraliſche Religion denken gelehrt habe. Wenn es nun notoriſch iſt, daß ich und alle Beförderer der Aufklärung nicht das Chriſtenthum anfeinden, ſo fern es Lehre Jeſu, ſondern gegen Kirchenlehren und Aberglauben ſchreien, ſo fern man die Lehre Jeſu damit verhunzt hat; wie können Sie denn von uns ſagen, daß wir das Volk verführen und das Chriſtenthum ſtürzen?" — Sie meinen, Deutſchlands wahre Aufklärung iſt gar nicht Berliniſches Monopolium. Es iſt zwar noch keinem Berliner Gelehrten eingefallen, ſich dies Monopol zuzuſchreiben, aber ſo viel iſt gewiß, daß die Preußiſchen Gelehrten, welche gegen Irrthum und Aberglauben gekämpft, moraliſchen Despotismus zertrümmert, und die Freiheit im Gebrauche der Vernunft behauptet und eingeführt haben, eine weit größere Zahl allein ausmachen, als alle die Europäiſchen Gelehrten zuſammen genommen, welche eben daſſelbe gethan haben. Und ſo dürfte man wohl mit ziemlicher Zuverläſſigkeit behaupten können, daß Europa den Preußiſchen und inſonderheit Halliſchen und Berliniſchen Gelehrten, die Aufklärung in ſo weit zu verdanken habe, in wie fern die Aufklärung den Grad der Reife und der mächtigen und ſtrömenden Ausbreitung, welcher zu großen Revolutionen erfordert wurde, allererſt in Friedrichs des Großen Epoche erlangt hat, und — ohne einen Monarchen, wie Friedrich der Große war — vielleicht nie erlangt haben würde.

Laſſen Sie uns noch einige Brocken von Ihren Fragmenten auftiſchen: „Der vierundzwanzigſte Junius war der erſte und ſchrecklichſte Tag meines Aufenthalts bei Friedrich dem Zweiten und gewiß einer der ſchreckhafteſten und ſchaudrigſten Tage meines Lebens. S. 36."

„Keine Furcht, von keiner Art, kommt in den bedenklichſten Umſtänden unſers Lebens, gegen die Kraft religiöſer Geſinnungen in uns auf. Mit dieſer Kraft, die allein von Gott kommt, und allein aus unſerm Vertrauen zu Gott fließt, trat ich am Morgen des 24. Junius vor dieſen ſchrecklichen König mit unerſchrocknem Sinn und innrer Ruhe. S. 214.“

„Ich begab mich um halb acht Uhr mit großer Bewegung meiner Seele, aber doch heiter und froh, nach Sansſouci. S. 37.“

„An dem Egyptiſchen Obelisk vorbei, warf ſich mein Herz mit dem höchſten Feuer und mit der höchſten Inbrunſt nieder vor Gott. — Ein Engländer — mancher Berliner hätte da nicht gebetet, aber in meiner Lage gezittert. S. 37.“

„Hier“ (im Vorzimmer des Königs — wo ich, im Hingange zum Cabinette des Königs, den Kammerhuſaren Schöning in aller Geſchwindigkeit gewinnen und ſtudiren mußte, weil ich doch nächſt dem Könige mit dem am beſten ſtehen mußte — hier, wo ich alſo alle meine Gedanken auf dieſes ſchnelle Studiren und Gewinnen richten mußte) „fragte ich noch einmal im ſchnellen Vorübergehen mein Herz: wie iſt dir zu Muthe? Es war mir wohl, im Andenken jener Gedanken und Empfindungen, als ich, den Egyptiſchen Obelisk vorbei, an den Hügel von Sansſouci kam. S. 41. 42. ꝛc.“

„So jämmerlich mich auch dieß alles (der ſchlechte Zuſtand des Königs und ſeine ihn offenbar zerſtörende ſchlechte Diät) nicht nur hätte niederſchlagen, ſondern auch zermalmen ſollen, ſo fuhr ich doch, im Vertrauen auf die Vorſehung Gottes, und im Glauben an die Hand, die mich in meinem ganzen Lebenslaufe aus ſo vielen Gefahren gerettet, ganz ruhig und zufrieden von Sansſouci zurück nach Potsdam — zu meiner Frau. S. 52.“

„Ich armer Fremdling in dieſem Lande war alſo da allein bei Friedrich dem Großen. S. 59. Blut hätte ich geſchwitzt, wenn man könnte Blut ſchwitzen. S. 60.“

„Schrecklich und groß war die ganze Scene. — Mit einer Art von Enthuſiasmus ſagte ich zu mir ſelbſt: wenn ich dieß überſtehe, hier glücklich durchkomme, dieſen größten und fürchterlichen Menſch am Ende doch vielleicht gewinne: ſo macht mich nichts in der Welt mehr verlegen ꝛc. S. 65. 66.

„Wir reden mit Gott, werfen uns hin vor ſeiner Allmacht, erkennen alles was wir nicht ſind, und allein durch ihn ſein können und ſein

werden, erwarten Hülfe allein von ihm: und dann, ſo lange uns dieſer Glaube an Gott nicht verläßt, überwinden wir die größten und ſchrecklichſten Gefahren. S. 213."

Ritter! wenn ich dieſen Galimathias von frommen Winſeleien und affectirter Religioſität ganz analyſiren und mit dem Löwenzahne der Philoſophie auflöſen wollte, Sie müßten einen tödtlichen Durchlauf bekommen und meine Leſer müßten ſich todt lachen. Ich will alſo, um beide zu ſchonen, auch hier nur ein paar Hauptgedanken ausheben.

Erſtlich — was wollten Sie in aller Welt hier — gerade hier mit Ihrer Beterei und Ihrem Heldenglauben an Gott und Vertrauen auf Providenz? Ich thue dieſe Frage wahrlich nicht aus Spottſucht über die Sache ſelbſt. Mein Syſtem der moraliſchen Religion kann Sie hinlänglich belehren, daß ich viel aufs Gebet halte, und daß Glaube an Gott und Vertrauen auf ihn auch meinem Herzen Kraft und Labſal iſt. Alſo frage ich nicht, warum Sie überhaupt an Gott und Vorſehung glauben, ſondern ich frage, warum Sie gerade hier, wo Sie Ihr Beruf als Arzt auf ganz andre Dinge denken hieß, Vertrauen und Gebet als ganz eigne und zu Ihrer vorhabenden Kur gehörige Dinge anſahen? Dieß iſt es eigentlich, was ich als Kinderei und Affectation Ihnen vorwerfen muß. Denn es iſt offenbar, daß alles was Sie hier davon ſagen, keine Wahrheit hat. Und wenn Sie im Ernſt behaupten, daß Sie hier gebetet und ſich mit Vertrauen gegen dieſen beſtimmten Fall gerüſtet haben, ſo muß ich Ihnen herausſagen, daß Sie ein altes Weib ſind und von Ihrer eigenen Religion keine deutlichen Begriffe haben. Hören Sie mir einmal zu und lernen vernünftige Moral.

Vertrauen auf Gott iſt ja, und kann nichts andres ſein, als jener vernünftige Glaube an einen weiſen und liebevollen Gott, vermöge welches ich meine Glückſeligkeit als einen Gegenſtand des unveränderlichen Willens Gottes betrachte und gewiß weiß, daß alles, was auf meine Glückſeligkeit Einfluß hat, unter der Leitung eines Gottes ſteht, der Vater und Erzieher ſeiner Menſchen iſt, und der als unendlich weiſer und mächtiger Gott, mit Unfehlbarkeit mich von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern fortführen und endlich zum Ziele bringen wird.

Das, Ritter, iſt alles, was Sie vernünftiger Weiſe von Gott erwarten können. Sie können zu jeder Zeit, nicht blos in Potsdam und Sansſouci, und zu keiner Zeit mehr oder weniger, von Gott erwarten, daß Ihre wahre Glückſeligkeit ſein Wille iſt, und daß er dieſelbe mit Unfehlbarkeit befördert. Wenn Sie mehr von Gott erwarten, ſo

ſind Sie ein Schwärmer und Abergläubiger, der Unmöglichkeiten glaubt, weil ſeine Phantaſie ſich dieſelben in Wirklichkeiten umgeſchaffen hat. Denn die geſunde Vernunft lehret es, daß die Weltregierung Gottes (man mag ſich dieſelbe als eine von Ewigkeit her eingerichtete Verkettung der Dinge oder als eine fortgeſetzte Leitung der natürlichen Kräfte und Verbindungen der Dinge vorſtellen), ſich nach keinem einzigen beſtimmten Wunſche eines Menſchen bequemen kann, theils weil die Menſchen nie wiſſen und wiſſen können, was ihrer wahren Glückſeligkeit und der Glückſeligkeit der mit ihnen verbundenen Menſchen zuträglich iſt, theils weil die Wünſche der Menſchen oft an ſich ſelbſt ſo albern und unter ſich ſtreitend ſind. Wenn es alſo klar iſt, daß Gott allein weiß, was dem Individuo und dem Ganzen zuträglich iſt, und daß der Menſch in keinem einzigen Falle mit Gewißheit wiſſen kann, daß dies und das ſeiner wahren Glückſeligkeit förderlich ſein würde, ſo iſt es auch eben ſo klar, daß kein Menſch in keinem einzigen Falle von der Vorſehung ein beſtimmtes Gutes erwarten und mit Gewißheit der Erhörung erbeten kann. Und ſo iſt alles Vertrauen auf Gott, ſo fern es Erwartung eines beſtimmten Guten oder Hoffnung einer beſtimmten Hülfe in Gefahr iſt, kindiſch und grundlos: und alles beſtimmte Beten in beſondern Anliegen, um Zuwendung eines Vortheils oder Abwendung einer Gefahr iſt Narrheit und Unvernunft.

Und nun, Ritter, werden Sie doch wohl begreifen, daß meine obige Frage gerecht war? Nun werden Sie doch einſehen, daß Sie entweder den Vorwurf einer armſeligen Religionskenntniß oder einer kindiſchen Affectation verdienen?

Was wollten Sie denn, in aller Welt, in Sansſouci gerade mit Ihrem Glauben und Ihrer Beterei? Was denn gerade, bei dem Egyptiſchen Obelisk? Was denn bei dem Berufe, den König zu heilen? — Dachten Sie denn im Ernſte, daß der liebe Gott auf Ihr Gebet etwas reſolviren und wirken ſollte, was nicht in dem natürlichen Zuſammenhange der Dinge lag? Hofften Sie denn, daß er Ihnen einen ganz beſonders glücklichen Einfall geben und Sie auf eine Kurart leiten würde, auf welche Sie ohne dieſen Glauben und ohne dieſe Beterei nicht gefallen ſein würden? Oder erwarteten Sie, daß, wenn wirkliche Gefahr da war, der liebe Gott Ihnen zu Gefallen, oder um Ihres Glaubens und Ihres Gebets willen dieſelbe abwenden würde? Meinten Sie, daß Ihr Glaube und Gebet den Dingen einen andern und beſſern Gang geben könnten, als ſie gehabt haben würden, wenn ein ehrlicher

Freigeiſt zum Könige wäre gerufen worden? Schmeichelten Sie ſich vielleicht, daß Ihr Vertrauen und Gebet Gott bewegen werde, das Herz des Königs zu regieren, daß er mit Ihrer armſeligen medizinischen Kunſt Geduld hätte und Sie nicht auf der Stelle wieder fortſchickte? Antworten Sie, Herr Ritter, auf dieſe Fragen, was Sie wollen, ſo bleibt es offenbar, daß Sie Kinderei getrieben haben. Denn wenn ich einmal nach der geſunden Vernunft nur allgemeine Vorſorge Gottes für meine Glückſeligkeit, nie aber beſtimmtes Gute in beſtimmten Fällen erwarten kann, ſo handelten Sie entweder als ein Kind, wenn Sie gerade für dieſen beſtimmten Fall Ihr Vertrauen aufboten und für dieſen beſtimmten Fall beteten, oder — Sie haben die ganze Sache dem Publico blos vorgrimaſſirt, um ſich die Geſtalt eines Heiligen zu geben und mit phariſäiſchem Stolze ſagen zu können: ſiehe, du liebe fromme Chriſtenheit, ich, der fromme Zimmermann, habe da gebetet, wo kein Engländer, kein Berliner — gebetet haben würde.

Das Einzige was Sie allenfalls zu Ihrer Entſchuldigung ſagen könnten, wäre dieß: daß Sie Vertrauen und Gebet zwar nicht als Mittel betrachtet hätten, die in dieſem beſtimmten Falle Ihnen beſtimmte Vortheile verſchaffen ſollten, ſondern daß ſie beide blos als Stützen Ihres Muths gebraucht hätten, die blos als moraliſche Kräfte hätten wirken ſollen. Aber ich antworte Ihnen auch hier, 1) daß das Gebet und jede Erneuerung religiöſer Gefühle zwar überhaupt das Herz erhebt und uns in Erfüllung unſrer Pflichten muthvoll macht, daß es aber in keinem beſtimmten Falle eine beſondre Wirkung äußern kann; 2) daß Sie doch immer noch darüber einen bittern Vorwurf verdienen, daß Sie mit Ihrem Glauben und Beterei ſo viel lautes Aufhebens machten und mehrere Bogen mit den ekelhafteſten Wiederholungen der Berichte von dieſem Ihrem Heldenglauben und Brunſtbeterei anfüllten und folglich eine Narrheit begingen, die bisher das Halliſche und ähnliche Miſſionsinſtitute als ein Eigenthumsrecht in ihren Miſſionsberichten ausgeübt und, vor Kurzem nur erſt der Geſellſchaft zur Beförderung der reinen Lehre, als einen Deckmantel ihrer frommen Albernheiten, abgetreten haben.

Chriſtus ſagt, wenn du ja beten willſt, ſo gehe in dein Kämmerlein, und ſchließ die Thür hinter dir zu: aber ſchreibe nicht Fragmente über Friedrich den Großen, um es in ganz Europa poſaunen zu können, daß du da und da gebetet habeſt und — andre ehrliche Menſchen verächtlich zu machen und dich aufgeblaſen über ſie zu erheben, die da und da nicht gebetet haben würden . . . .

Und nun, Ritter, haben Sie von meiner Seite Ihre Entlaſſung. Ich habe nicht als Ihr Feind gegen Sie geſchrieben, das weiß Gott, ſondern als Freund der Wahrheit. Es war mir nicht möglich mich zu halten, und einen Mann zu ſchonen, der bei ſo unerträglichem Stolze mit den würdigſten Gelehrten umgegangen war, wie mit Bettelbuben. Ich fühle mich einmal in der Welt berufen, allen Thoren, beſonders denen, die mit ihrem hämiſchen Chriſtenthume und frömmelnder Orthodoxie der Aufklärung Hohn ſprechen, die Wahrheit derb und ins Geſicht zu ſagen. Und das werde ich ſo lange thun, ſo lange mein Kopf feſtſteht und meine Hand die Feder regieren kann.

Geſchrieben in meinem Gefängniſſe auf der Citadelle zu Magdeburg No. 6. Am 1. Junius 1790.

Anhang.

Die Deutſche Union.

Der Herausgeber hat bisher nur darauf gehalten, eine Darſtellung von Bahrdt's literariſcher Entwicklung zu geben; ganz fern lag es ihm, auf die Angriffe, die gegen Bahrdt's Character gemacht worden ſind, zugebend oder widerlegend einzugehen. Er hat nur noch von Bahrdt als Stifter der „Deutſchen Union“ zu ſprechen und giebt dieſe Schilderung mit Benutzung des Buches von Herrn Pott:

Briefe
angeſehener Gelehrten, Staatsmänner, und anderer,
an den berühmten Märtyrer
D. Karl Friedrich Bahrdt,
ſeit ſeinem
Hinweggange von Leipzig 1769 bis zu ſeiner Gefangenſchaft 1789.

Nebſt einigen Urkunden.

Fünfter Theil
enthält die Geſchichte der Deutſchen Union oder der Zwei und Zwanziger,
nebſt dem vorzüglichſten Briefwechſel derſelben.

* * *

W— Un—r contre l'union puissament s'évertue,
Que de fiel s'évapore, et que d'encre est perdue.

Leipzig, in der Weygand'ſchen Buchhandlung.
1798.

Schon bei Friedrichs des Einzigen Lebzeiten ſahen beobachtende Männer voraus, daß nach dem Tode dieſes großen Königs die Orthodoxie bald ihr Haupt emporheben würde, und zwar um ſo mehr, je gebückter ſie während der Regierung Friedrichs hatte einherſchleichen müſſen. Was dieſe Männer vorausgeſehen hatten, geſchah. Menſchen, die bisher nur im Verborgenen lebten, und von falſchem Ehrgeize, von Hochmuth und Eigennutze geplagt, glänzende Rollen zu ſpielen brannten, gingen jetzt aus dem Dunkel hervor, in welchem ſie bisher leiſe und ſchüchtern herumgekrochen waren. Unfähig, durch wirkliche Verdienſte ſich Ehre und Ruhm zu erwerben, war es ihnen nur um Titel, Ehrenſtellen und um die damit verknüpfte Macht zu thun, damit ſie deſto beſſer ſchalten und walten, und ſo ihren Leidenſchaften nach Belieben fröhnen könnten. Alle Männer von Kopf und Geiſt, alle Vernunftmänner mußten ihnen daher im Wege, deſto willkommener aber die Schwachen am Geiſte, die gläubigen Seelen ſein, die von Kindesbeinen an ſich gewöhnt hatten, ihre Vernunft gefangen zu nehmen, und derſelben zu entſagen.

Sie machten es daher zum Hauptgrundſatze, daß, um ein Amt bekleiden zu können, ſchlechterdings ein feſter und ſtarker Glaube erfordert werde. „Niemand (ſagt Formey, dieſer den Speichel der Großen, ſo lange ſie ihm dienen konnten, leckende Prieſter, in ſeinen Souvenirs, worin er den großen Friedrich mit den ſchmutzigſten und häßlichſten Farben zu beflecken ſucht), niemand könne ein großer Mann ſein, was für einen Rang er auch haben möge, welche große Dinge er auch verrichten könne, welche Talente er beſitzen möge, wenn er ein Ungläubiger ſei.“ Wer Glauben habe, behaupteten jene Idiodoxen, dem würde alles von ſelbſt zufallen. Die Apoſtel hätten, kraft des Glaubens, in fremden Zungen geredet, und nur an der Schwäche des Glaubens liege es, daß in unſern Zeiten keine Wunder mehr geſchähen. Um nun mit dergleichen Sprache über lang oder kurz hervorrücken und das coge eum intrare wieder einführen zu können, verbanden ſie ſich aufs engſte, trieben ihr Weſen in der Stille, und machten Entwürfe zu Erreichung des erwünſchten Ziels.

Es war alſo ſehr natürlich, daß bei vielen von dem aufgeklärtern Theile des Publicums der Wunſch entſtand, es möchte ebenfalls eine engere Verbindung der hellern und denkenden Köpfe zu Stande kommen, um mit vereinten Kräften dem einbrechenden Strome der Schwärmerei, des Wunder- und Aberglaubens, bei Zeiten gehörige Dämme zu ſetzen,

damit der unter des großen Friedrich's Regierung aufgegangene Same der Aufklärung nicht fortgeſchwemmt und unter dem Schlamme vergraben würde.

Viele denkende Männer waren es, die ſolche Wünſche mündlich und ſchriftlich gegen einander äußerten. Allein Männer, die bei allem, was ſie thun, erſt die Vernunft zu Rathe ziehn, die alles überlegen, greifen eine Sache nicht mit ſolcher Hitze an, als Leute, die blos den Eingebungen einer täuſchenden Phantaſie folgen. Unterſuchung und Beobachtung kühlt, ſie erhitzt und entflammt nicht. Die Wärme jener Männer kam alſo dem Enthuſiasm, dem Feuer der Idiodoren bei weitem nicht gleich. Es blieb bei den Aeußerungen, und es war niemand, der Hand ans Werk legte, eine Verbindung zu knüpfen, die der theils aus frommer Einfalt, theils aus politiſchen Abſichten immer mehr zunehmenden Glaubenszunft das Gleichgewicht hielte.

Bahrdt, der raſtloſe, jetzt für die Herrſchaft der Vernunft, wie ehemals für die Herrſchaft des Glaubens, ſchwärmende Bahrdt, konnte unmöglich ruhig bleiben. Seit ſeinem Hinweggange aus Leipzig hatte er an Ausjätung des Unkrauts in der Religion gearbeitet, und jetzt ſollte die Frucht des durch ſeine Schriften ausgeſtreuten Samens der Aufklärung durch die neuen Preußiſchen Glaubensbrüder und Geiſterbeſchwörer niedergetreten werden — Dem konnte er nicht gelaſſen zuſehen. Er ſah überall Wünſche ſo vieler Denker aufſteigen, und ein von ihm ſeit faſt zwei Jahrzehnten entworfener, nie aufgegebener, aber auch nie zur Ausführung gekommener Plan erhielt neue Nahrung und Wärme. Er verband ſich mit einigen Freunden und entwarf mit ihnen folgenden Aufſatz: An die Freunde der Vernunft, Wahrheit und Tugend.

„Wie? Sollten denn nur die Begünſtiger der Schwärmerei und des Aberglaubens für die Erhaltung und Ausbreitung ihres Irrthums Wärme und Betriebſamkeit haben? Sollten Wahrheit und Aufklärung des Geiſtes nie fähig ſein, menſchliche Herzen zu erwärmen? Sollten die Weiſen allein kalte Menſchen ſein, die ſich begnügen ein Kleinod zu beſitzen, ohne von dem Wunſche zu glühen, die Menſchheit durch Mittheilung deſſelben zu beglücken, und es dadurch ſich ſelbſt genießbar zu machen? Was wäre dies für eine traurige Erſcheinung!

Nein, Männer der Nation! Dieſe Schande treffe nie euch und die Wahrheit!

In der politiſchen Welt iſt ja überall Wirkung und Gegenwirkung, und — in allen Kabinetten iſt Gleichgewicht der erſte Gegenſtand der

Geſchäfte und das Ziel aller Operationen; ſo — müſſe es auch in der moraliſchen ſein!

Wenn der große Haufen unſrer Antipoden mit vereinigten Kräften gemeinſchaftlich für die Unterjochung der Vernunft und Verhinderung der Aufklärung wirkt, ſo wäre es ſcheußliche Trägheit und Kälte, wenn unter uns nicht endlich auch eine Verbindung ſtattfinden ſollte, welche fähig wäre, eine Gegenwirkung hervorzubringen, und — wo nicht Sieg, doch wenigſtens Gleichgewicht zu erringen — damit die Menſchheit nicht von neuem zur Barbarei herabſinke, und, durch Uebermacht des Glaubenszwangs, die Vernunft mit der Tugend unterjocht werde.

Vernehmet demnach, Freunde des Guten! wie eine ſolche Verbindung möglich werden kann, ſobald ihr wollt, das heißt, ſobald ihr das Gute allein wollet, und — dem Eigenwillen, der Neugier und der Selbſtſucht mit Entſchloſſenheit entſaget, und euch an der Freude, zur Beförderung des Wohls der Menſchheit im Stillen mitzuwirken, begnüget.

Eine Geſellſchaft von 22, theils Staatsmännern, theils öffentlichen Lehrern, theils Privatperſonen, hat ſich bereits über einen ſeit anderthalb Jahren in Vorſchlag gebrachten Plan vereinigt, welcher ihrem Bedünken nach ein untrügliches, und durch keine menſchliche Macht zu hinderndes Mittel enthält, die Aufklärung und Bildung der Menſchheit zu befördern, und alle bisherige Hinderniſſe derſelben nach und nach zu zerſtören; — über einen Plan, der außer dieſem wichtigen Guten, noch ein beſonders wohlthätiges Inſtitut zu Stande bringt, wodurch jedem verdienſtvollen Manne die angenehmſte und ruhigſte Lage verſchafft werden kann.

Wer nun für das Beſte der Menſchheit ſich erwärmt fühlt, und dieſen Plan zu kennen, und wenn er ihn gut findet, an deſſen Ausführung nahen oder fernen Antheil zu nehmen wünſcht, hat nichts weiter nöthig, als in einem Schreiben (welches er an denjenigen abgiebt, durch den ihm dieſe gedruckte Nachricht zu Handen kommt) der obgedachten Geſellſchaft ſeine Geſinnungen und Wünſche zu erklären, und dabei ſeinen Stand und Wohnſitz deutlich anzuzeigen.

Niemand darf dabei beſorgen, daß er zu irgend einer Verbindung, oder Geſchäfte, oder Geldbeitrag werde genöthigt werden. Die Geſellſchaft iſt zufrieden, wenn ſie jetzt die Menſchen — aus allen Ständen — welche die Aufklärung lieben, kennen lernt, und überläßt es der freien Wahl eines jeden, ob er nach geſchehener Prüfung des Plans,

ein bloßer Freund derſelben, oder ihr Mitglied und Theilnehmer an ihren Geſellſchaften werden will.

Gott belebe alle Freunde des Guten, daß keiner dieſe Gelegenheit zu einer ſo fruchtbaren Beförderung deſſelben (wobei er ſo langſam und mit ſo freier Wahl jeden Schritt, den er thun will, abmeſſen kann), mit Kaltſinn vorübergehen laſſen möge.''

Dieſe Aufforderung wurde gedruckt und im Jahre 1787 durch Bahrdt an diejenigen deutſchen Männer, die man der Aufklärung günſtig geſtimmt wußte und deren Stellung zur Verbreitung derſelben vortheilhaft ſchien, anonymiſch herumgeſandt. Es war derſelben folgendes Schreiben beigelegt:

,,Verzeihen Sie, würdiger Mann, dieſen namenloſen Brief, der Vorſicht, welche bei wichtigen Unternehmungen erforderlich iſt. Es hängt lediglich von Ihnen ab, ob Sie in kurzem diejenigen näher kennen lernen wollen, welche es veranſtaltet haben, daß dieſer Brief mit beiliegender Nachricht in Ihre Hände komme. Blos Ihre ſchriftliche Erklärung, daß Sie die Aufklärung lieben, und ein durchgreifendes, den ſtrengſten Geſetzen der Moral angemeſſenes Mittel zur Verbreitung derſelben zu kennen wünſchen, wird für ſie hinreichend ſein, mit der Geſellſchaft und ihrem Plane nach und nach näher bekannt zu werden. — Und dann bleibt es Ihrer Freiheit ganz überlaſſen, ob Sie mit uns in nähere Verbindung treten oder uns vergeſſen wollen. Wenn Sie der Geſellſchaft die Ehre erzeigen, die ſie ſich wünſcht, ſo ſchicken Sie vor der Hand Ihren Brief (mit der Aufſchrift an die Zwei und Zwanzig) im äußern Umſchlage an den Inſpector Müller in Calbe.

Auf jeden Fall aber erbitten wir uns wenigſtens dies Merkmal Ihrer Zuneigung, daß Sie die gedruckte Nachricht nicht weiter geben, und wenn Sie von uns entfernt bleiben wollen, ſie mit dieſem Briefe vernichten.

Die XXII.''

Die Eingeladenen wurden alſo anfänglich zur Adreſſirung ihrer Antwort an den Inſpector Müller, der ins Geheimniß gezogen war, gewieſen, ſpäter kamen noch der Rector Sangerhauſen in Aſchersleben, der Dr. Weber in Halle, Profeſſor Erhard in Halle, Profeſſor Voigt in Gotha, Geheime-Rath Baldinger in Marburg, Profeſſor Haſſenkamp in Rinteln als Adreſſaten hinzu.

Bald liefen von allen Orten beifällige und zum Theil enthuſiaſtiſche Briefe ein. Der Herr Hof- und Criminalrath, auch Juſtiz-Commiſ-

ſions=Rath, ingleichen Oberfiscal bei der Königlichen Oberamtsregierung, ſo wie auch Notarius publicus Herr Ritter in Groß=Glogau ſchrieb unterm 21. December 1787: „Ich liebe die Aufklärung eben ſo ſehr, als ich ſie zum Beſten der Menſchheit wünſche. Gütiger Himmel! wie lange iſt dieſe letztere doch durch nicht blos unerwieſene, ſondern (meiner Ueberzeugung nach) unerweisliche, ja, ſo ſehr wider alle Wahrſcheinlichkeit und gegen die Würde des allerhöchſten Weſens ſtreitende willkührliche Sätze faſt bei allen Nationen tyranniſirt worden! Es iſt daher wohl Gott zu danken, daß die Vernunft, dieſe ſo herrliche Gabe deſſelben, ſich in etwas über den Aberglauben hinaus zu arbeiten beginnt; aber leider iſt die Menge der Menſchen noch zu erſchrecklich groß, die ihre Vernunft durch die bloßen Wahrſagereien des Aberglaubens unterjochen laſſen. Deſto mehr halte ich es für Pflicht, der Aufklärung, der Wahrheit und der Tugend, als Töchtern des gedachten wohl anzuwendenden göttlichen Geſchenkes, zu Hülfe zu kommen; und allerdings wünſche ich daher

„„„ein durchgreifendes und zugleich den ſtrengſten Geſetzen der Moral angemeſſenes Mittel zur Verbreitung derſelben"""

zu kennen. Ich erwarte daher den Plan dazu mit Verlangen."

„Ich danke," ſchrieb Prof. Carl Wilhelm Robert aus Marburg unterm 23. December 1787, „ich danke mit gerührtem Herzen für die Gewogenheit und Freundſchaft, welche aus Ihrem Antrage hervorleuchtet. Ich bewundre die genaue Uebereinſtimmung Ihrer Denkungsart mit der meinigen, und ich freue mich innigſt über einen Plan, an deſſen Möglichkeit und Ausführung ich bald zu zweifeln anfing. In der That, es iſt mir gleichfalls unbegreiflich geweſen, wie Menſchen die Rechte der Vernunft, der Wahrheit und der Tugend ſo gar wenig achten können, und wie ſie ſichs gefallen laſſen, daß dieſes Heiligthum mit Füßen getreten werde."

Folgendes Schreiben vom 26. December 1787 lief aus Hirſchberg ein: „Für die Würde der Menſchheit ſorgende Männer!

„Je mehr mir die Aſpecten am hieſigen Himmel einen Nebel zu verkündigen ſcheinen, welcher die bisherige Morgendämmerung der Aufklärung, wo nicht ganz verhüllen, doch ihren Durchbruch zum Tage erſchweren und verzögern möchte, deſto erfreulicher war mir der Wink zur beſſern Hoffnung, welcher mir durch die Mittheilung der Nachricht von Ihrem Plan zu einer Zeit gegeben wurde, wo ich in meinen Gedanken mit der Wahl eines mir möglichſt unläſtigen Trauergewandes

beſchäftigt war. Ich liebe daher Ihren Plan mit der Aufrichtigkeit und Wärme, welche mich jederzeit für die Rechte der Vernunft und für die Aufklärung belebt haben. Von dieſem Gefühl beſeelt bitte ich Sie inſtändigſt, mich mit Ihren Entwürfen näher bekannt zu machen, um ſolche in meinem Standpunkte reiflich zu durchdenken, und zu deren Realiſirung mitwirken zu können.

„Hierdurch hoffe ich thätig zu zeigen, mit welchen Empfindungen wahrer Hochſchätzung ich ſei

Ihr

aufrichtiger Schumann.“

Friedrich Amandus Böhm in Frankenthal ſchrieb unterm 6. Januar 1788.

„Verehrungswürdige Männer!

Endlich iſt's kommen, was ich längſt ſo ſehnlich wünſchte, und genau ſo, wie ich mirs oft dachte. Ihre gedruckte Nachricht an die Freunde der Vernunft, Wahrheit und Tugend, worunter mich zu zählen, mir mein Gewiſſen erlaubt, war eine Erſcheinung nach meinem Herzen. Freilich iſt's für einen vernünftigen Mann ein erbärmlicher Anblick, daß Schwärmerei und Aberglaube eine Kabale nach der andern ſchmieden, und einen Menſchenkopf nach dem andern verdrehen. Das wußte und glaubte ich immer, daß der Aufgeklärten mehr in der Welt ſind, als man weiß. Aber, was iſt Kraft ohne Wirkſamkeit? Und was können einzelne zerſtreute Menſchen wirken? Immer habe ich gewünſcht, daß das bekannte: Vis unita fortior, den Weiſen der Erde in das Herz fahren, und ihnen Mark und Bein durchdringen möge. Man macht einen Fürſtenbund; warum nicht auch einen Bund der Weiſen? — In Ihrem ruhmwürdigen Unternehmen, verehrungswürdige Männer, glaube ich meinen Wunſch erfüllt zu ſehen. Gott fördere Ihr Vorhaben, und kröne es mit glücklichem Erfolge!

„Erlauben Sie mir aber auch, Ihnen mein Verlangen zu eröffnen, mit Ihrem Plane genauer bekannt zu werden. Denn ich möchte nicht blos Freund, ſondern, ſo viel ich Zeit und Kräfte habe, auch Mitglied und Theilnehmer an Ihrem Geſchäfte ſein.“ — —

„Wenn Sie,“ ſchrieb Haſſenkamp aus Rinteln, „würdige Männer, wirklich diejenigen ſind, wofür Sie ſich ausgeben, und woran ich noch zur Zeit gar nicht zu zweifeln Urſache habe, nämlich Freunde der Vernunft, der Wahrheit und der Tugend: Nun ſo reiche ich Ihnen

hiermit die Hand, und nehmen Sie mich mit als einen Ihrer Verbündeten an. Sie ſollen, ſo Gott will, dieſes nie zu bereuen Urſache haben.

„Ihre Anzeige iſt mir ſo recht aus der Seele herausgeſchrieben: Sie ſind meine Leute, und Sie ſollen in Zukunft hoffentlich ſehen, daß auch ich Ihr Mann bin.

„Machen Sie mich je eher je lieber mit Ihrem großen Plan bekannt, und wenn er, wie ich hoffe, meinen Beifall erhält, ſo werden Sie an mir wahrlich einen Bundesgenoſſen und Mitarbeiter finden, den zwar viele an Einſicht, aber nur wenige an Treue, Fleiß, Eifer und Verſchwiegenheit übertreffen dürften.

„Noch zur Zeit ſcheinen wir, wenigſtens nach Ihrer Anzeige zu urtheilen, herzlich mit einander zu ſympathiſiren.“ — —

„Ja ich will,“ ſchrieb Conſiſtorialrath Coners aus Eſens in Oſtfriesland, „Ja ich will, Verehrungswürdige Gönner und Freunde! herzlich gern ein Theilnehmer von einer ſo intereſſanten Unternehmung ſein, die Vernunft, Wahrheit und Tugend gemeiner zu machen zur Abſicht hat. Wie oft habe ich es gegen meine Freunde ſchriftlich und mündlich geäußert, daß wir die Wärme und Betriebſamkeit in der That nicht für die Aufklärungs-Beförderung beweiſen, welche unſre Gegner zeigen. Auf die Antwort: die Vorſehung würde Zeit und Umſtände herbeiführen, habe ich ſo oft erwiedert, daß ſie das nicht unmittelbar thue. Der Anfang des Avertiſſements war als aus meiner Seele geſchrieben.

„Genug vom erſtern, ob ich will. Ob ich aber ein Mitbeförderer Ihrer Geſchäfte, edle Wahrheitsfreunde, nach meiner innern und äußern Beſchaffenheit ſein und werden kann, das weiß ich nicht eher, als bis ich eine nähere Eröffnung Ihres Plans erlange.“ —

„Ich bin da,“ rief Sintenis, Conſiſtorial- und Kirchenrath in Zerbſt den 22. zu. —

Profeſſor Eichhorn in Jena gab in folgenden Schreiben ſeine Zuſtimmung:

„Ihr Schreiben, Edle Freunde des Guten und der Aufklärung, hat mich auf eine ſehr angenehme Weiſe überraſcht, da ich, aus der Geſchichte überzeugt, daß es kein ſouveraines Mittel gegen die Feinde des Menſchenwohls giebt, als das von Ihnen in Vorſchlag gebrachte, mich ſchon ſeit geraumer Zeit mit einem ähnlichen Gedanken getragen habe. Ich gebe daher brüderlich meine Hand. Der ſchönſte Erfolg

müſſe Ihre vortrefflichen Abſichten krönen, und ich im Stande ſein, das Vertrauen ſo edler Männer zu verdienen.“ —

Hufnagel, Profeſſor der Theologie in Erlangen ſchrieb unterm 11. Februar 1788: „Endlich einmal bin ich ſo glücklich, Sie, Verehrungswürdige Männer, zu verſichern, daß Sie an mir den Mann nicht verfehlt haben, der an allem Guten mit Wärme Theil nimmt. Zum Unglück traf mich Ihr Brief nicht hier, er fand mich in Baireuth in dem Hauſe eines Staatsmannes, dem das Wohl ſeiner Mitmenſchen am Herzen liegt, und mit dem ich ſo viel über dieſe große Angelegenheit ſprechen durfte, daß mir jeder Augenblick bei ihm heilig wurde. So kam Ihre vertrauensvolle Aufforderung in meine Brieftaſche, und heute entdecke ich ſie erſt mit Schaamröthe über die lange Zögerung meines Dankes. Verſchmähen Sie ihn nun nicht, er iſt ungeheuchelt und rein!

„Was mein bischen Kraft in Verbindung mit den edelſten Menſchen liefern kann, liefere ich gewiß durch raſtloſe Thätigkeit, da ich ſo gern den Tag vor der Nacht benutze, wo niemand wirken kann. Mit Sehnſucht harre ich dem Augenblick entgegen, der mir mehr Aufſchluß über Ihren wohlthätigen Zweck giebt, und die weiſen Mittel lehret, ihn zu erreichen.“

Auf das theils durch eidliche theils durch ſonſtige feierliche Verſicherung gegebene Angelöbniß des Schweigens wurde nun an die Eingeladenen folgender

„Vorläufiger Plan der Deutſchen Union“

herumgeſandt.

„Der Zweck der Union iſt auf das Beſte der Menſchheit gerichtet, welches durch wahre Aufklärung und Entthronung des Fanatismus und moraliſchen Despotismus befördert wird. Die Mittel, welche dieſen weſentlichen Zweck der Union zugleich mit den wahreſten Vortheilen der Verbündeten erreichen, ſind folgende:

1) Die Union hat unter ſich einen geheimen Operationsplan, nach welchem es möglich wird, den Buchhandel in ihren Wirkungskreis zu verſchließen. Und ſie wird zu dem Ende, damit ſie die bisherigen Buchhändler nicht beſchädige, ſich bemühen, dieſelben nach und nach ſelbſt mit ſich zu verbinden. Durch Anziehung des Buchhandels bekommt ſie es in die Gewalt, die Schriften für die Aufklärung zu mehren, und die entgegengeſetzten zu mindern; indem nach und nach die Verfaſſer der Letztern Verleger und Publikum verlieren werden.

2) Die Union giebt, ſobald ſie Konſiſtenz hat, dem Publikum ein allgemeines politiſch-literariſches Intelligenzblatt, welches durch ſeine innere Güte ſowohl, als durch den Einfluß der Verbündeten, nach und nach alle übrigen Blätter dieſer Art verdrängt: und ſie erlangt dadurch die Macht, das Publikum für Alles zu ſtimmen, was ihrem Zwecke förderlich iſt, und zugleich — theils die durch ihren Handel ausgehenden Schriften ſchnell und überall zu empfehlen und zu verbreiten — theils alle mit ihr verbündeten Künſtler, Kaufleute ꝛc. auf vielfache Weiſe zu begünſtigen.

3) Die Union errichtet an allen Orten Leſegeſellſchaften nach einem gemeinſchaftlichen Plan, und bringt dadurch alle ihren Zweck befördernde Schriften in die Hände der Leſewelt, mit Verdrängung derer, die demſelben zuwider ſind.

4) Die Union führt eine gewiſſe Art ſchneller, faſt koſtenloſer und unentdeckbarer Korreſpondenz unter ſich ein, welche der geheime Plan vorzeichnet, und welche alle Mitglieder aller Orten in den Stand ſetzt, alles zu erfahren, was in der Welt für oder wider ihren Zweck vorgeht, und alle Menſchen kennen zu lernen, welche durch hellen Kopf, Talente, Geſchicklichkeiten ꝛc. ſich auszeichnen. Und dieſe Gemeinkunde ſetzt wiederum die Union in den Stand, überall Einfluß zu haben, für alle Aemter die beſten Subjecte zu empfehlen u. ſ. w. und alles an ſich zu ziehen, was für ihren Zweck brauchbar iſt. — Was durch dieſe Korreſpondenz außer dem weſentlichen Zwecke der Union, die einzelnen Mitglieder, als Schriftſteller, Kaufleute ꝛc. für ſich ſelbſt für Vortheile erzielen, wird dem nachdenkenden Leſer unerinnert einleuchten.

Die Union hat aber alsdann erſt Konſiſtenz, wenn an jedem Orte Deutſchlands, der nur von einigem Belange iſt, wenigſtens ein beeidigtes Mitglied ſich befindet. Und um dies zu bewerkſtelligen, ſuchet ſie ſich jetzt in der erſten Epoche ihrer Wirkſamkeit möglichſt zu verbreiten, und verpflichtet ihre Mitglieder vor der Hand zu weiter nichts, als daß ſie mit dem wärmſten Eifer jeden Mann von Kopf und gutem Character, wes Standes er ſei, zur Union zu ziehen ſucht. Die Einladung oder Anwerbung geſchieht ſo, daß der Anwerbende dem, den er der Geſellſchaft zuzuführen gedenkt, Daſein und Zweck einer Deutſchen Union berichtet, und wenn er zum Beitritt Luſt bezeigt, ihm einen Eid zur ſchriftlichen Ablegung darbietet.

„Wer den Eid leiſtet, dem wird der Plan mitgetheilt.“ Der vorläufige Plan ſtellte ferner in Ausſicht, daß, ſobald die Werbungsepoche

der Deutſchen Union geendigt ſei, eine Synode gehalten und auf dieſer der geheime Operationsplan gemeinſchaftlich aufs Reine gebracht werden ſolle. Wenn dieſer vollendet ſei, ſollten ſogleich einige Abgeſandte, mit Vollmacht und Legitimation von der Synode ausgerüſtet, durch alle Orte, wo beeidigte Mitglieder ſind, reiſen, an jedem Orte eine Loge ſtiften und den geheimen Operationsplan mündlich mittheilen; dieſe Logen ſollten dann die dirigirenden Klaſſen der Union ausmachen.

Aus den Briefen, welche über den vorläufigen Plan Bemerkungen enthielten, heben wir den von Knigge in Hannover aus: „Das gütige Zutrauen, deſſen Sie, verehrungswürdige Menſchenfreunde! mich würdigen, thut meinem Herzen ſehr wohl. Es erweckt in mir die Empfindungen der wärmſten Dankbarkeit, und fordert mich zugleich auf, durch gegenſeitige unverſtellte Offenherzigkeit wenigſtens einen Theil Ihrer gewogenen Geſinnungen gegen mich zu verdienen. Ich habe faſt allen Glauben an die Möglichkeit, in unſern Tagen durch geheime Verbindungen etwas Großes zu bewirken, verloren. Eine kleine Schrift, die ich jetzt drucken laſſe, und welche die Geſchichte meiner Erfahrungen in Ordensſachen, beſonders bei den Illuminaten, enthält, wird beweiſen, daß mein Unglaube nicht auf böſen Willen, noch auf Trägheit geſtützt iſt. Allein dieſer Unglaube kämpft ohne Unterlaß mit meinen beſſern Wünſchen, mit dem Verlangen, es möchte eine Geſellſchaft auftreten, die mich durch die That überzeugte, ich ſei zu früh muthlos geworden. Vielleicht ſind Sie dieſe Geſellſchaft. Auf jeden Fall bitte ich Sie, auf meine Thätigkeit und meinen treuen Eifer zu rechnen; denn, daß ich zweifle, das Gute zu Stande bringen zu können, das bewegt mich darum nicht, meine Mitwirkung zum Guten zu verſagen. Erlauben Sie mir nur einige Anfragen und Anmerkungen über die mir mitgetheilten Papiere!

1) Soll der Plan der Zwei und Zwanzig, welchen man mir gedruckt zugeſchickt hat, jedem Aufzunehmenden, oder nur ſolchen mitgetheilt werden, die man zu der dirigirenden Klaſſe tauglich findet! Im letztern Fall müßte ich mir einen andern allgemeinern Plan gehorſamſt erbitten. Im erſtern, dünkt mich, redet der Plan zu deutlich über Dinge, die man den gemeinen Brüdern ſchwerlich ſagen dürfte. Denn indem man darin ſagt: Manche Mitglieder dürften mit Plan, Zweck und Mitteln nicht bekannt ſein, entdeckt man zugleich viele Dinge, die für ſchwache Magen zu ſtark ſcheinen. Aengſtlichkeit, Abhängigkeit von

Menſchen und Schickſalen, und traurige Erfahrungen werden manchen abhalten, die gute Sache mit anzugreifen, wenn ſie nicht nach und nach zu den kühnern Sätzen vorbereitet, und mit der Reinigkeit der Abſichten und Beſtimmtheit des Zweckes und der Mittel bekannt werden.

2) Sollte nicht die allzugemeine Bekanntmachung und Auffor=derung durch anonyme Briefe zu viel Aufſehen erregen, und die Feinde der Aufklärung bewegen, ſich aller Orten in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, bevor wir nur einmal unſre Truppen im Felde haben? Sollten wir nicht dadurch mit einer Menge Leute heimgeſucht werden, die wir nachher nicht brauchen können, und die, wenn wir ſie verabſäumen, unſre Feinde werden?

3) Ich würde bei Anwerbung neuer Mitglieder, bevor ich einen Schritt thäte, (es müßte denn meine vieljährigen Freunde betreffen,) den Mann erſt durch mehrere Mitglieder beobachten und ſeine Grund=ſätze erforſchen laſſen. Mit 10 geprüften Menſchen läßt ſich mehr aus=richten, als mit 100 unſichern. Wie viel Schaden ein Einziger an=richten, eine einzige voreilige Anwerbung ſtiften kann, das habe ich bei den Illuminaten erfahren. Man redet mit einem Candidaten; ſtatt ihn zu erforſchen, ſagt man zuerſt ſeine eigene Meinung; aus höflicher Gefälligkeit giebt er uns Recht; er iſt auch wohl in dem Augenblicke von der Wahrheit unſrer Sätze überzeugt, aber nicht durchdrungen; ſie ſind ihm nicht zur Habitüde geworden. Wer nach unſern Planen arbei=ten will, der muß in ſich einen Drang fühlen, es muß ein weſentlicher, unerſchütterlicher Grundſatz bei ihm ſein, ſo und nicht anders zu han=deln. Er muß nicht nur hübſche Bücher geſchrieben, ſondern ſich in ſeinem Leben auch als ein feſter, freier, das Gute liebender und mit Klugheit und Kühnheit ausübender Mann gezeigt haben.

4) Um mehr würdige Subjecte kennen zu lernen, würde ich, wie es bei den Illuminaten eingeführt war, von jedem Candidaten fordern: er ſolle ein Verzeichniß der Perſonen einliefern, welche er der Geſellſchaft zuzuführen wünſchte, und warum? Würde der nämliche Mann von mehrern vorgeſchlagen, ſo wäre das ſchon ein gutes Zeichen.

5) Man müßte ſich ſehr ſicher zu ſetzen ſuchen, daß nicht Agenten, Spione und Sclaven andrer Orden= und Dummheits=Schulen ſich ein=ſchlichen. Die Erfahrung lehrt, was die Leute heut zu Tage von Eiden halten.

6) Sobald ich ein wenig genauer von der Einrichtung der Union

unterrichtet ſein werde, ſo hafte ich dafür, Ihnen in ganz Deutſchland eine Legion vortrefflicher, aufgeklärter und thätiger Mitarbeiter anzuwerben. Um aber vorerſt nach der Vorſchrift Gelehrte und Denker von meiner Bekanntſchaft aufmerkſam auf die Verbindung machen zu können, erbitte ich mir gehorſamſt eine Anzahl Exemplare von den gedruckten Aufſätzen: „An die Freunde der Vernunft ꝛc.“

Mit Buchhändlern, wird es ſchwer halten, ſich zu vereinigen. Der Plan, den Buchhandel an uns zu ziehen, iſt, dünkt mich, ſchon hinreichend, die Herren Soſier abzuhalten, ſich mit uns gegen ihre eigene Zunft zu vereinigen.“ — —

Der Geheime Rath und Leibarzt Baldinger in Caſſel, der Buchhändler Wucherer in Wien, der allein 111 Mitglieder anwarb und den Ruf der Deutſchen Union durch Ungarn, Siebenbürgen, Illyrien verbreitete, Profeſſor Haſſenkamp in Rinteln, Freiherr v. Zedlitz in Prag, und Andere nahmen ſich der Union thätig an.

In den meiſten Briefen aber, die ankamen, wollte man, ſo begeiſtert und vertrauensvoll ſie waren, und ſo ſehr man auch die Drängenden durch eine herumgeſandte Liſte von namhaften Mitgliedern zufrieden zu ſtellen ſuchte, wenigſtens Einen derer, welche an der Spitze ſtanden, mit Namen genannt wiſſen. Und ſo überredete Bahrdt den Oberamtmann Bartels bei Halle, daß derſelbe ſich in einem gedruckten, an die Mitglieder zu ſchickenden Circular als Geſchäftsträger der Union anmelde. Dies Circular lautete: „Die XXIIer, welche theils in Berlin, theils in Halle leben und durch leicht zu errathende Umſtände gezwungen ſind, ſich noch zur Zeit verborgen zu halten, — und die mir bisher die Direktion des Sekretariats übertrugen, haben mir aufgetragen, den Verbündeten zu melden, daß ſie ihr zeitheriges Verhältniß von nun an aufgeben, und nichts mehr ſein wollen, als Mitglieder der Deutſchen Union und eifrige Beförderer ihres erhabenen Zwecks. Und ſie hoffen eben dadurch die Union, für welche ſie nun genug aufgeopfert und gewagt haben, (was mit der Zeit allen Verbündeten klar werden ſoll,) den größten Dienſt zu leiſten, indem ſofort alle Furcht vor geheimen Obern wegfällt, und ein gemeinſchaftliches Vertrauen der Brüder möglich wird. Sie ſchlagen daher ſämmtlichen Verbündeten durch mich vor, die Union als freie Republik in Diöceſanſchaften zu vertheilen, und folgende Form der Geſchäftsverwaltung während unſrer erſten Epoche einzuführen.

1) In jeder Provinz wählen die Verbündeten unter ſich einen Diöceſan, welcher mit den übrigen correſpondirt, mit ihnen gemeinſchaftlich das Werbungsgeſchäft betreibt, und zu Beſtreitung des Porto und Haltung eines beeidigten Amanuenſis die Hälfte des Koſtenbeitrages behält, der jährlich von allen Mitgliedern entrichtet wird. (Ein Thaler jährlich für Portogebühren und ſonſtige Auslagen).

2) Jeder dieſer Diöceſane ſchickt dann alle zwei Monat einen Bericht an das Centrum, wo das Archiv iſt, von allem, was in ſeiner Diöces für die Ausbreitung der Union geſchehen iſt, nebſt der Hälfte der eingegangenen Koſtenbeitragsthaler.

3) Jeder Diöceſan ſchickt dabei zuförderſt, nach gehaltner Berathung mit ſeiner Diöces, ſein Votum ein, worin beſtimmt wird, ob das Centrum mit dem Archiv in Halle verbleiben oder anders wohin verlegt werden ſoll. Im letztern Falle werde ich das Archiv alſobald abgeben, im erſtern aber erbitte ich mir aus allen Diöceſanſchaften eine von den Mitgliedern unterſchriebene Urkunde, in welcher ich als Archivar und Centralgeſchäftsträger der Union anerkannt und beſtätigt werde.

4) Im Centro werden alsdann von allen eingehenden Berichten für alle Diöceſane Abſchriften gefertigt und verſendet, ſo daß alle zwei Monat jeder Diöceſan von allen Vorgängen aller Diöceſanſchaften Nachricht erhält.

Wenn dieſe Vorſchläge von den Verbündeten gebilligt werden, und ich die Namen derer erfahre, welche das Diöceſanat angenommen haben, ſo ſende ich augenblicklich an alle Diöceſanſchaften Generalliſten von der ganzen Union, und theile zugleich einen von vielen ſehr gebilligten geheimen Operationsplan mit, damit derſelbe, noch vor der erſten Epoche, nach und nach durch gemeinſchaftliche Berathung aufs reine gebracht werden kann.

Und dazu noch ein andrer Vorſchlag! Die Union könnte nicht leichter allen zu beſorgenden Cabalen und Verunglimpfungen entgehen, als wenn ſie ſich gerade vor's Publikum ſtellte, ſich als Deutſche Union ankündigte, ihren Zweck declarirte, und einige ihrer angeſehenſten Mitglieder ſich öffentlich nennten. Unter uns iſt unſer Arzt Herr Dr. Weber erbötig, ſeinen Namen drucken zu laſſen, ſobald nur noch einige ſich dazu entſchließen. Ich bitte nun Sie, würdigſte Brüder, auf das dringendſte, mich auf das ſchleunigſte über alles zu inſtruiren, und durch einträchtige Maßregeln der Union, und mit ihr der Sache Gottes

und der Menſchheit, Feſtigkeit und Dauer zu geben. Ich nenne mich ehrerbietigſt

im November 1788 Ihren

treu verbündeten

Bartels,

Königl. Preuß. Oberamtmann in Halle an der Saale.

Das wirkte. An ſehr vielen Orten bildeten ſich Diöceſanſchaften und mit freudigem Muth ſchrieb Bahrdt an einen ſeiner Freunde: „Die Union hat nun Feſtigkeit, Deutſchland iſt bereits in 24 Diöceſanſchaften abgetheilt, in Ungarn haben wir ſchon viele, unter andern den bekannten Prof. Hofmann in Peſth." Folgender

„Geheimer Plan

„Der Deutſchen Union

„zur gemeinſamen Berathung für Diöceſane und Vorſteher"

wurde entworfen:

Ueberſicht.

1) Die Union iſt eine ſtille Verbindung des ſchreibenden und leſenden Publikums, deren letzter Zweck ein Geheimniß bleibt für die Brüder des dritten Grades.

2) Sie kann und wird noch zu hunderttauſenden anwachſen.

3) Sie beſteht aus Meſopoliten, Diöceſanen, Vorſtehern und Mitgliedern.

4) Sie hat ihren Fond, ihre jährlichen Einkünfte, ihre Ausgaben, ihre Komtoirs, ihr Archiv, ihre jährlichen Verſammlungen, ihre Statuten, ihre eigene Art von Korreſpondenz durch ganz Europa, ihr großes Unionhaus, wo der Mittelpunkt iſt, in welchem ſich alle Wirkungen der Geſellſchaft concentriren.

Hauptzwecke der Union.

a) Vervollkommnung der Wiſſenſchaften, der Künſte, des Kommerzes ꝛc., inſonderheit der Volksreligion.

b) Die Verbeſſerung der Erziehung, und Unterſtützung guter Erziehungsanſtalten.

c) Hervorziehung gemeinnütziger Talente von aller Art.

d) Belohnung entſchiedener Verdienſte.

e) Verſorgung verdienſtvoller Menſchen im Alter und Unglück.

f) Verſorgung von Mitgliedern der Union hinterlaſſener bedürfender Wittwen und Waiſen.

Die allgemeinen Mittel dazu ſind:

a) Gemeinſchaftliches Wirken durch Rath, Empfehlung und Hülfe.

b) Unterricht in Schriften.

c) Hinlängliche Geldſummen.

Mitglieder der Union.

1) Mitglieder der Union können alle Menſchen werden, welche Aufklärung und Rechtſchaffenheit lieben, ohne Unterſchied des Standes und der äußerlichen Religion.

2) Alle Mitglieder ſind in drei Klaſſen abgetheilt:

1) Aldermänner,
2) Männer,
3) Jünglinge.

Aus den Aldermännern und Männern werden die Meſopoliten, Diöceſane und Vorſteher gewählt. Man verſteht unter

α) Meſopoliten theils die Centralgeſchäftsträger, nämlich die Directoren der Oekonomie, der Korreſpondenz und des Rechnungsweſens, nebſt den Komtoirbedienten und Sekretairs im Unionshauſe, theils diejenigen verdienſtvollen Menſchen, die im Alter oder Unglück im Unionhauſe aufgenommen worden, und bei einer hinlänglichen Penſion (welche ſich nach Proportion auf tauſend Thaler belaufen kann) ihr Leben beſchließen.

β) Diöceſane heißen diejenigen, welche das oberhauptliche Collegium ausmachen, welche in den verſchiedenen Provinzen das Centrum der Korreſpondenz und Geſchäfte ſind, und mit dem Unionhauſe unmittelbar in Korreſpondenz ſtehen, und die für Porto, Schreibmaterialien und Bezahlung eines Helfers (Sekretairs) und Mühwaltung die Hälfte des Koſtenbeitrags-Thalers genießen. Dies müſſen Männer von Anſehen und anerkanntem Werthe ſein.

γ) Vorſteher heißen die Brüder, welche mit den Diöceſanen korreſpondiren, die Brüderſchaft ihres Orts verſammeln, die Angelegenheiten beſorgen, ihr die Nachrichten aus dem Centro mittheilen, alle Briefe und Berichte annehmen und verſenden, die Leſegeſellſchaften dirigiren, die Bücherverſchreibungen beſorgen, es ſei ſelbſt oder durch einen dazu

ſchicklichen Mann, der hernach Untervorſteher heißen kann. Dazu können Männer aus allen Ständen gewählt werden.

δ) Aldermänner ſind die älteſten und erſten Gelehrten und Künſtler aus allen Fächern.

ε) Männer ſind alle übrige Gelehrte, Künſtler, Kaufleute, Soldaten, Handwerker ꝛc., die entweder in einem öffentlichen Amte ſtehen, oder durch ihre Arbeiten ein entſchiednes Verdienſt haben.

ζ) Jünglinge ſind alle die, welche noch kein Amt oder entſchiednes Verdienſt haben, aber Talent und Anlagen dazu zeigen.

Quaer. Wer ſoll nun in der Union unter die Aldermänner, und wer unter die Männer und Jünglinge gezählt werden? Antw. Wenn die Union Konſiſtenz hat, ſchicken alle Mitglieder ihre Stimmen ein, und beſtimmen die Aldermänner und Männer mit eidlicher Beſtärkung ihrer ehrlichen Ueberzeugung. Wer dann mehrere Stimmen zum Aldermanne als zum Manne hat, iſt Aldermann ꝛc. Dieſe Stimmenſammlung wird alle zwei Jahr wiederholt, ſo daß Avancements ſtattfinden können.

Meſopoliten werden auf den Centralſynoden und Vorſteher auf den Diöceſanſynoden gewählt.

Diöceſane und Vorſteher ſind ſolche Beamte, welche alle Jahre wechſeln können, und die alſo jährlich auf den Synoden von neuem müſſen gewählt, oder beſtätigt und eingeſetzt werden.

Verpflichtungen aller Mitglieder.

1) Alle — ſchreibende und leſende Mitglieder — müſſen ſich verbinden, das Unionsintelligenzblatt mitzuhalten und deſſen Abgang zu befördern. Auch ſoll jeder ſorgen, daß die Geſellſchaft, die ein Blatt zuſammen lieſt, nicht zu groß werde.

2) Jeder iſt verbunden, aller Orten die Errichtung der Leſegeſellſchaften und Kommunbibliotheken zu empfehlen und zu befördern. Die Abſicht dieſes Geſetzes iſt, theils das Bücherleſen zu Gemeinmachung nützlicher Kenntniſſe und Aufklärung bis in die Hütten des Volks zu verbreiten, theils den Abgang eines jeden guten Buchs, das ſonſt oft, wegen der zu geringen Anzahl einzelner Käufer (welches der Fall bei mathematiſchen, aſtronomiſchen u. dgl. Büchern iſt), gar nicht gedruckt werden könnte, zu erleichtern.

3) Jeder iſt verbunden, zu jenen Hauptzwecken der Union mitzu-

wirken, und alle die Mittel zu unterſtützen, welche die Union durch gemeinſame Ueberlegung veranſtalten wird.

4) Jeder muß ſich bei ſeiner Aufnahme in die Union ſchriftlich verpflichten, daß er ſich nie einen Spott über Chriſtus und Chriſtenthum (die Union duldet und ehret übrigens jeden, auch den deklarirt rechtſchaffenen Naturaliſten und Atheiſten), keine Verbreitung des Atheismus, keine Intoleranz, keine grobe Beleidigung des Wohlſtandes und der guten Sitten ꝛc. erlauben, und allem dem, was dieſen widrigen Dingen Nahrung und Vorſchub giebt, entgegenarbeiten wolle.

5) Jeder iſt verbunden, jedes ihm bekannt werdende Talent und Verdienſt zu bemerken, und ſeinem nächſten Diöceſan durch ſeinen Vorſteher davon Nachricht zu geben; ferner jeden Menſchen, der ihm würdig ſcheint, der Brüderſchaft ſeines Orts zur Aufnahme vorzuſchlagen, und ihn, wenn er approbirt wird, anzuwerben: endlich auch alle intereſſante politiſche und literariſche Neuigkeiten, ſo wie alle Bemerkungen eines Verdachts gegen die Redlichkeit und Treue eines Mitgliedes, ſeinem Vorſteher aufs ſchnellſte anzuzeigen.

6) Jeder verbindet ſich, jeden mit einer Empfehlung der Union verſehenen Reiſenden (ſo fern ſeine Vermögensumſtände es erlauben) mit einer Mahlzeit zu verſorgen.

7) Jeder, ſobald er aufgenommen iſt, bekommt eine Nummer, unter welcher er ins Archiv eingetragen wird.

Beſondre Verpflichtungen der ſchreibenden Mitglieder.

1) Wer ein Mitglied iſt, verpflichtet ſich, ſo lange er ſeinen augenſcheinlichen Vortheil dabei findet, alle ſeine Schriften durch die Geſchäftsträger der Union debitiren zu laſſen.

2) Jeder, der Fähigkeit dazu hat, iſt verbunden, jährlich einige Recenſionen für das Intelligenzblatt zu liefern, welche ihm aus dem Centrum übertragen werden. Doch hat er das Recht, ſich ein Buch zu verbitten, und ein andres dafür ſchicken zu laſſen. Das Buch ſelbſt bleibt Eigenthum des Recenſenten.

Allgemeine Verhältniſſe der ſchreibenden Mitglieder.

1) Alle ſchreibende Mitglieder verkaufen ihre Schriften durch die Geſchäftsträger der Union, und bekommen die Verrechnung des gemachten Debits vom Centrum.

2) Jede Schrift, welche die Union debitirt, wird ſogleich im Intelligenzblatt bekannt gemacht, ohne Koſten des Verfaſſers, und jedem Verſchreibenden, ſobald ſie fertig iſt, durch ſeinen Vorſteher broſchirt zugeſchickt. Der Gewinn davon wird drei Monat nach Vollendung des Drucks dem Verfaſſer mit einem Abzuge von 25 Procent zugeſtellt. Iſt da die Auflage noch nicht verkauft, ſo wird ihm am Ende jedes folgenden Jahres (ſo lange die Schrift ihren Gang behält) Rechnung gethan, und das indeſſen weiter eingelaufene Verkaufsgeld nach geſchehenem Abzuge von 25 Procent abgeliefert.

Beſondre Verhältniſſe.

1) Alle vorgedachte Punkte betreffen alle Autoren; aber dabei haben die Aldermänner und Männer gewiſſe Vorzüge.

2) Jünglinge müſſen für die ganzen Druckkoſten ſtehen, und, wenn das Archivkomtoir Bedenklichkeit hat, hinlängliche Bürgſchaft ſtellen. Männer hingegen bezahlen die Hälfte des Schadens nur, wenn das Buch liegen bleibt. Aldermänner ſind gar nichts ſchuldig, wenn auch das Buch ſich gar nicht verkaufte.

3) Die Schriften der Männer aber können (ſo wenig als die Schriften der Aldermänner) theils ihrer innern Güte wegen, theils deswegen nicht leicht Schaden bringen, weil alle größere Unionsbibliotheken, deren es in Deutſchland bald über 400 geben wird, gehalten ſind, ein Exemplar zu nehmen.

4) Wenn der Jüngling ſeine Handſchrift, ehe er ſie drucken läßt, drei Aldermännern giebt, und deren ſchriftliches Zeugniß vom Werth ſeiner Arbeiten einſchickt, ſo wird ſolches im Intelligenzblatt mitgemeldet, und das kann ihn für das Liegenbleiben ſeines Buchs hinlänglich ſichern. Auch ſoll er in dem Falle den Vortheil genießen, daß die großen Leſebibliotheken das Buch nehmen müſſen.

Das Centrum.

1) Das Centrum iſt im Unionhauſe, deſſen Ort ein Geheimniß der Brüder des dritten Grades bleibt.

2) Es beſteht aus folgenden Perſonen:

a) Der Archivdirector, welcher ein Gelehrter von Range ſein muß. Dieſer führt die Aufſicht über die Subalternen, ſorgt, daß keine Geſchäfte liegen bleiben, erbricht und lieſt alle Briefe, giebt die Ordres an

die Secretairs zur Expedition, führt die Korreſpondenz mit den Buchdruckern, beſorgt den Einkauf der Papiere, die Verſendung der Schriftſtellergelder, und hat die Verwahrung der Kaſſe. Er vollzieht auch alle von der Union beliebte Ausgaben, und legt alle Jahre in der öffentlichen Verſammlung Rechnung ab. Endlich hat er auch in den Verſammlungen die Verträge zu verleſen, und die Stimmenbücher zu ſammeln; hat 1000 Rthlr. Beſoldung.

b) Der Oekonomie-Direktor hat 600 Rthlr.

c) Der Rechnungsreviſions-Direktor hat 600 Rthlr.

NB. Dieſe drei, nebſt drei Meſopoliten vom erſten Range, haben jeder einen Schlüſſel der ſechsfach verſchloſſenen Kaſſe; ſo daß Sonnabends alle ſechs zuſammengehen, die Ausgaben beſorgen und die Kaſſe wieder ſchließen.

d) Der Buchhalter führt nach doppelter Buchhaltung Rechnung über alles, und trägt jeden Kreditor und Debitor an ſeinen Ort nach Maaßgabe der Expeditionsbücher. Hat 500 Rthlr. Beſoldung.

e) Der erſte Secretair beſorgt das Unionsintelligenzblatt, d. h. er ſchreibt unter Aufſicht eines gelehrten Meſopoliten die politiſchen Artikel aus den eingelaufenen Briefen zuſammen, ſchreibt die ihm vom Archivar mitgetheilten Avis und Antworten an die zu benachrichtigenden Mitglieder unter ihre Rubriken, ſammelt die eingehenden Recenſionen und Auszüge, und beſorgt die ſtrengſt mögliche Korrectur. Hat 400 Rthlr. Beſoldung.

f) Der zweite Secretair trägt aus allen vom Archiv-Director erbrochenen Briefen die darinnen enthaltenen Verſchreibungen in die Kommiſſionsbücher ein, und theilt dem dritten und vierten Secretair ihre Arbeiten zu. Hat 300 Rthlr. Beſoldung.

g) Der dritte und vierte Secretair beſorgen nach Vorſchrift der Kommiſſionsbücher die Verſendungen an die Diöceſanate, doch ſo, daß die Verſchreibungen eines jeden Vorſtehers für denſelben beſonders gepackt und adreſſirt, auch, wenn ein Vorſteher näher liegt, als der Diöceſan, ihm beſonders zugeſchickt werden.

Alle dieſe Expeditionen werden in die Expeditionsbücher eingetragen. Alles wird, wie oben gemeldet, broſchirt verſendet, damit den Klagen über Defectbogen ausgewichen werde. Jeder hat 200 Rthlr.

h) Ihr Helfer iſt der Packknecht; hat 100 Rthlr.

Alle dieſe Perſonen des Archivkomtoirs werden in der erſten

Synode mit den nöthigen Inſtructionen verſehen, und darauf in Eid und Pflicht genommen.

Im Archivkomtoir iſt das große Buch, wo alle Namen aller Mitglieder nach ihren Nummern eingeſchrieben ſtehen: und wo aus dem Protocolle der Unionsverſammlungen alle abgeurtelte Verdienſte und zuerkannte Belohnungen vom Archivdirector zu jedem Namen beigeſchrieben werden.

Diöceſankomtoire mit ihren Vorſtehern.

1) In jeder Provinz iſt eine Diöceſanſchaft, und in jeder Diöceſanſchaft iſt ein Lager aller Schriften, die durch die Union debitirt werden, deſſen Größe durch die Größe der Provinz, und in der Folge durch die Menge des Abgangs beſtimmt wird.

2) Jedem dieſer Komtoire wird eine gewiſſe Diöces vorgeſchrieben. Der Komtoiriſt heißt Diöceſan, welcher die in ſeinem Kreiſe liegenden Orte, wo Vorſteher ſind, unter ſich hat.

3) Der Vorſteher (dazu wir am liebſten einen Buchhändler wählen möchten, wenn einer an dem Orte ſich befindet) ſchickt ſeine Kommiſſionen und eingelaufenen Berichte und Briefe an ſeinen Diöceſan ein, und der Diöceſan ſchickt ſie hernach in natura zuſammen an's Centralkomtoir.

Leſegeſellſchaften.

1) Dieſe ſind von zweierlei Art: größere in Städten, und kleinere in Flecken und Dörfern, welche keine Stadt nahe genug haben.

2) Nur die ſtädtiſchen ſind verbunden, die Schriften der Aldermänner, und was von ſolchen als vorzüglich gut approbirt iſt, zu nehmen. Sie haben folgende Einrichtung.

a) Es wird ein Zimmer mitten in der Stadt gemiethet (NB. in ſehr großen Städten, wie in Berlin z. B., können natürlicherweiſe zwei und mehrere ſolche Geſellſchaften und Kommunbibliotheken ſein), wo die Bibliothek beſtändig iſt.

b) Die Geſellſchaft hat einen Director, welcher der Vorſteher des Orts iſt, der aber auch einen andern ſchicklichen Mann, wenn er nicht das Geſchäft ſelbſt treiben kann, dazu anſtellen darf. Dieſer verſchreibt die Bücher von der Union.

c) Die Wahl der Bücher, die verſchrieben werden ſollen, kann einem der einſichtsvollſten Mitglieder überlaſſen werden, welche wöchentlich mit dem Vorſteher ein- oder zweimal, wenn die Bibliothek geöffnet

wird, zuſammenkommen, und nach Maaßgabe der zuverläſſigen Urtheile des Unionsintelligenzblattes die Wahl vornehmen.

d) Die Errichtung der Bibliothek geſchieht ſo: Der Vorſteher läßt einen Zettel zur Unterſchrift durch einen Boten von Haus zu Haus in der Stadt und auf den nächſten Dörfern, die höchſtens anderthalb Stunden im Umkreiſe liegen, herumtragen. Wer ſich unterſchreibt, zahlt dem Boten für ſeinen Gang zwei Dreier oder Kreuzer. Auf dieſem Zettel ladet der Vorſteher jeden, der ſich aufſchreiben will, ein, einen gewiſſen Tag ein Billet an ihn zu ſchicken, und darin ſich als Mitglied anzugeben.

e) Die Bibliothek wird Mittwochs und Sonnabends von zwei bis vier Uhr geöffnet.

f) Alle Bücher, die noch nicht alle Mitglieder der Leſegeſellſchaft gehabt haben, dürfen nicht länger als von Mittwoch bis Sonnabend, oder von Sonnabend bis Mittwochen behalten werden. Jedes Mitglied zahlt jährlich drei Gulden.

g) Wer einen Fleck von Tinte, Fett oder Koth macht, zahlt einen Groſchen an die Geſellſchaftscaſſe, welche der Vorſteher führt, und zu welcher die vierteljährlichen Beiträge von 12 Gr. gehören, und davon die Bibliothek angekauft wird.

h) Jeder nachfolgende Leſer zeichnet die Flecke, die ſein Vorgänger gemacht oder nicht aufgezeichnet hat, auf, und der Vorſteher nebſt den vier Aſſeſſoren entſcheiden im Fall des Streits. Bei heftigem Streit wird die Sache ganz aufgehoben, und keiner verliert.

i) Wer ein Buch, nach dem Ausſpruche obgedachter Richter, verliert, oder ganz verdirbt, oder durch Schmutz unbrauchbar macht, muß es bezahlen, und behält dafür das Buch.

3) Die Landleſegeſellſchaften (wenn z. B. mehrere Flecken und Dörfer zu gleichem Endzweck ſich zuſammenthun) ſind nicht genöthigt, die Aldermänniſchen Schriften zu kaufen.

Unionsintelligenzblatt.

I. Dieß muß die reſpectabelſte Zeitung von der Welt ſein, die in Abſicht des Ausdrucks und Güte des Inhalts originell iſt. Ihr Inhalt wird ſein:

1) Politiſche Neuigkeiten aus allen Welttheilen, dazu das Archivkomtoir eine ſo vollkommene Korreſpondenz unterhalten muß, daß keine

Zeitung ſo vollſtändig, ſo recent und unterhaltend gefunden werden kann, als dieſe. Wir nehmen aber nie Partei.

2) Auszüge aus den Schriften der Aldermänner, welche Plan und Eigenſchaften des Buchs darſtellen, und jeden Leſer in den Stand ſetzen, zu urtheilen, was für ihn iſt. Ein Aldermann darf nie beurtheilt werden. Wer es irgendwo thut, wird ausgeſtoßen aus der Union. Es iſt dies das große Mittel, der ſeitherigen Kabale der Gelehrten ein Ende zu machen. Solche Auszüge dürfen auch nur ſelbſt von Aldermännern verfertigt werden.

3) Recenſionen — a) von Schriften der Männer, welche auch nur Aldermänner fertigen, oder, dafern ein Mann ſie macht, von einem Aldermann revidirt und verbürgt werden müſſen; — b) von Schriften der Jünglinge, welche Männer machen; — endlich c) von ausländiſchen Büchern. Jünglinge recenſiren nie.

4) Avertiſſements von Schriften, welche die Autoren ankündigen.

5) Notizen für die Mitglieder und Vorſteher, z. B. daß ein Buch die Preſſe verlaſſen habe — daß die und die Packete für den und den Vorſteher abgegangen ſind — oder Antworten auf geſchehene Anfragen — oder Quittungen für gezahlte Gelder. Ein Weg, auf welchem viel Korreſpondenz erſpart wird.

6) Veränderungen und Sterbefälle aller Perſonen, welche das Publicum intereſſiren.

7) Merkwürdige Erzählungen von ſchönen Handlungen, und Nachrichten von noch unbekannten Talenten, neuen Erfindungen, Fabrik= und Kunſtſachen, ꝛc.

8) Bekanntmachung von Anfragen, Wünſchen, Preisaufgaben, welche von Unionsmitgliedern ſind, ſie mögen an's Publicum oder an einzelne Perſonen gerichtet ſein, und — Antworten darauf.

II. Von dieſer Zeitung werden wöchentlich drei Stück geliefert, ſo daß 156 Stück einen Jahrgang ausmachen, welcher einen Ducaten koſtet, weil faſt jedes Stück in der Folge einen Bogen betragen, und alſo der Jahrgang 6 Alphabet ausmachen wird.

III. Was geheime Sachen der Union betrifft, wird mit einer Chifferſprache gedruckt, dazu Diöceſane und Vorſteher den Schlüſſel haben.

IV. Die Intereſſenten und Leſegeſellſchaften müſſen ſich wegen der Verſendung der Zeitungen mit den Poſten abfinden. Die Vorſteher aber müſſen mit den übrigen Mitgliedern des Orts ſorgen, daß das Intelli=

genzblatt in jedem Hauſe empfohlen und gangbar gemacht werde, welches die Zeitungen nicht wenigſtens in Geſellſchaft mithält.

V. Das Intelligenzblatt hat in Abſicht auf alle Artikel im Unionhauſe, wo es gedruckt wird, ſeine Cenſoren, welche Männer von bekannter Rechtſchaffenheit, Einſicht und Delikateſſe ſein müſſen, und nichts dulden dürfen, was den Wohlſtand oder Perſonen beleidigt — verſteht ſich, was mit Recht als Beleidigung angeſehen werden kann. Dieſe Cenſoren haben unbeſchränkte Gewalt, wegzuſtreichen und zu ändern, was ſie gut finden. Findet ſich jemand einmal durch dieſe Cenſorſtrenge beleidigt, ſo hat er das Recht, ſeine Erklärung einzuſchicken. Dieſe wird wörtlich abgedruckt. Allemal wenn ſie von einem Aldermann iſt; von Jünglingen und Männern, wenn ſie nicht zu lang iſt. Aldermännern darf nicht wieder geantwortet werden. Gegen Männer und Jünglinge aber iſt dem Cenſor eine Antwort erlaubt. Aber dann muß der Streit ein Ende haben. Wer ihn fortſetzt, wird aus der Union geſtoßen.

VI. Da ein ſo ſorgfältig bearbeitetes Blatt gewiß in allen Gegenden, wo die deutſche Sprache bekannt iſt, geleſen werden wird, ſo iſt begreiflich, wie erſtaunend groß das Publicum der Schriftſteller wird, die ihre Bücher durch die Union debitiren.

Korreſpondenzreglement.

1) Wer mit der Union korreſpondiren will, hat entweder die Abſicht, das Archivkomtoir von etwas zu benachrichtigen, oder über etwas zu befragen, oder etwas von Büchern, Fabrik- und Kunſtſachen anzukündigen, oder zu verſchreiben, oder an einzelne Glieder der Union etwas gelangen zu laſſen. In allen dieſen Fällen bedient er ſich eines Zettels, der ein vorgeſchriebenes Format hat.

2) Wer ſo viel zu ſchreiben hat, daß er mehr als einen ſolchen Zettel nöthig hätte (z. B. ein Schriftſteller, der ſein Werk ankündigt, oder ſich zu Ueberſetzung eines ausländiſchen Werkes erbietet), kann ſich halber oder ganzer Bogen bedienen. Er muß ſie aber ſo brechen, daß jenes Format doch beibehalten werde, und ſonach ein längrer Brief darnach in dem nämlichen Vorſteherecouvert fortlaufen könne.

Unionhaus.

Dies iſt ein Gebäude, welches die Union beſitzt. Daſelbſt iſt:

1) Das Centralkomtoir mit allen dazu gehörigen Perſonen.

2) Die große Bibliothek der Union.

3) Vielleicht einſt National-Erziehungshaus.

4) Der Verſammlungsſaal der Centralſynoden.

5) Die Wohnungen der Meſopoliten.

6) Wohnungen für Drucker und Buchbinder.

Dieſes Unionhaus wird einſt der Sitz der erſten Menſchen der Nation ſein: wie nicht weniger das Vorrathshaus von den Werken der Kunſt.

Unionsverſammlungen.

1) Alle Jahre am Johannistage hält jeder Diöceſan eine Synode, dazu jeder Vorſteher eingeladen wird.

2) Vier Wochen aber vorher ergehen aus dem Centralkomtoir an die Diöceſane Berichte von allem dem, was auf der Centralſynode vorgetragen werden ſoll.

3) Darüber wird in der Diöceſanſynode deliberirt und beſchloſſen. Der Abſchluß der Synode dient dann zur Inſtruction für den, der hernach auf die Centralſynode als Diöceſandeputirter reiſet, welcher in der Diöceſanſynode gewählt wird.

4) Im Auguſt kommen die Diöceſandeputirten mit den Meſopoliten zuſammen, und halten die Centralſynode im Unionhauſe, welche alles aburtelt, und ſodann die Protocolle von den Abſchlüſſen an alle Diöceſanſchaften verſendet.

5) Alle, welche zur Centralſynode kommen wollen, melden ſich, nach erhaltener Inſtruction von der Diöceſanſynode, bei dem Centralkomtoir, welches für Quartier und Beköſtigung ſorgt, und die Deputirten auf Koſten der Kaſſe frugal bewirthet.

6) Die Sitzungen geſchehen folgendergeſtalt: Einer der Meſopoliten höhern Ranges eröffnet die Verſammlung durch eine Rede, an deren Ende alle verſammelte Mitglieder gebeten werden, alles, was jeder der Union vorzutragen wünſcht, es ſei Bitte, Empfehlung, Vorſchlag, Anfragen, oder Klagen — jedes einzeln — in einem beſonders rubricirten ſchriftlichen Aufſatze dem Archivkomtoirdirector zu übergeben; wobei er ermahnt, nichts Unerhebliches und einer ſolchen Verſammlung Unwürdiges einzumiſchen. Der Archivar ſammelt alsdann alle dieſe Aufſätze, ordnet ſie mit dem, was er ſelbſt aus den Schlüſſen ſeiner Diöceſanſynode vorzutragen hat, nach den Materien zuſammen, und nummerirt ſie. Des Nachmittags fängt er an, dieſe Aufſätze, ſo wie ſie nach ihren Rubriken und Nummern folgen, abzuleſen. Dies dauert die folgenden Tage fort, bis alles abgeleſen iſt. Jedes Mitglied bekommt

vorher bei der Mittagstafel ein Stimmenbuch in Quart von weißem Schreibpapier, worinnen auf jeder Seite 4 Nummern ſtehen und mit Linien unterzogen ſind, ſo daß für jede Nummer der vierte Theil einer Quartſeite Raum iſt, um ſein Votum dabeizuſchreiben. Dieſe Nummern laufen bis zu 500 fort, damit man ſicher ſei, daß die Zahl der nummerirten Aufſätze die Zahl der Nummern in den Stimmenbüchern nicht überſteige. Bei dem Ableſen der Aufſätze nun giebt der Director die Nummern an, hält nach Vorleſung des Aufſatzes einige Augenblicke inne, und jeder ſchreibt zur nämlichen Nummer ſeines Stimmenbuches, wenn er will, ſein Votum: oder überſchlägt die Nummer, wenn er dabei nichts zu notiren hat, oder weiß. Z. B. der Archivar lieſt:

N. 1. Titius, ein durch die und die Verſuche bekannt gewordner Tonkünſtler, wünſcht zu reiſen, und bittet um Reiſepaß zur Hospitalität und Geld.

a) Soll er den Reiſepaß haben?
b) Soll er Geld haben?
c) Wie viel?

Nun ſchreibt jeder zu N. 1. ſeines Stimmenbuches z. B.:

a) Ja		a) Ja
b) Nein	oder	b) Ja
c) Nichts.		c) 100 Thaler, oder mehr.

Wenn alles verleſen, ſammelt der Archivar die Stimmenbücher. Alsdann bietet der Meſopolit, der die Verſammlung eröffnete, auf, zur Wahl des engern Ausſchuſſes zu ſchreiten. Die fünf alsdann, welche die meiſten Stimmen haben, machen mit den vorhandenen Meſopoliten den engern Ausſchuß, welcher auf Koſten der Kaſſe einige Tage länger im Unionhauſe verſammelt bleibt, und alle Verträge mit Zuziehung der Stimmenbücher, nach Mehrheit der Stimmen entſcheidet. Dieſe Entſcheidungen ſind dann Schlüſſe der ganzen Union, und werden vollzogen.

7) In dieſen Unionsverſammlungen kommen folgende Gegenſtände vor:

1) Beurtheilungen der Talente und Verdienſte, welche der Archivar aus den eingelaufenen Nachrichten bekannt macht.

2) Abwägung ſchon bekannter Verdienſte. Es werden nämlich Verdienſte erworben:

a) Durch Bücherkauf — wer z. B. Partieen nimmt und an Arme verſchenkt.
b) Durch Verfertigung guter Schriften.

c) Durch neue Entdeckung oder wichtige Benutzung aller Entdeckungen in Künſten und Wiſſenſchaften, in der Kriegskunſt, im Kommerze, Färberei, Oeconomie, u. dgl. m.

d) Durch Werke der Kunſt und des Fleißes.

e) Durch bekannt gewordne edle Handlungen, beſonders der Großmuth und Wohlthätigkeit.

f) Durch Geſchenke oder Stiftungen zur Unterſtützung der Endzwecke der Union.

3) Die Belohnung ſolcher Verdienſte, welche ſind:

a) Anzeige des Verdienſtes und des Verdienten in den Blättern der Union, und des von der Union ertheilten Lobſpruchs, worinnen es drei Stufen giebt:

1) Ihn ſchätzt die Union.
2) Ihn ehrt die Union.
3) Ihn verehrt die Union, welches die höchſte Stufe iſt.

b) Unterſtützung und Empfehlung an Fürſten und begüterte Freunde, Geld oder Reiſepäſſe zum Genuß der Unioniſchen Hospitalität.

c) Aufhängung des Bildniſſes des Verdienten in der Gallerie des Erziehungshauſes.

d) Erhebung zur Würde eines Aldermanns.

e) Eine Baſis mit der gehauenen Statue des Verdienten, welche in den Porticibus des Unionhauſes aufgeſtellt, und nach dem Tode des Verdienten mit einem Lorbeer bekränzt wird, der von den Bewohnern des Unionhauſes mit gewiſſer Feierlichkeit alle Jahre friſch aufgelegt werden muß.

4) Von der Union erbetne Vorſchläge zu Bedienungen. Denn die Union wird ſehr oft um Vorſchlagung würdiger Subjecte erſucht werden, weil ſie nach und nach die ſicherſte Bekanntſchaft mit jedem Verdienſte erlangen wird. Welcher wichtige Einfluß auf's Beſte der Menſchheit! Welche Menge der Freuden, die euch, Mitglieder der Union, Hervorziehung des Verdienſtes, und Verſorgung ſo manches brauchbaren Menſchen, neben der gewiſſen Hoffnung zu eigener Verſorgung und Hülfe im Alter oder Unglück, verſchaffen wird.

Vortheile der Menſchheit.

Sind Steigen der Wiſſenſchaften — allgemeines Intereſſe für Künſte und Literatur — Minderung der Vielſchreiberei — Toleranz — Freiheit — Kindererziehung — Hospitalität — Rettung manches Un-

glücklichen — brüderlichere Eintracht der Gelehrten — allgemeine Beförderung der Liebe — und zuletzt vielleicht — — — — Amen!

Receptionen.

Die Aufnahme in die Union bleibt in ihrer erſten Epoche, wo blos für die Werbung und Ausbreitung gearbeitet wird, wie ſie in dem vorläufigen Plan angegeben iſt.

Künftig, wenn die zweite Epoche beginnt, wo die Union Konſiſtenz hat, und in ihre eigentliche hier im geheimen Plane beſchriebene Aktivität kommt, wird eine ganz andre Art von Aufnahme bekannt gemacht werden, welche die Union vor aller Gefahr ſichern wird, die durch falſche Brüder ihr zugezogen werden könnte.

Geheimſter Operationsplan,

den die Diöceſane noch zur Zeit ganz für ſich behalten, und auch nicht mündlich mittheilen dürfen.

Sobald die Union vollendet iſt, und in volle Wirkſamkeit geſetzt werden kann, wird im Centro (welches ſich in — befindet) eine Synode gehalten, zu welcher die einſichtsvollſten und bewährteſten Brüder eingeladen werden. In dieſer Synode wird der geheime und geheimſte Operationsplan, nachdem die zu deſſen Vervollkommnung eingeſandten Vorſchläge benutzt worden, nochmals unterſucht, und, nach geendigter Deliberation von den Verſammelten beeidigt, unterſchrieben, unterſiegelt, und ſo beſtätigt.

Dann gehen Reiſende aus mit Vollmacht und Inſtruktion, welche die ganze Synode unterſchrieben und unterſiegelt hat, um die ganze Union in Maurerei zu verwandeln.

Anmerkung.

[Wer Menſchenkenner iſt, wird dazu den Grund leicht finden. Denn ob wir gleich in der Union das Weſen ächter Maurerei und die Quinteſſenz haben, und Ritual, als das Akzidentelle, entbehren könnten, ſo iſt es doch unleugbares Bedürfniß für den größten Theil der Menſchen, daß ihre Phantaſie zugleich beſchäftigt, angeſpannt und

unterhalten werde. Nur wenige ſind ſo reine Vernunftmenſchen, daß ſie bei dem, was ihnen ihre Vernunft als wahr, ſchön und edel vorſtellt, lang ausdauern, und mit ſtets gleicher Wärme wirkſam ſein könnten. Bei den meiſten erkaltet der Eifer bei der bloßen Betrachtung, wenn er nicht durch etwas Täuſchung der Phantaſie von neuem angefriſcht wird. Wenn alſo die Union beſtehen und unter ſo viel tauſend Menſchen, aus denen dieſe große Maſchine zuſammengeſetzt iſt, immer Luſt und Wärme erhalten werden ſoll, ſo muß etwas mehr da ſein, als Objekt der Vernunft. Es muß theils etwas ſinnlich Rührendes für ſie aufgeſtellt, theils für die Phantaſie eine gewiſſe intereſſante Ausſicht in einſt zu erfahrende Geheimniſſe, Begebenheiten und Vortheile eröffnet werden. Dieſe Sinnlichkeit iſt gleichſam das Oel, welches das Räderwerk im Gange erhält. Es iſt alſo für die Union von der äußerſten Wichtigkeit, ſie mit den Formalitäten der Maurerei auf eine anſtändig und würdige Weiſe zu verbinden. Alſo —]

Aller Orten, wo Brüder ſind, erſcheint der Reiſende mit geheimnißvollem Tone und Anſtand, verſammelt die Brüder, eröffnet feierlich die Sitzung mit Gebet, ſpricht von dieſer Epoche als einer Zeit, welche die Vorſehung ſich erſehen habe, der Menſchheit eine neue Geſtalt zu geben, ſpricht von bevorſtehenden großen Revolutionen, von glücklichen Ausſichten, von einem erhabenen Ziele, zu welchem nur der Weiſe und Tugendhafte gelangen könne, und ermahnt die Brüder zum eifrigſten Beſtreben nach Weisheit und Unbeſcholtenheit des Wandels. Er entdeckt hiernächſt, daß die Geſellſchaft, Deutſche Union genannt, geſchloſſen ſei, und daß die beſten Mitglieder derſelben ſich jetzt vereinigt hätten, in eine Maureriſche Verbindung zu treten, welche die erhabenſten Zwecke durch weit vollkommnere Mittel, und nach einem weit vollkommnern Plane zu erreichen im Stande ſei. Endlich erklärt er, daß die den Brüdern erreichbare Glückſeligkeit den Profanen gänzlich verſagt ſei, und daß die Brüder zu dem großen Ziele nicht anders gelangen könnten, als wenn ſie einen engern Zirkel unter ſich ſchlöſſen, und in geheimen Verſammlungen ſich gehörig vorbereiteten.

Vorher muß der Reiſende einen erwählten Bruder, welcher ein heller Kopf und ein rechtſchaffener Mann iſt, ſchon beſprochen haben, damit er ihn, nach jeder Rede, mit einer gewiſſen Feierlichkeit zum Meiſter vom Stuhle einweihen, und ihm eine auf Pergament geſchriebene Konſtitution einhändigen kann.

Darauf verabſchiedet er die Brüder, mit der Ermahnung, der Loge fleißig und mit Anſtand beizuwohnen, und giebt hernach dem konſtituirenden Meiſter: 1) das einzuführende Ritual; 2) das Geſetzbuch; und wenn dieſer ſelbſt nicht Kenntniſſe genug beſitzt, 3) eine Sammlung von Logenreden, mit denen er die Brüder künftig in den Verſammlungen unterhalten kann, und welche ſo eingerichtet ſein müſſen, daß die Aufklärung der Brüder ſtufenweiſe bewirkt werde.

Sonach entſtehen durch die Reiſenden in Deutſchland mehrere tauſend Logen, die alle Ein Band zuſammenhält. Logen, welche von Vorſtehern regiert werden, heißen Tochterlogen. An Orten, wo ein Diöceſan iſt, erwachſen Mutterlogen.

Alle Logen haben nicht mehr als drei Grade, zu welchen nur langſam fortgeſtiegen werden kann.

Das Ritual iſt:

1) Im ſchönſten Lichte J. H. S. an der Wand im Rücken des Meiſters von kleinen brennenden Lampen gebildet.

2) Ein Tiſch vor dem Meiſter, worauf ein Todtenkopf ſtehet, aus welchem Roſen oder andere Blumen hervorblühen, als ein Symbol der Unſterblichkeit.

3) Vor dem Todtenkopf ein Teller mit Brod und Wein.

Es iſt das ganz alte Ritual.

Der Meiſter hat als Vorſteher an ſeinem Orte zugleich die Leſebibliothek zu beſorgen, er thue es ſelbſt oder durch einen andern dazu ſchicklichen Mann; ſo wie den Bücherdebit. Es muß daher jedes Mitglied der Loge auch Mitglied der Leſegeſellſchaft ſein, obgleich nicht umgekehrt. Denn in die Leſegeſellſchaft wird jeder Liebhaber nützlicher Kenntniſſe aufgenommen. Und es ſoll dieſe Leſegeſellſchaft ein ſpecielles Objekt für den Meiſter und alle Brüder ſein, daß ſie da die Menſchen beobachten, ihren Geſchmack bemerken, auf die Sitten ſehen u. ſ. w. um die beſten Menſchen darunter nach und nach zur Loge zu ziehen.

Wenn in der Leſegeſellſchaft ein Menſch entdeckt wird, welcher einer nähern Verbindung mit der Union würdig ſcheint, ſo nimmt ein Bruder, der am ſpeciellſten ihn kennt, Gelegenheit, ihn allein zu ſprechen, und das Geſpräch auf die Maurerei zu leiten, ihm von wichtigen Vortheilen vorzureden, kurz, es dahin zu bringen, daß er ſelbſt den Wunſch äußert, aufgenommen zu werden. Wenn man Sehnſucht merkt, ſo ſtellt man

ſich, als wenn man ihm eine Adreſſe verrathen wolle, unter welcher er mit einer Bittſchrift an den Großmeiſter gelangen könnte: er müſſe aber Zeugniß ſeines moraliſchen Werthes beilegen; Koſten habe er nicht. Nun giebt er ihm die Adreſſe an den Diöceſan, und dieſer ſchickt ihm den Eid der Verſchwiegenheit zur ſchriftlichen Ausſtellung zu. Hat er den geleiſtet, ſo erhält er einen Brief, worin er an den Meiſter gewieſen wird, als welcher nun Befehl habe, ihn aufzunehmen. Und nun erfährt er erſt, daß an ſeinem Orte eine Loge war.

Wenn ein Bruder lange im erſten Grade war, und unruhig wird, daß er den zweiten noch nicht erhalten kann, ſo muß ihn der Meiſter mit Folgendem hinhalten: 1) daß er wahrſcheinlich noch Unvollkommenheiten an ſich habe, welche die abweſenden Oberen wüßten. Er müſſe daher ſich ſelbſt unterſuchen, und vertraute Brüder um offenherzige Anzeige derſelben bitten, und dann verſuchen, ſie abzulegen. 2) Daß er doch immer ſchon ein glücklicher Mann ſei, durch ſeine Verbindung mit dem beſſern Theile der Menſchheit, in welcher er fürs irdiſche Leben geborgen ſei, indem ihm als Maurer nie eine wahre Noth zuſtoßen könne, in welcher er erliegen müſſe. In der Brüderſchaft ſei kein Unglücklicher ohne Hülfe. 3) Er werde mit der Zeit von dieſer Geborgenheit mehr überzeugt werden, wenn er die weiſen und mächtigen Brüder werde kennen lernen, mit denen er in der weiten Welt verbunden lebe.

In der Folge kann auch für ſolche Brüder der geheime Operationsplan umgeſchrieben werden, ſo daß die Namen, Union, Meſopoliten ꝛc. in Maureriſche Namen der drei Grade verwandelt werden. Und dieſen Plan kann dann der Vorſteher, wie im engſten Vertrauen, einem ſolchen Bruder ſtückweiſe vorlegen und ſich ergötzen laſſen. Denn es iſt für unſern Zweck genug, wenn ſolche Brüder nur nichts von Union, ihrem letzten Zweck, ihrem Centrum und deſſen Geſchäftsverwaltung zu hören und zu ſehen bekommen; damit die Union eine ecclesia invisibilis bleibe, und eben dadurch unverrathen und unzerſtörlich werde.

Sonach erfährt kein Bruder des erſten Grades mehr, als daß eine Loge an ſeinem Orte exiſtirt, und daß der und der — Großmeiſter iſt. Von allen andern Logen, und noch weniger von der Union als dem großen Bande aller Maurerei, hört er keinen Laut. Und das Publicum des Orts hört und erfährt weiter nichts, als daß hier eine Leſegeſellſchaft iſt, bei der man nicht nur leſen, ſondern auch alle Bücher für wohlfeilen Preis verſchrieben bekommen kann, welche man nur verlangen mag;

ohne zu wiſſen, daß die Leſegeſellſchaft in irgend einer weitern Verbindung ſteht.

Nachſchriften.

1) Vorjetzt alſo, und in der erſten Epoche, arbeiten wir alle blos auf Werbung, ſo

a) daß wir nachſehen, wo noch Städte ſind, in denen kein Bruder iſt, daß wir da einen anwerben, und zum Fortwerben verpflichten.

b) daß wir alle Stände, inſonderheit Schriftſteller, Poſtmeiſter und Poſtſecretärs, Buchdruckerherren und begüterte Perſonen an uns ziehen.

2) Beim Eintritt begüterter Perſonen kann man zu verſtehen geben, daß man ein freiwilliges Geſchenk für die Reception annehme, zur Sammlung eines Fonds. Dieſes Geſchenk und deſſen Valuta notirt der Receptus eigenhändig unter ſeinen Eid, und wird mit dem Eide an den Diöceſan geſandt, der es, wie den Koſtenbeitrag-Thaler, kontrollirt, und von da ans Centrum ſchickt.

3) Jeder Diöceſan hat das Recht, das Centrum ſchon jetzt zu bereiſen, und Einſicht in Rechnungen und alle Geſchäfte zu fodern.

4) Künftig, wenn alles Maurerei iſt, kann die Union auch für Erreichung der höhern Grade, nach Proportion des Vermögens des Recipiendi, Geld nehmen, deſſen Quantum von der Centralſynode, die den Grad ertheilt, vorgeſchrieben wird.

5) Endlich — bemerken Sie, würdigſte Diöceſane! — daß, ſobald die Werbungsepoche vorüber iſt, und die ächten und unächten Brüder geſchieden ſind, im Publicum auf allerlei Art, ernſthaft und ſpöttiſch, ausgeſagt werden muß, die Union ſei eines frühen Todes geſtorben.

6) Die Diöceſane ſind nun die Häupter der Union, und ſenden jetzt ihre Zweifel und Verbeſſerungsvorſchläge über dieſe beiden Plane ein; damit es einſt ihr Plan werde, der durch gemeinſchaftliche freie Berathung entſteht und von allen beſtätigt wird.

Bald aber lief ein Brief von Knigge ein folgenden Inhalts:

Verehrungswürdige Männer,

Beſchuldigen Sie mich keiner Nachläſſigkeit, keiner Lauigkeit. Ich bin oft unpäßlich, habe kleine Reiſen gemacht, muß 8 Stunden des Tages dem Unterrichte der Kinder widmen, habe dabei viel Verdruß und Arbeit bei Regulirung meiner hieſigen ökonomiſchen Geſchäfte, muß mich mit Advocaten und andern Schelmen herumzanken, habe einen ausgebreiteten Briefwechſel, literäriſche Geſchäfte, und kurz! — ich bin nicht Meiſter über meine Zeit, kann alſo für die Verbindung nicht ſo thätig ſein, als ich wünſchte; denn an gutem Willen für die gute Sache fehlt mir es nie. Hiervon glaube ich Ihnen die beſte Probe dadurch geben zu können, daß ich fortfahre, mit der ungeheucheltesten Offenherzigkeit über die Schwierigkeiten zu reden, welche ich von allen Seiten ſich Ihrem Plan entgegendrängen ſehe. Ob ich meine Gedanken werde gehörig ordnen können, weiß ich nicht; ich muß es hinſchreiben, was mir gerade über dieſen Gegenſtand, über welchen ich ſehr oft nachdenke, einfällt.

Kurz nachher, als ich den Revers der Verſchwiegenheit für Sie unterſchrieben hatte, reiſte ich nach Braunſchweig, um einige herrliche Köpfe für die Union zu gewinnen. Ich ſpeiſte — es war in der Meßzeit — Abends bei einem Freunde mit verſchiedenen einheimiſchen und fremden Gelehrten, noch ehe ich mich einem einzigen eröffnet hatte. Die Wörter: „Deutſche Union" und „XXII.", die ich an einem Ende der Tafel erſchallen hörte, machten mich aufmerkſam. Ich fragte, und nun vernahm ich mit großem Befremden, daß man von einer Sache, die ich als ein heiliges Geheimniß bewahrte, inter pocula et coram mulieribus, laut und in ſehr leichtfertigen Ausdrücken redete. Man ſagte: „Das Ganze ſei eine Anſtalt von Herrn Dr. Bahrdt in Halle;" mit Bitterkeit und Intoleranz fuhr man nun über Plan, Zweck und Mittel der Union her. Man zergliederte die (vermuthlich doch auch unter dem Siegel der Verſchwiegenheit den Spöttern mitgetheilten) gedruckten Stücke, und verſicherte, daß in Berlin, Braunſchweig und an andern Orten die Gelehrten, ſelbſt die, deren Namen auf dem Verzeichniſſe ſtänden, nicht Theil an der Verbindung nehmen würden. — Ich ſchwieg, mußte aber unverrichteter Sache von Braunſchweig abreiſen. Kaum war ich hier angekommen, ſo trat ein Freund zu mir, und eröffnete mir: „es ſei einem angeſehenen Manne der Antrag gemacht worden, ihn in die Deutſche Union aufzunehmen, und habe ihn desfalls an mich ge-

wieſen. Er habe aber nicht nur keine Luſt, dieſem Bunde beizutreten, ſondern warne vielmehr davor." — Theuerſte Brüder! Ich muß Sie dringend bitten, meinen Namen als Theilnehmer gegen niemand zu nennen. Nicht nur bin ich, wenn derſelbe bekannt wird, weniger im Stande, mit ſicherm Erfolg zu wirken, ſondern es ſchadet auch der guten Sache. Sobald ich ins Spiel komme, ſo glaubt man, es ſei meine Abſicht, unter fremdem Gewande den Illuminaten-Orden fortzuſetzen. Folglich hab' ich da ſchon tauſend gegen mich. Meine öffentliche Erklärung gegen geheime Verbindungen hält man nur für einen jeſuitiſchen Kunſtgriff; die Anhänger gewiſſer Syſteme wittern ein neues Freimaurer-Syſtem, welches ihren Finanz-Operationen entgegenarbeiten könnte; die Roſenkreuzer, die mich eben nicht ſehr lieben, regen alles auf. Meine ehemaligen vielfachen politiſchen, literäriſchen und Ordensverhältniſſe haben mir manche Feinde erweckt. Alle dieſe ſchlagen ſich nun zu der Parthei gegen die Union. — Und kurz! ſchon jetzt ſehe ich meine Wirkungskraft zum Beſten der Geſellſchaft, wenigſtens was ihre Ausbreitung betrifft, ſehr gehemmt. Allein es iſt dies nicht das Einzige, was ich auf dem Herzen habe. Bei dem Plane ſelbſt fallen mir manche Bedenklichkeiten ein, die ich für Pflicht halte, Ihnen, würdige Freunde! zu eröffnen.

Gegen alle Operationen geheimer Verbindungen iſt das Publicum heut zu Tage mißtrauiſch. Man argwöhnt Finanz-Operationen, Despotismus, Religionsuntergrabung, und dergleichen. Wollen wir etwas ausrichten, ſo müſſen wir in Form und innerm Werthe uns vor allen andern Verbindungen auszeichnen.

Unſere Gegenſtände müſſen groß, wichtig, für die ganze Menſchheit intereſſant, Erforſchung der Wahrheit, Sieg der Tugend und Redlichkeit, Beförderung der Sittlichkeit, Freiheit, Einfalt und Mäßigkeit, Flor der Wiſſenſchaften, Ermunterung des verkannten Talents ſein! Unſre Mittel müſſen das Licht nicht ſcheuen dürfen und müſſen fern von allem Despotismus ſein. Dies vorausgeſetzt, ſo erlauben Sie mir folgende kleine Bemerkungen. Ich glaube nicht, daß jetzt mehr als jemals der Strom des Aberglaubens und der Dummheit einzubrechen droht. Der Narren und der Schurken ſind von jeher in der Welt mehr geweſen, als der Weiſen und Edlen. In dieſem Zeitalter nun, wo jedermann aus voller Bruſt ſeine Lehren expectoriren darf, wird daher mehr Unſinn als Weisheit ausgerufen, ſo wie da, wo freier Handel iſt, mehr Schwefelhölzer als Goldſtangen verkauft werden; allein das be-

weiſt doch nicht, daß jetzt ein Säculum ſei, wo man ungeſtört Schwefelhölzer für Goldſtangen ausgeben könnte. Es war von jeher alſo, und wird immer ſo ſein. Einzelne Verbindungen unter den Beſſern werden nie eine Vogelhecke für Weisheit und Tugend anlegen können. Alles, was in ihrer Macht ſteht, iſt, dafür zu ſorgen, daß ſie von den übrigen kreiſchenden Vögeln nicht gar zu ſehr überſchrieen, von Raubvögeln nicht verfolgt werden, ihren ſchönen Geſang nicht verlernen, die verſteckten himmliſchen Sänger aufſuchen, und die Augenblicke nützen, wo jene ſchlafen, um dann ihre Harmonie mit dieſen anzuſtimmen. Drei Kanarienvögel werden aber einen Trupp Gänſe nie weder überſchreien können, noch wollen, und nun gar dieſe abrichten oder nothzüchtigen zu wollen, um mit ihnen zu hecken und Baſtarde zu zeugen — das geht nicht.

Deswegen nun halte ich alle Operationen, um den Thoren und Schurken das Maul zu ſtopfen und ſie auszurotten, für unnütz und unerlaubt. Jedermann muß in dieſer Welt das Recht haben, ſoviel Unſinn ſagen und ſchreiben zu dürfen, als ihm beliebt. Die Wahrheit darf nur durch Ueberzeugung ſiegen, bei denen, die Sinn dafür haben, nie ſich ein Monopolium zu verſchaffen ſuchen, und zwar dies deswegen, weil

1) ein ſolches Monopolium früh oder ſpät gemißbraucht wird, weil dann die Menſchen ihre Vorurtheile, Privatmeinungen und ihren Ehrgeiz (wer iſt von dieſem Allen frei?) an die Stelle der Wahrheit ſetzen, und dann iſt man ſchlimmer daran, als unter dem Drucke der Schafsköpfe.

2) Weil das ſicherſte Mittel, den Irrthum zu verewigen, und der Bosheit Gelegenheit zu geben, einen feſten Gegenplan anzulegen, dieſes iſt, wenn man aus der großen Mutter-Kirche der Narrheit eine ecclesiam pressam macht. Hiervon bin ich ſo ſicher überzeugt, daß ich ſelbſt bekenne: So ſehr ich manche Partheien ehemals verachtet habe, ſo ſehr fühl' ich mich zuweilen geneigt, jetzt ihre Vertheidigung zu übernehmen, ſeit Jeder Beruf zu haben glaubt, einen Stein auf ſie zu werfen.

2) Weil wirklich keine Frage ſchwerer zu beantworten iſt, als die: „Was iſt Wahrheit?“ Sie muß durch Raiſonnement pro et contra aufgelöſt werden.

Ich glaube alſo, daß wir weiſe handeln, wenn wir uns über Grundſätze vereinigen, dieſe mit Klarheit und ohne Leidenſchaft unermüdet lehren, empfehlen, ausbreiten, dafür kämpfen, uns unterſtützen, befördern, uns einander auf den Leuchter zu ſtellen ſuchen, andere edle

Menſchen aus dem Staube hervorziehen, über Unſinn laut lachen; aber Jedem erlauben, ſich für eben ſo klug zu halten und auch ſeine Waaren zu Markte zu bringen, auszupoſaunen und zu vertheidigen.

Nun was die Freimaurerei betrifft! Dies Federwerk iſt ſehr abgenutzt. Die Hieroglyphen ſind allgemein bekannt, und die Ceremonien hundertmal gedruckt. Schwerlich würde es uns gelingen, einem neuen Zweige dieſes Ordens Glauben und Anhang zu verſchaffen. Doch käme freilich es darauf an, ob Sie eine neue, wichtige Erklärung der Sinnbilder und Gebräuche zu geben, oder einen ächten Urſprung zu beweiſen im Stande wären, und in dieſem Falle würde es in der That nicht ſchwer halten, bald aller Orten feſten Fuß zu gewinnen.

Vortrefflich ausgedacht ſcheint mir der Plan, auf einmal auszuſprengen, die Union ſei nicht zu Stande gekommen, und dann erſt die Beſſern und Sichern enger zu vereinigen.

Den Buchhandel an uns zu ziehen, dabei ſehe ich unüberſteigliche Hinderniſſe vor uns. Die Buchhändler, welche einmal im Beſitze und Rufe ſind, werden ſich nicht unter unſre Direction geben, und die jungen Anfänger, die wir etwa gewinnen könnten, werden von jenen Soſiern unterdrückt werden.

Das Mittel, unter dem Schleier von Leſegeſellſchaften u. dgl. in allen Städten zu wirken, kommt mir ſehr zweckmäßig, ſo wie überhaupt alle Mittel, welche, ohne Aufſehen zu erregen, und ohne gegen Andre intolerant zu verfahren, dahin führen, Grundſätze der Vernunft und Rechtſchaffenheit auszubreiten.

Als ich noch in den Rheingegenden lebte, da ſtand ich unmittelbar mit manchen Fürſten-Höfen in Verbindung. Es würde mir ein Leichtes geweſen ſein, einen von den Erden-Götterlein zu bewegen, ſich als Protector an die Spitze einer ſolchen Anſtalt zu ſtellen. Schriftlich läßt ſich dergleichen nicht wohl verhandeln, und in dieſen Gegenden, wo ich ſeit 1½ Jahren wohne, iſt nichts dergleichen zu thun. Allein ich kann Ihnen zwei Fürſten namhaft machen, bei denen ein irgend geſchickter Negociateur gewiß keinen Fehlſchritt wagen würde, um ſie für eine gute Sache zu gewinnen. Der eine iſt der Landgraf von Heſſen-Homburg, der warm für alles Edle und Gute, mit allen Tugenden eines Privatmannes ausgerüſtet, aber arm und ein Feind von allen Winkelgängen und verdächtigen Mitteln iſt. Der andre wäre der ſehr verkannte Fürſt von Naſſau-Saarbrück — ein feiner, verſtändiger, thätiger Mann ohne Vorurtheil, und leicht zu allen Unternehmungen zu bewegen, die einen

vernünftigen Zweck haben, und nicht zu großen Unkoſten verleiten; denn er iſt ſparſam.

Und nun etwas über Vertrieb der Schriften, Beförderung der Pränumerationen u. ſ. f. Ich muß hier wieder ganz aufrichtig reden. Die mehrſten Männer von Geſchäften ſind in dem Falle wie ich. Es wird mir wöchentlich eine Menge von Pränumerationsplanen, Ankündigungen u. dgl. zugeſchickt. Viel in Geſellſchaft zu gehen, dazu habe ich keine Muße. Ich kann alſo weiter nichts thun, als in einem öffentlichen Blatte bekannt machen, daß ich Pränumeration auf dies oder jenes annehme, und dann geſchieht es denn mehrentheils, daß, wenn das Werk nicht vorzüglich wichtig, der Name des Verfaſſers nicht ſehr berühmt, oder der Pränumerationspreis gegen den zu erwartenden Ladenpreis nicht äußerſt geringe iſt, ſich niemand bei mir meldet, um ſo mehr, da ſolcher Ankündigungen eine ungeheure Menge erſcheinen. Dies Gewerbe würde uns überhaupt ſehr weit führen, viel Zeit unnütz wegnehmen und unſern Kredit ſchwächen, wenn wir, wie es doch wohl oft der Fall ſein würde, aus Gefälligkeit den Debit mittelmäßiger Werke beförderten. Am Ende empfehlen und vertreiben ſich ja gute Werke auch von ſelber; die Buchhändler honoriren die Arbeiten berühmter Schriftſteller nicht ſo ſchlecht, als man es ihnen nachſagt. Nur bei beſondern einzelnen Fällen, wenn ein großer, noch nicht in der literariſchen Welt bekannter Kopf öffentlich auftreten wollte und Unterſtützung bedürfte, oder wenn ein Nachdruck bald zu beſorgen wäre, und dann, dächt' ich, ſollten wir durch Sammlung von Pränumeranten zu Hülfe kommen. Auch würden dann dieſe Empfehlungen von größerm Gewicht ſein, wenn ſie ſeltner kämen. Mir gehen wahrlich ſchon jetzt die Leute aus dem Wege, ſobald ſie ſehen, daß ich einen gedruckten Zettel aus der Taſche ziehe, obgleich ich nie etwas auf Pränumeration habe drucken laſſen, als meine Clavier-Solo's.

Sehen Sie, würdige Männer! das ſind meine Gedanken über dieſen Gegenſtand, mit aller Offenherzigkeit geſagt! — beſtimmen Sie nun darnach, in wie fern Sie mich für die Verbindung brauchbar finden, oder nicht! Ich bin von ganzem Herzen

Der Ihrige

Knigge.

Nicht lange, ſo erſchien eine Schrift „Mehr Noten als Text", in welcher das Treiben oder vielmehr das Wollen der Union aufgedeckt wurde; der Rath Bertuch in Weimar, der ſich anfänglich für die Union

verwandt hatte, erklärte in dem Intelligenzblatte der Jenaiſchen Literatur-zeitung, daß er kein Mitglied der Deutſchen Union ſei, bald ließ der Oberamtmann Bartels durch eine gleiche Erklärung die Union im Stich, gar Viele genirten ſich, daß ſie auf der Liſte der Mitglieder geſtanden: und die Geſellſchaft für Aufklärung ging mit derſelben Schnelligkeit zur Ruhe, mit welcher ſie ſich erheben zu wollen geſchienen hatte. Als ſie ſchon todt war, wurde die Unterſuchung gegen Dr. Bahrdt wegen des Luſtſpiels „das Religionsedikt“ mit einer Unterſuchung wegen Stiftung der Deutſchen Union verbunden. Den Erfolg jener Unterſuchung kennen wir ſchon.

Bibliothek

der

Deutſchen Aufklärer

des achtzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

Martin von Geismar.

II.

Johann Auguſt Eberhard's Neue Apologie des Socrates.

Leipzig: Otto Wigand.

Eigenthum der Vereins=Verlagsbuchhandlung.

1846.

Johann Auguſt Eberhard's Neue Apologie des Socrates.

Kaum war der „Beliſar" des Marmontel erſchienen, als die franzöſiſchen Theologen unterſuchten, ob der Inhalt deſſelben auch mit dem reinen und orthodoxen Syſtem übereinſtimme. Sie unterſuchten mit der Ueberzeugung, Ketzereien zu finden: und ſiehe da, das funfzehnte Kapitel jenes Romans enthielt eine vermeſſene Ketzerei: es wollte behaupten, daß die tugendhaften Heiden nicht in den Augen des höchſten Weſens verworfen ſeien. Die Sorbonne regte ſich: Marmontel verſuchte, das Gewitter, welches er in der Ferne aufſteigen ſah, abzulenken. Er ließ ſich mit dem Herrn Riballier, Doctor der Sorbonne, in Briefwechſel und Unterhandlungen ein, allein alle Herablaſſung und Gelehrigkeit des Philoſophen war nicht im Stande, den Doctor zu gewinnen. Es erſchien ein Examen du Belisaire de M. Marmontel und bald darauf Pièces relatives à l'Examen per M. de Legge; beider Bücher Autorſchaft legte das Gerücht dem Dr. Riballier bei, das letztere enthält verſchiedene kleine Schriften, Briefe und dergleichen, die zwiſchen Riballier und Marmontel und zwiſchen Voltaire und Marmontel gewechſelt worden waren. Marmontel gab eine Apologie unter dem Titel Exposé des motifs, qui m'empêchent de soucrire à l'intolérance civile heraus, und hiergegen erſchien bald eine Reponse à l'Apologie de Mr. Marmontel.

Nach dieſem vorläufigen kleinen Kampfe rückte endlich die Sorbonne mit ihrer mächtigſten Waffe, der Verdammung, ins Feld; ſie publicirte: Les 37 vérités opposées aux 37 impiétés de Belisaire. Aber die witzigen Köpfe der Franzöſiſchen Nation ließen dieſe Gelegen-

heit nicht vorbei, um der Sorbonne auf das Empfindlichſte wehe zu thun und ihrem Anſehen bei dem klügern Theil der Nation einen tödtlichen Stoß beizubringen. Die Sorbonne erlag unter der Menge von Spottſchriften und witzigen Parodieen, die gegen ſie herauskamen. Die bloße Gegeneinanderſetzung ihrer rechtgläubigen Meinung gegen die Sätze Marmontels war gerade dasjenige, was ſie am meiſten zu Boden ſchlug. Man fand, daß, indem die Sorbonne z. B. den Satz verdammt hatte (Prop. XI) „Iſt es nöthig, daß es ſo viele Verworfene gebe?" man nothwendig den entgegenſtehenden Satz annehmen mußte: „Es iſt gut, daß es viele Verworfene gebe."

Es ſchien nun, als fühle es die Sorbonne, daß ſie durch die unbedachtſame Bekanntmachung der 37 Wahrheiten ihr Anſehen aufs Spiel geſetzt habe, es ſchien, als wollte ſie gern ihre Schande verbergen. Sie unterdrückte die erſte Verdammung, trat aber auch zugleich mit einer andern hervor, welcher ſie den Titel gab: Censure de la faculté de Theologie de Paris contre le livre, qui a pour titre, Belisaire; und hier ſetzte ſie die verdammten 37 Sätze auf 15 herab.

Der Kampf zog ſich auch nach Holland herüber. Peter Hofſtede, erhob ſich zuerſt gegen den Beliſar in einer holländiſchen Schrift, welche 1769 in Deutſcher Ueberſetzung erſchienen iſt: „Des Herrn Marmontel's herausgegebner Beliſar beurtheilt, und die Laſter der berühmten Heiden angezeigt, zu beweiſen, wie unbedachtſam man dieſelben ihrer Tugend wegen ſeelig geprieſen, von dem Herrn Peter Hofſtede, Prediger zu Rotterdam." Dieſes Buch enthält nichts als eine lange Liſte von Laſtern der würdigſten Männer des Alterthums. Dieſe zuſammen zu ſuchen und aneinander zu reihen, die koſtbaren Denkmale von Rom und Griechenland durchzuleſen, nicht um ſich an ihren Schönheiten zu ergötzen, bei ihrem Lichte ſich zu erleuchten und an ihrem Feuer ſich zu erwärmen, ſondern um darin Anklagen gegen ihre Urheber zu ſammeln und ſie als die elendeſten unter den menſchlichen Geſchöpfen darzuſtellen, das hatte ſich der holländiſche Theologe zur Aufgabe geſtellt. Man ſtelle ſich einen Mann vor, der einen Haufen Angeklagter vor ſich hat, die er ſtrafbar finden will. Kein lang erworbner Ruhm, kein allgemein eingeſtandenes, unbeſtrittnes Verdienſt, kein vortheilhaftes Zeugniß, nichts kann ihn zur Nachſicht bewegen. Jedem Umſtande, der den Angeklagten zu ſtatten kommen könnte, giebt er eine ungünſtige Auslegung, jede Entſchuldigung ſucht er durch eitele Schwierigkeiten zu entkräften, um ungehindert zu einer gänzlichen Verurtheilung ſchreiten zu können.

Und dieſe Verurtheilung ſpricht er mit kalter Unempfindlichkeit aus; kein menſchliches Achſelzucken über das Schickſal dieſer Unglücklichen begleitet, kein Ach der Wehmuth und des Mitleids unterbricht ſeinen Richterſpruch, den er nicht in der feierlichen Sprache der Geſetze, ſondern in einem witzelnden, ſpottenden, hohnlächelnden Tone ausſpricht. Den witzigen Ton hatte nämlich Herr Hofſtede mit Willen angenommen, damit es, wie er in ſeiner Vorrede ſagte, „erhellen ſolle, wie die Franzoſen eben ſo wenig in Sachen des Witzes untadelhaft ſeien, als man ihnen in theologiſchen Sachen trauen dürfe.“

Herrn Hofſtede's Verwerfungs-Urtheile waren vor allem gegen Socrates gerichtet geweſen. Er hatte alle alten und neuen Beſchuldigungen gegen dieſen Weltweiſen hervorgeſucht, Zeugen aus allen Zeitaltern, Völkern und Religionspartheien gegen ihn aufgeſtellt, zweideutige Winke durch die gehäſſigſte Auslegung zu förmlichen Beweiſen ausgedehnt und die unſchuldigſten Handlungen in die größten Laſterthaten verwandelt. Gegen dieſen einen Punkt wendete ſich vor allem der remonſtrantiſche Prediger Nozemann in ſeiner Schriſt „Sokrates Eere gehandhaefd“ (gerettete Ehre des Socrates), worin er den Zeugniſſen der Alten, welche Hofſtede nach ſeiner vorgefaßten Anſicht ausgelegt hatte, die gehäſſige Interpretation nahm. Hofſtede ſchwieg nicht, er publicirte:

„Die gegen den Herrn Nozemann und Andre Vertheidigte Beurtheilung des Beliſarius, vornämlich in Hinſicht auf Socrates, nebſt Beweiſe, daß die vornehmſten Heiden in Betracht ihrer Tugend kein Gegenſtand der göttlichen Barmherzigkeit haben ſein können.“ (De Beoordeling van den Belisarius, voornamelyk met Betrecking tot Socrates, tegen den Heer C. Nozemann en andere verdedigt etc. Roterdam 1769.) Nozemann antwortete durch das „zweite Stück der geretteten Ehre des Socrates.“

Johann Auguſt Eberhard übernahm es, die Frage über die Seligkeit der Heiden, deren Beantwortung in Frankreich begonnen, in Holland in der Mitte des Weges zum Ziele verlaſſen worden ſei, nunmehr in Deutſchland einer gründlichen und allſeitigen Löſung entgegen zu führen. Er edirte die „Neue Apologie des Socrates, oder Unterſuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden[1].“

1) Johann Auguſt Eberhard wurde am 31. Auguſt 1738 zu Halberſtadt geboren. Nachdem er, ſeit 1756, in Halle Theologie ſtudirt, dann Hauslehrer bei dem Frei-

Der Gedankengang in dieſer Schrift iſt folgender: Es iſt lange ein Grundſatz in der römiſchen Glaubenslehre geweſen, daß außer der Kirche keine Seligkeit ſei. Dieſer Grundſatz ſelbſt iſt bei der Glaubensverbeſſerung unverändert ſtehen geblieben; nur daß man dem Worte Kirche eine andere Bedeutung beigelegt hat. Anſtatt den Glauben an die Ausſprüche eines ſichtbaren Oberhaupts für die erſte Bedingung der Seligkeit feſtzuſetzen, hat man von den Gliedern der Kirche die Annehmung aller Glaubensartikel, die ſich auf die recht erklärte Schrift gründen, zur Seligkeit erfordert. Hiebei war nun nichts natürlicher, als daß die außerchriſtlichen Völker, wie zuvor, von der Seligkeit ausgeſchloſſen blieben. Sowohl Luther als Calvin haben ſich ausdrücklich gegen die Seligkeit der Heiden erklärt. Außer daß es bei dem erſten als eine nothwendige Folge in ſeinem Lehrbegriff über die natürlichen

---

herrn von Horſt, ſpäter Conrector und zweiter Prediger an der Hospitalkirche zu Halberſtadt geweſen war, ging er nach Berlin, wo er eine Predigerſtelle bei dem Arbeitshauſe annahm. Im Jahre 1772 gab er (Berlin und Stettin bei Nikolai) die „Neue Apologie des Socrates“ heraus. Als ihn darauf Friedrich II. zum Prediger in Charlottenburg machen wollte, fand er bei der dortigen Gemeinde ſo viele Schwierigkeiten, daß er ihm bald eine Profeſſur der Philoſophie in Halle gab. Eberhard ward nach und nach Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, Geheimerath, endlich im Jahre 1808 Doctor der Theologie. 1809 ſtarb er. — Seine Neue Apologie des Socrates iſt mehrfach aufgelegt. Die erſte Ausgabe erſchien in einem Bande (512 Seiten). Eine zweite Ausgabe in zwei Bänden erſchien, 1776 der erſte Band, 1778 der zweite Band. Eine dritte Ausgabe 1788. — Bedeutendere Schriften von ihm ſind ſonſt noch: 1) Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens, eine Abhandlung, welche den von der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin auf das Jahr 1776 ausgeſetzten Preis erhalten hat (und in Folge deren er Mitglied der Akademie wurde) Berlin 1776. 2) Sittenlehre der Vernunft. Berlin 1781. 3) Vorbereitung zur natürlichen Theologie, Halle 1781. 4) Amyntor, eine Geſchichte in Briefen, Berlin 1782. 5) Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften, Halle 1783. 6) Allgemeine Geſchichte der Philoſophie, zum Gebrauch akademiſcher Vorleſungen, Halle 1788. 7) Vom Jahre 1788 gab er ein Philoſophiſches Magazin heraus, jährlich vier Stücke, vom Jahre 1792 ein Phiſophiſches Archiv. 8) Ueber Staatsverfaſſungen und ihre Verbeſſerung. Ein Handbuch für teutſche Bürger und Bürgerinnen aus den gebildeten Ständen; in kurzen und faßlichen Vorleſungen über bürgerliche Geſellſchaft, Staat, Monarchie, Freiheit, Gleichheit, Adel und Geiſtlichkeit, erſtes Heft Berlin 1793, zweites Heft 1794. 9) Kurzer Abriß der Metaphyſik mit Rückſicht auf den gegenwärtigen Zuſtand der Philoſophie, Halle 1794. 10) Verſuch einer allg. Deutſchen Synonymik, 6 Bände, Halle 1795—1802. 11) Handbuch der Aeſthetik, vier Bände, Halle 1803—5. 12) Geiſt des Urchriſtenthums, 3 Bände, Halle 1807—8. —

Kräfte des Menſchen liegt, ſowie er ihn in ſeinem Buche gegen den Erasmus vorgetragen hat, ſo hat er ſich auch an verſchiedenen Orten ſehr hart darüber ausgedrückt. Man leſe z. B.

Luthers Ausleg. des 1. Pſalms im 2. Th. ſ. deutſch. Werke nach der Altenb. Ausg. S. 522. a. „Doch ſo viel ihrer ſind, haben ſie alle geirret, daß ſie nicht gewußt noch verſtanden haben, was rechte Seligkeit iſt; ſonderlich aber die am allermeiſten, ſo mit höchſtem Ernſt darnach geſpüret und getrachtet haben, als die Philoſophi, unter welchen die fürnehmſten und trefflichſten geſagt haben: Seligkeit ſei, wenn ein Menſch Tugend lieb habe, ſich fein eingezogen halte, und äußerlich einen züchtigen ehrbaren Wandel führe. Dadurch ſie auch für andern unſeliger worden ſind, und ſich alſo der Güter beide dieſes gegenwärtigen und zukünftigen Lebens beraubt haben.“

So kam die Lehre von der Verwerfung der Heiden in die Lehrbücher ſeiner Nachfolger mit Beſtimmungen, die nicht härter ſein können. Hülſemann z. B. erklärt ſich ſogar über die Verwerfung der unmündigen Kinder, ja der Embryonen, auf eine Art, die nothwendig alle Heiden, als ſolche, zur Verdammniß beſtimmen muß. Kinder, die kaum das Tageslicht erblickt, Embryonen, die noch in dem Schooße ihrer Mutter ſchlafen, ſind nach ihm ſchon zu ewigem Glück oder zu ewigem Elend erſehen, und unter denſelben werden blos die Kinder gläubiger Eltern, das iſt: ſolcher, die in der wahren Kirche leben, der Seligkeit theilhaftig.

Sobald aber dieſe Meinung einmal in den theologiſchen Schulen eingeführt war: fing man auch an, darauf bedacht zu ſein, wie man ſie mit Gründen unterſtützen könne. Inſonderheit kam es darauf an, die Eigenſchaften Gottes bei einem ſolchen Rathſchluſſe der Verwerfung zu retten. Man mußte nämlich zeigen, wie das höchſte Weſen, ſeiner Gerechtigkeit unbeſchadet, einen ſo großen Theil des menſchlichen Geſchlechts zu ewigem Elend verurtheilen könne, ohne ihm die Mittel an die Hand zu geben, dieſem Elend zu entgehen. Einer der vornehmſten Gründe, womit man ſich ſo lange befriedigt, iſt ſchon von dem H. Thomas von Aquino vorgetragen, und nach ihm oft wiederholt worden. Die Seligkeit beſteht nämlich der Meinung dieſes ſeraphiſchen Lehrers nach in dem Anſchauen Gottes. Dieſes Anſchauen iſt der menſchlichen Seele nicht natürlich; folglich iſt die Seligkeit ein außerordentliches Gnadengeſchenk; ein Geſchenk aber hängt von der Freigebigkeit des Gebers ab; man kann ſich alſo nicht beklagen, wenn er das, was er andern giebt, uns zu ver-

ſagen, für gut findet. Wenn es aber hinreichend iſt, zu ſagen, daß das höchſte Weſen den Menſchen eine Seligkeit, die es ihnen entzieht, nicht ſchuldig ſei: ſo kann man dieſen Grundſatz auch auf die Chriſten ausdehnen, und ihre künftige Glückſeligkeit wird nicht viel ſichrer dabei ſein, als die Seligkeit der Völker, die nicht Chriſten ſind. — Vor allem aber iſt zu ſagen, daß der Begriff der Seligkeit, als eines Geſchenkes Gottes und die Gewißheit der Erlangung derſelben, weil man wohl gelebt, ſehr wohl neben einander beſtehen können. Der Inbegriff aller unendlichen Vollkommenheit, kann ſeinem Geſchöpf keine Glückſeligkeit vorenthalten, deren es fähig iſt, und deren es ſich nicht ſelbſt unwürdig macht. „Iſt meine Seligkeit, kann ein Socrates mit Zuverſicht ſagen, iſt meine Seligkeit ein Geſchenk deiner Hand, du Vater der Geiſter, wohl mir! dann bin ich derſelben gewiß, wenn ich hienieden von den Gaben, die du mir verliehen haſt, einen gewiſſenhaften Gebrauch gemacht habe. Denn die Ertheilung deiner Geſchenke hängt nicht von Eigenſinn, nicht von Partheilichkeit, ab, ſie ſind alle unſer, wenn es Geſchenke ſind, die ſich für uns ſchicken, und wenn wir ſie nicht ſelbſt verſchmähen."

Sollte alſo durch dieſen Satz, die Seligkeit iſt ein Geſchenk Gottes, die Verdammniß der Heiden können gerechtfertigt werden; ſo müßte man annehmen, daß ſie derſelben unfähig ſind.

Die Verdammniß der Heiden iſt weder ſtets eine allgemeine Lehre geweſen, noch iſt in derſelben ein jeder Dogmatiker allezeit mit ſich übereinſtimmig geblieben. Nachdem es das Bedürfniß des Syſtems hat zu erfordern geſchienen, hat man ſie verdammt und ein andermal, wenn ein ſolches Intreſſe ſich nicht dem natürlichen Mitleiden entgegengeſetzt hat, iſt man gelinder mit ihnen umgegangen. Schon Hieronymus kam den tugendhaften Heiden dadurch zu Hilfe, daß er ihnen einen dunkeln Glauben (fidem implicitam) beilegt: der dunkle Glaube ſoll nämlich nichts anders ſein, als die vorausgeſetzte Bereitwilligkeit eines Menſchen, den Lehrſätzen der rechtgläubigen Kirche Beifall zu geben, wenn ſie ihm bekannt gemacht würden. In dieſem Falle kömmt alles augenſcheinlich auf die gute Einrichtung des Gemüthes, auf Redlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit an; und dadurch wird das Verdienſt des Glaubens an Lehrvorſchriften nothwendig ausgeſchloſſen.

Die Bemühungen, ein ſeligmachendes Syſtem von Glaubenslehren mit milden Geſinnungen über das Schickſal der Völker, denen es nicht bekannt worden ſei, zu vermitteln, mußten unglücklich ausfallen, weil man ja immer auf das Syſtem den Hauptwerth legte, weil man

dieſes Syſtem höchſtens zu drehen und zu wenden ſuchte, um es in den Anſichten der Alten wieder zu finden. Um zum Ziele zu gelangen muß man die Frage ſo ſtellen: „Iſt dieſe Ausſchließung einer ſo beträchtlichen Menge Menſchen der Weisheit und Güte Gottes anſtändig, und ſind die Gründe, worauf man dieſe bauet, ſo feſt als man vorgeben will?“

Vergeſſen wir auf einige Augenblicke, daß es Syſteme poſitiver Glaubenslehren in der Welt gebe. Wir wollen uns einbilden, die Gottheit habe für gut befunden, uns hier in der Welt der Führung unſrer Vernunft zu übergeben, die Entwicklung unſrer Kräfte blos von unſerm eigenen gewiſſenhaften Gebrauch abhangen zu laſſen, ohne durch eine unmittelbare Darzwiſchenkunft dieſe Entwickelung entweder zu beſchleunigen oder zu erhöhen. In dieſem Plane der Vorſehung würde keine andere Ausſchließung von dem Wohlgefallen Gottes gegolten haben, als der Mangel an Ehrlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, man würde alſo keine Claſſification der Seligen nach Völkerſchaften haben machen können; ſondern der Grad von Erkenntniß, den ein jeder einzelner Menſch nach ſeinen Gaben und nach der Gelegenheit, die er gehabt, ſich verſchafft hätte, würde gerade derjenige geweſen ſein, der ihn zu dem Genuß der Glückſeligkeit, unter den Augen ſeines unpartheiiſchen Schöpfers, würde berechtigt haben.

Das allerhöchſte Weſen, ſagt man, hat dieſen Plan nicht gewählt, es hat die Seligkeit an ein Glaubensſyſtem gebunden, und dieſes Syſtem iſt nur einem kleinen Theile des menſchlichen Geſchlechts mitgetheilt, und dem größern verſagt worden; alle redliche Bemühungen nach Wahrheit, alle noch ſo unverdächtige Tugenden ſind vergebens, ſie können keine Anſprüche an die Huld der Gottheit machen, weil es ihnen an dem richtigen Glaubensſyſtem gefehlt hat.

Ein ſolches Urtheil auszuſprechen, iſt eine ungemein leichte Sache; allein wie ſoll man es mit der vortrefflichen Natur Gottes reimen? Man hat eine Antwort gegeben, die eigentlich keine Antwort iſt; man hat den Knoten zerſchnitten, anſtatt ihn aufzulöſen. So verfahren die Prädeſtinatianer, die den Auguſtinus zum Anführer haben, und mit ihm behaupten, daß Gott ewige Seligkeit, und ewiges Elend nach einem unbedingten Rathſchluſſe verhänge.

Dies iſt die Lehrform, mit welcher ſich das ganze dunkle Gefolge von Gnade, unwiderſtehlicher Gnade, allen verſchiedenen Stufen dieſer unumgänglich nothwendigen, allein wirkſamen, ſeligmachenden Gnade, von Erbſünde und andern dergleichen unverſtändlichen Kunſtwörtern

erhalten. Alles dieſes traurige Geſchwätz brachte ein Mann in das chriſtliche Religionsſyſtem, der die Wichtigkeit der Prieſterſchaft mit allem Fleiß erhöhen wollte, indem er die Gnade zu einer nothwendigen Bedingung der Seligkeit machte, von welcher die Prieſter die einzigen tüchtigen Austheiler wären, und der ſich bei allem dieſem nicht darum bekümmerte, welchen Vorſchub dieſes Gnadenſyſtem der Laſterhaftigkeit geben könne.

In einer ſo ſchweren Unterſuchung, als die gegenwärtige iſt, hätte es der menſchlichen Schwachheit am beſten angeſtanden, ſich alles dreiſten Entſcheidens zu enthalten, oder ſich für die Meinung zu erklären, die die Güte und Weisheit des Allerhöchſten am meiſten empfiehlt. So unſchädlich es iſt, ſeine Unwiſſenheit über die Rathſchlüſſe Gottes zu bekennen, und ſich blos daran zu halten, daß alle Rathſchlüſſe Gottes die reinſten Ausflüſſe ſeiner Weisheit und Güte ſein müſſen, daß dieſe Eigenſchaften dabei allein wirkſam ſind: ſo ſchädlich iſt es für die Ruhe und die moraliſchen Grundſätze des Menſchen, alle Entſchließungen Gottes aus ſeiner Allmacht allein herzuleiten.

Wie darf man Gott eine blinde willkührliche Macht, als einen Vorzug, beilegen, die wir bei Menſchen, unter dem verhaßten Namen der Tyrannei, verabſcheuen. Und doch iſt es nicht zu viel geſagt, wenn man die Vertheidiger der unbedingten Rathſchlüſſe beſchuldigt, daß ſie Gott als den willkührlichſten Tyrannen vorſtellen. Denn ſie gründen die Glückſeligkeit und das Elend der vernünftigen Geſchöpfe auf den Willen Gottes, nicht blos auf einen uns unbegreiflichen Willen, auf einen ſolchen, deſſen Bewegungsgründe wir nicht erforſchen können; ſondern ſie behaupten ausdrücklich, daß dieſer Wille von keiner Einſicht geleitet, von keinen Urſachen bewegt werde. „Die Urſache dieſer unentgeltlichen Erwählung, heißt es im 10. Canon der Dortrechtiſchen Synode, iſt das bloße Wohlgefallen Gottes, welches nicht darin beſteht, daß Gott gewiſſe Eigenſchaften oder menſchliche Handlungen, aus allen möglichen, zu Bedingungen der Seligkeit erſehen hat; ſondern darin, daß er gewiſſe Perſonen, aus der Menge der Sünder, zu ſeinem Eigenthum angenommen hat.“ Und im 15. Canon: „daß Gott aus einem unveränderlichen Wohlgefallen beſchloſſen habe, ſie (nämlich die Verworfenen) in dem allgemeinen Elende, worein ſie ſich durch ihre Schuld geſtürzt, zu laſſen, und nicht mit dem ſeligmachenden Glauben und der Bekehrungsgnade beſchenke.“

Die Väter der Dortrechtiſchen Kirchenverſammlung haben hiernach

diejenigen nicht getadelt, die ſogar eine Vorherbeſtimmung zur Sünde annehmen. Die dieſe ſchreckliche Lehre nicht erſchreckt hat, ſind darum Supralapſarier genannt worden, weil ſie den Rathſchluß der Verdammung noch vor den Sündenfall ſetzen, und Franz Gomarus nebſt dem Sigbrand Lubbertus thaten ſich durch die heftigſte Verfechtung dieſer Meinung zu Dortrecht hervor. Kann man etwas härteres denken, als was man in des Hales Briefen findet: „Gomarus ſagte uns, daß Episcopius die Lehre von der Verwerfung verfälſcht habe, daß Niemand glaube, Gott habe den Menſchen ſchlechterdings ohne Sünde verworfen: ſondern, ſo wie er den Zweck beſchloſſen habe, ſo habe er auch die Mittel beſchloſſen, das iſt, ſo wie er den Menſchen zum Tode vorher beſtimmt habe, ſo habe er ihn auch zur Sünde beſtimmt, den einzigen Weg zum Tode. Und alſo verbeſſerte er dieſe Lehre, wie Keſſelflicker ihre Keſſel flicken, und ſie ſchlimmer machen, als ſie vorher geweſen ſind.“ Hieraus erſieht man, auf was für harte Behauptungen der menſchliche Verſtand zum Behuf des Syſtems der Gnadenwirkungen habe kommen müſſen. Gänzliche Verdorbenheit der menſchlichen Natur durch die erſte Sünde Adams, Begnadigung des Sünders wegen einer vertretenden Genugthuung, gänzliches Unvermögen zur Tugend, übernatürliche Wirkungen in dem Menſchen zur Hervorbringung tugendhafter Geſinnungen vermittelſt einer geoffenbarten Glaubenslehre, Verdammung derjenigen, die dieſe Glaubenslehre nicht haben annehmen können, oder gar nicht erhalten haben, Austheilung der übernatürlichen Wirkungen nach einem unbedingten Rathſchluſſe; alles dieſes ſteht in der genaueſten Verbindung mit einander, ein jeder Theil unterſtützt den andern: aber es iſt auch zu erwarten, daß der Fall des einen Theils das ganze Gebäude wenigſtens wankend machen werde.

Wir mögen uns den Willen Gottes denken wie wir wollen, wenn er nicht der Wille eines willkührlichen Tyrannen ſein ſoll, ſo können die Rathſchlüſſe über die Glückſeligkeit und das Elend vernünftiger Weſen nicht abgeſchnitten ſein. Sie gehen unveränderlich in gleichen Schritten mit der Tugend oder der Laſterhaftigkeit derſelben fort, weil dieſe Tugend oder Laſterhaftigkeit und alle ihre kleinſten Grade und Schattirungen ihre Glückſeligkeit und Elend nach ihren kleinſten Graden ſind. Die einzelnen Rathſchlüſſe Gottes gehen alſo auf alle einzelne Elemente, ſowohl auf die Subſtanzen, als ihre Veränderungen.

Wenn die Entſchließungen Gottes ſich aus gar keinen angeblichen, erkennbaren Vorſtellungen erklären laſſen, kurz wenn Gott ohne alle

Gründe handelt: ſo können ſeine Entſchließungen nichts andres, als das Werk des Ohngefährs oder einer blinden Nothwendigkeit ſein. Wer da ſagt ohne Gründe, die als Vorſtellungen wirken, ſagt blinde Nothwendigkeit. Sobald aber die Gottheit einem Ohngefähr oder einer Nothwendigkeit unterworfen iſt: ſo hört ſie auf, ein Gegenſtand aller religiöſen Empfindungen zu ſein, ſo iſt alle Religion vernichtet. „Es iſt, ſagt Bayle, von allen Vollkommenheiten Gottes keine, die ihm weſentlicher zukomme, als ſeine Gütigkeit, Heiligkeit und Gerechtigkeit. Sobald man ihm dieſe Vollkommenheiten nimmt, um ihm die Vorzüge eines Geſetzgebers beizulegen, der dem Menſchen das Verbrechen verbietet, und ihn demungeachtet zu dem Verbrechen hinſtößt, und ihn alsdann ewig dafür ſtraft: ſo macht man aus ihm eine Natur, zu welcher man kein Vertrauen faſſen kann, eine betrügeriſche, boshafte, ungerechte, grauſame Natur; er iſt kein Gegenſtand der Religion mehr. — Heißt das nicht die Religion dem Spott der Freigeiſter ausſetzen, wenn man Gott als ein Weſen vorſtellt, welches Geſetze gegen das Verbrechen giebt, welche es ſelbſt übertreten macht, um einen Vorwand zur Strafe zu haben? Man wird freilich dieſer Natur das Daſein nicht nehmen, ſo lange man noch behauptet, daß ſie die Urheberin der Sünde iſt, das iſt augenſcheinlich; denn eine jede Urſache muß allerdings ſ e i n, wenn ſie h a n d e l n ſoll: aber man wird ſie zu dem Weltall, oder dem Gott des Spinoza machen, zu einer Natur, die da iſt, und nothwendig wirkt, ohne zu wiſſen, was ſie macht, und die blos vernünftig iſt, weil es die Geſchöpfe, ihre Modificationen, ſind.“

Wohl uns daß wir uns demnach einer gütigern Gottheit erfreuen dürfen, als die blinde Gottheit des ſtoiſchen Schickſals iſt. Wenn uns dieſe letztere keinen andern Troſt übrig läßt, als den, gleich Sclaven unſern Hals in ſinnloſer Unempfindlichkeit unter das Joch, das uns ein eigenſinniger Tyrann auflegt, zu beugen; ohne zu wiſſen, ob es ihm gefällt, daß es uns wohl gehe: ſo gewährt uns die erſtere den erquickenden Troſt, daß uns unſre Tugend nützlich iſt, daß alle unſre tugendhaften Beſtrebungen beſtändig ein wohlgefälliger Gegenſtand der göttlichen Aufmerkſamkeit bleiben; daß wir uns dabei unterſtehen dürfen, auf die ſeligſten Belohnungen einen demüthigen Anſpruch zu machen: daß uns dieſe Erwartungen durch die allerſicherſte Bürgſchaft, nämlich die Güte und Weisheit Gottes ſelbſt geſichert ſind, und daß wir uns durch dieſelben hienieden im Staube zu unermüdetem Beſtreben im Guten, und zu den vernunftmäßigſten Verläugnungen aufmuntern dürfen.

Ich weiß nicht, was wir dem allerhöchſten Weſen beilegen können, welche Entwürfe wir uns, ihm zuzuſchreiben, unterſtehen dürfen, wenn es nicht diejenigen ſind, die mit dem Gepräge der Vortrefflichkeit bezeichnet ſind, die uns einen höhern Begriff von der Vollkommenheit ſeiner Natur machen, der Tugend am meiſten zuträglich ſind, mehr Wahrheit und Uebereinſtimmung enthalten, und inſonderheit die göttliche Harmonie zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit in das vollſte Licht ſetzen.

Es iſt augenſcheinlich das letztere Syſtem, wodurch alles dieſes am meiſten erhalten wird. Und mit dieſem Syſtem läßt ſich der Entwurf, einen Theil des menſchlichen Geſchlechts unbedingt zu ewigem Elende zu beſtimmen, nicht reimen. Wir werden aber in dieſer Materie auf nichts Beruhigendes kommen, wenn wir nicht die Glaubenslehren, die damit in Verbindung ſtehen, in ein etwas genaueres Licht zu ſetzen ſuchen.

Um von der Genugthuung durch einen Mittler anzufangen, ſo hat dieſe Lehre allerdings auf ſolche Urtheile über das Schickſal außerchriſtlicher Völker geführt, die ihnen nicht vortheilhaft ſein konnten. Aber iſt dieſe Lehre auch ſchriftmäßig, iſt ſie Gott anſtändig, widerſpricht ſie nicht erkannten Vernunftwahrheiten?

Die erſte gründliche Unterſuchung, die über dieſe Lehre angeſtellt und wobei gründlichere Philoſophie und genauere Schriftauslegung zu Hülfe genommen wurde, erhielt ſie von dem berühmten Hugo Grotius.

Es war immer als ein unumſtößlicher Grundſatz angenommen worden, daß die Nothwendigkeit der Genugthuung natürlich aus der Beleidigung fließe, die der Menſch durch jede Sünde dem allerhöchſten Weſen zufügt.

Grotius fühlte, wie unanſtändig es ſei, Vorſtellungen, die bloß auf Menſchen paſſen, auf die Gottheit überzutragen, und ſie ſich, wie Menſchen, als beleidigt zu denken. Ihre Strafgerechtigkeit, die einen weit erhabnern Urſprung hat, auf die elende Befugniß zu bauen, eine Verletzung ſeiner Rechte durch Wiedervergeltung zu ahnden, ſchien ihm des allerhöchſten Weſens unwürdig zu ſein.

Wenn man aber einmal dieſe Vorſtellung annehmen wollte: ſo leuchtete ihm ein, daß ſo gut als ein Menſch ſeinen Rechten entſagen, und eine Beleidigung erlaſſen könne, der Gottheit eben dieſe Befugniß, ohne Genugthuung die ihr zugefügten Beleidigungen zu verzeihen, nicht könne abgeſprochen werden. Indem er über die Natur der Sünde nachdachte: ſo ward er ohne Zweifel gewahr, daß ſie wegen ihrer Schäd-

lichkeit dem Menſchen, bloß um ſein ſelbſt willen, müſſe verboten ſein; daß alſo Gott bei der Beſtrafung derſelben die Perſon eines Vaters vorſtelle, der ſeinem Kinde unter harten Bedrohungen den Genuß eines giftigen Krautes unterſagt, oder die Perſon eines weiſen Regenten, der zum Beſten des Staats Strafen zu verordnen nöthig findet.

Er verließ daher den bisher gebrauchten Grundſatz, welcher die Strafgerechtigkeit Gottes und die Nothwendigkeit einer Genugthuung aus der Beleidigung des allerhöchſten Weſens herleitete, und ſetzte die Regentenrechte deſſelben an die Stelle.

Bei der hergebrachten Methode, die Nothwendigkeit einer Genugthuung aus der Beleidigung Gottes durch die Sünde herzuleiten, war man, wie es gemeiniglich zu geſchehen pflegt, in der Ausdehnung derſelben auf ſolche anſtößige Vorſtellungen gekommen, die geradezu allem, was uns das Chriſtenthum von der Gottheit lehrt, entgegen ſind. Man hatte das gütigſte Weſen zornig, voller Wuth und Rache, eiferſüchtig, unerbittlich vorgeſtellt, man hatte ihm Grauſamkeit beigelegt, Beluſtigung an Zerfleiſchung und Blutvergießen, ſein Grimm war, nach manchen kühnen unbedachtſamen Ausdrücken, nicht anders als durch den Anblick eines ſterbenden Geſchöpfs zu ſtillen. Solche Ausſprüche findet man noch in Büchern, die man ſogar zur Erbauung beſtimmt hat, die aber bei verſtändigen Chriſten nunmehr vergeſſen ſind, und ſich nur noch in den Händen der rohern Menge befinden.

Alle dieſe Vorſtellungen fielen ſogleich bei einem Syſtem weg, das die Nothwendigkeit der Genugthuung auf den vernünftigern Grund der Regentenrechte Gottes bauete.

Indeß, ob Grotius gleich die ganze Lehre von der Genugthuung in ein beſſeres Licht geſetzt hatte: ſo verwickelte er ſich doch noch mit aller ſeiner Scharfſinnigkeit in manche Schlingen, die er nicht aufzulöſen vermochte. Dieſes entſprang von dem ſo lang angenommenen Vorurtheile der Drohung einer ewigen Strafe auf jede Uebertretung des Geſetzes. Er nahm eine ſolche Drohung, als eine ausgemachte Sache, an, und ging davon in der Vertheidigung ſeines Syſtems aus, ohne zu unterſuchen, ob die Worte der Schrift, die dahin gezogen werden, nothwendig den Sinn haben müſſen. So macht er folgenden Schluß: „Gott iſt alſo geneigt, dem Menſchen zu helfen und ihn ſelig zu machen. Das kann er aber nicht, wenn die ſchrecklichen und ewig dauernden Strafen übrig bleiben. Hierzu kömmt, daß, wenn alle ein ewiger Tod erwartete, ein jeglicher an ſeiner Glückſeligkeit verzweifeln müßte,

und es alſo um die Religion gethan ſein würde.“ Hieraus will Grotius beweiſen, daß Gott allerdings einen hinreichenden Grund gehabt habe, Jeſum an unſerer Statt zu ſtrafen.

Das natürlichſte wäre geweſen, die Ewigkeit der künftigen Strafen ſelbſt einer genauern Prüfung zu unterwerfen, und überhaupt ſich um richtige und würdige Vorſtellungen von göttlichen Strafen zu bemühen.

Allein es giebt eine gewiſſe Kleinmüthigkeit, eine gewiſſe Furcht, man werde, durch den geringſten Schritt aus dem Gleiſe, die ganze bisher gegangene Bahn verlaſſen müſſen, die den Fortgang der Wahrheit auf eine unglaubliche Weiſe hindert.

Strafen können um ihrer ſelbſt willen von keinem vernünftigen Weſen verhängt werden. Sie ſind Uebel, und erhalten ihre Güte bloß von ihrer Schicklichkeit zu Endzwecken, die überwiegend gut ſind, und ohne ſie nicht könnten erreicht werden. Wenn ſie nicht ſo beſchaffen ſind, ſo ſind ſie vergebliche Qualen empfindlicher Geſchöpfe, ſie ſind Grauſamkeiten, und verdienen den Namen der Strafen nicht.

Ein jeder geſteht, daß in einem Staate die geringſte Kränkung, die ohne vorhergegangenes Verbrechen, und ohne Abſicht, das moraliſche Uebel zu hindern, über ein Mitglied des Staats verhängt würde, eine gerichtliche Beleidigung und eine verhaßte Tyrannei ſein würde. Wir preiſen alle mit einem Munde den Regenten, der die Strafſanctionen den Verbrechen am beſten anzumeſſen, und auf den größten moraliſchen Nutzen zu richten weiß; wir nennen dieſen Regenten gerecht, weiſe, und denken von ſeiner Gütigkeit um deswillen nicht ſchlechter, weil er ſo genaue Gerechtigkeit übt.

Dieſe Eigenſchaften, die wir bei menſchlichen Strafen als ſchätzbare Vollkommenheiten erkennen, müſſen ſich bei den göttlichen im allerhöchſten Grade finden. Dieſe müſſen der Schuld am genaueſten angemeſſen ſein, und auf das allergrößte Gut abzielen, das nur erhalten werden kann.

Die Vollkommenheit der Strafen beſtehet darin, daß ſie nicht um das geringſte Element größer ſind, als es nöthig iſt, daß ſie das größte Gut hervorbringen, ſobald ſie ihren Zweck erreicht haben, und ſtatt Uebel zu ſein, ſich in Gewinnſt verwandeln. Hiezu gehört vor allen Dingen, daß Strafen, die alle mögliche Vollkommenheit haben, ſich auch auf das Beſte des leidenden Subjekts erſtrecken, und folglich, ſobald die Beſſerung deſſelben erfolgt, nachlaſſen.

Ich nehme an, die Vortrefflichkeit der göttlichen Strafen bringe es

mit ſich, daß ſie auch die Beſſerung des Beſtraften mit zur Abſicht haben. Dieſes möchte man allenfalls zugeben, es liegt in dem Begriff der vollkommenſten göttlichen Regierung, die dieſes nicht überſehen darf, und der dieſes zu erhalten nicht ſchwer wird. Aber ich glaube auch weiter gehen zu dürfen, und behaupten zu können, daß, wenn dieſe Beſſerung erfolgt iſt, die göttlichen Strafen ihren möglichen Nutzen erreicht haben. Der moraliſche Nutzen, den ſie noch außer dem leidenden Subjekt bei andern haben ſollten, kann nur hierauf einzig und allein beruhen, daß durch ſie das Herz zur Liebe des Guten geführt werde.

Es iſt der Regierung des höchſten Weſens wichtig, daß unter allen Geiſtern die Gewißheit von der genaueſten Uebereinſtimmung des phyſiſchen und moraliſchen Uebels beſtändig lebhaft und gegenwärtig erhalten werde. Was alſo dazu hinreichend iſt, das Anſchauen dieſer Gewißheit unaufhörlich zu vermehren, das befördert in andern auch die Geſinnung, die verſtändigen Geiſtern anſtändig iſt und ſie zur Tugend und Glückſeligkeit führt: das erfüllet alſo alle Abſichten, welche ſich die Gottheit bei ihren Strafen vorſetzen kann.

Die ungeſchickte Vergleichung menſchlicher Strafen mit den göttlichen hat in dieſe Theorie viele Verwirrung gebracht. Durch ſehr wenige der erſtern kann die innere Beſſerung des Verbrechens erhalten, und bei nicht viel mehrern kann ſie nur abgezweckt werden.

Einige derſelben ſind ſo beſchaffen, daß ſie den Sünder für den Staat, worin er ſich befindet, vernichten, und hierdurch erhalten ſie etwas unendliches, welches verurſachet, daß ſie mit dem vergangenen Verbrechen nicht können in ein Verhältniß gebracht werden.

Dieſe Vertilgung hat ferner zur Folge, daß die allerthätigſte Reue, und die unverdächtigſte Beſſerung nun nicht mehr der Strafe ein Ziel ſetzen kann, wenn ſie wirklich eine Wirkung dieſer Strafe wäre.

Mit dieſen Vorausſetzungen ſind wir zu der Theorie der göttlichen Strafen gekommen. Allein in dem Staat Gottes wird nichts vertilgt, es dauert fort, und zwar ſo, daß alle folgende Veränderungen jeder Subſtanz in den vorhergehenden gegründet ſind. Hier iſt nun, nach der Natur der menſchlichen Seele, dieſer Uebergang von Strafe zur Beſſerung nicht allein möglich, ſondern auch der Abſicht des Allerhöchſten gemäß.

Sobald aber die Abſicht des allerhöchſten Regenten erreicht iſt, ſo muß auch die Empfindung der Strafe den ſeligſten Folgen der erhaltenen Beſſerung Platz machen. Was durch dieſe Oekonomie, wobei die

weſentliche Einrichtung eines vernünftigen Weſens mit der höchſten Regentenweisheit Gottes in der vortrefflichſten Harmonie ſteht, ganz gewiß erhalten wird, iſt die lebendige Ueberzeugung, daß das Wohlgefallen Gottes und die Glückſeligkeit eines Geiſtes mit ſeiner moraliſchen Güte in einem beſtändigen, genauen und unveränderlichen Verhältniſſe ſtehen.

Wenn irgerd eine Einrichtung zu erdenken wäre, wodurch der Gehorſam gegen die Gottheit, tugendhafte Geſinnungen, Liebe zur Ordnung und moraliſcher Richtigkeit mehr befördert würde, wodurch der Vortheil der Tugend, die vortrefflichen Eigenſchaften Gottes, ſeine Weisheit und Gerechtigkeit mehr ins Licht geſetzt würde: ſo müßte ſie beſſer ſein, und diejenige, die meinem Herzen rührender geſchienen, müßte ihr nachſtehen; ich zweifle aber, daß ſich eine ſolche gedenken laſſe.

Auf ſolche Weiſe wird alſo die Strafe den Sünder keineswegs unglücklich machen, ſie iſt vielmehr die größte, ja die einzige Wohlthat, die ihm erzeigt werden kann. Und dafür wird er es ſelbſt erkennen, ſobald er angefangen hat, über ſeinen wahren Vortheil die Augen aufzuthun, und dasjenige zu ſchätzen, was ihm wirklich zu ſeinem Beſten gereicht.

Das phyſiſche der Strafe mag immer bleiben, der beſſer belehrte Sünder wird es kein Uebel mehr nennen, er wird ſich dabei nicht mehr unglücklich dünken, ſo ſchmerzhaft es auch immer ſeiner Sinnlichkeit ſein mag.

Dies iſt die Vorſtellung, welche wir uns auch von den Strafen machen müſſen, die uns ſchon hier in dieſer Welt treffen. Es iſt in dem Plane der Vorſehung, daß dieſelben Begegniſſe, nach der Empfänglichkeit und dem Zuſtande des Subjekts, und nach dem moraliſchen Nutzen, den ſie haben, als Glück und Unglück können betrachtet werden.

Dürftigkeit, Verluſt der Freiheit, Krankheit, Abſterben derjenigen, die uns theuer geweſen, ſind phyſiſche Uebel, wenn man will, aber ſie werden keinen elend machen, der ſie zum Wachsthum an innerer Vollkommenheit nutzt, durch dieſen weiſen Gebrauch werden ſie uns zu lauter Heil und Glückſeligkeit führen.

Dieſe Vorſtellung der göttlichen Strafen muß gewiß ein jedes empfindliches Herz zu noch innigerer Liebe und Anbetung des allerhöchſten Weſens führen, das auch in dem, was den undenkenden Tadler der göttlichen Vorſehung nur Strenge und Härte ſcheinet, oder was der unerleuchtete Eifrer blos als eine Befriedigung der göttlichen Richter-

gerechtigkeit, die mit dem Wohl des leidenden Subjekts nichts gemein hat, abſchildert, das auch in dieſen Fügungen nichts als väterliche Huld an den Tag legt.

Giebt es eine größere Wonne, als ſich die Gottheit in dieſer liebenswürdigen Geſtalt zu denken? Kann etwas in der Welt mehr wahre Zufriedenheit des Herzens hervorbringen, als der Gedanke, von einem ſolchen Weſen abzuhangen, aus deſſen Hand nur gar nichts kommen kann, als was nicht auch mir auf alle Weiſe zuträglich iſt? Was hilft es uns, daß wir an die unendlichen Vollkommenheiten des höchſten Weſens glauben, wenn wir ſie nicht auch in allen Vorfällen in der Welt anzuſchauen, und aus dieſem Anſchauen lauter Ergötzen zu ſchöpfen gelernt haben; wenn alle unſre Gedanken, alle unſre Erkenntniß und Wahrnehmungen der allgemeinen Ueberzeugung von den Vortrefflichkeiten dieſes Weſens, wo nicht widerſprechen, wenigſtens nicht darauf führen, ſie nicht begünſtigen, erhalten, verſtärken.

Nun iſt es aber nicht mehr ſchwer zu beurtheilen, wie weit bei dieſen Grundſätzen eine Lehre von vertretender Genugthuung könne Statt finden. Es leuchtet einem jeden in die Augen, daß dieſe Lehre nothwendig andere Beſtimmungen erhalten müſſe, nachdem man ſich von Strafen im Reiche Gottes andere Vorſtellungen macht.

Das, was den Strafen ihren Nutzen gab, war ihre Verbindung mit dem Verbrechen, und die durch ſie hervorgebrachte Beſſerung. Die kann aber ſchlechterdings nicht erfolgen, wofern nicht dieſe Verbindung ſo viel als möglich ſinnlich gemacht wird. Es iſt nicht genug, daß nur irgendwo eine Strafe verhängt werde. Wenn es nicht in dem ſündigen Subjekt ſelbſt geſchiehet: ſo iſt alle moraliſche Frucht dieſer Strafe verloren.

Es entſpringt aus einer jeden Uebertragung derſelben eine doppelte Ungerechtigkeit. Eine aufgeklärte Philoſophie erkennet in Gott keine Ungerechtigkeit außer ſeiner weſentlichen Güte, ſofern ſie durch Weisheit gelenkt wird. Die Weisheit aber muß es gewiß für zuträglich und nöthig erkennen, daß der Sünder durch eigenes Gefühl eines angemeſſenen phyſiſchen Uebels zur Erkenntniß der Schädlichkeit des moraliſchen Uebels gebracht werde, und die weiſe Güte kann es nicht geſtatten, daß einem unſchuldigen Subject ein phyſiſches Uebel zugefügt werde, das auf keine Weiſe einigen Nutzen hat.

Daraus erhellet dann überhaupt, daß die Theorie von einer blutigen Verſöhnung noch in keinen recht feſten Zuſammenhang gebracht ſei,

und daß ſich dagegen noch Schwierigkeiten machen laſſen, die eben nicht leicht aufzulöſen ſind.

Dieſe Betrachtungen ſollen uns wenigſtens demüthig und beſcheiden machen, unſere Ueberzeugung für uns ſelbſt mit Zufriedenheit zu genießen, ohne ſie vermeſſentlich andern, welche ſie nicht haben, aufzudringen, oder ſie darnach verdammen zu wollen. Das gilt inſonderheit von den nähern Beſtimmungen, die in der wiſſenſchaftlichen Theologie zu dieſem Artikel, wie zu ſo vielen andern, außer der Schriftlehre hinzugekommen ſind. Es iſt von jeher das harte Schickſal des Chriſtenthums geweſen, durch menſchliche Empfindungen angedehnt und verderbt zu werden; und was man von dem menſchlichen Eigendünkel erwarten konnte, dieſe Erfindungen ihres Witzes haben allezeit von ihnen eine Wichtigkeit erhalten, ſind mit einem Eifer und einer Grauſamkeit durchgeſetzt worden, die den Geiſt des weſentlichen Chriſtenthums ganz verlöſchten.

Es iſt klar, was die Entſcheidung der Frage, ob es zur Begnadigung des Sünders einer blutigen Vermittelung bedürfe, für wichtige Folgen in der Religion und Sittenlehre habe. Es kann unmöglich gleichgültig ſein, die Begnadigung des Menſchen von etwas anderem, als ſeiner eigenen Reue und Beſſerung zu erwarten, ihn nicht genau ſo weit der Huld Gottes würdig vorzuſtellen, als er an eigner Tugend und eigenen guten Geſinnungen reich iſt, und die Größe des göttlichen Wohlgefallens an ihm nach etwas anderm zu ſchätzen, als nach der Größe ſeiner innern Rechtſchaffenheit.

Wenn es alſo mit der Genugthuung die Bewandniß hat: ſo werden wir uns auch müſſen von der Erbſünde und den Gnadenwirkungen andere Vorſtellungen machen.

Die moraliſchen Unvollkommenheiten des Menſchen liegen zu ſehr am Tage, als daß man ſie läugnen könnte. Es iſt eben ſo gewiß, daß durch ſie nicht wenig Unordnungen in die phyſiſche Welt gekommen ſind, wenn man den Einfluß ſo nennen will, den ſie auf den animaliſchen Körper gehabt haben.

Auch iſt es natürlich, bei dem Anblick dieſer Unvollkommenheiten die Quelle davon entdecken zu wollen, weil dieſe Entdeckung zur Verbeſſerung der Unvollkommenheiten nützlich ſein kann.

Man kann hierin glücklich ſein, wenn man die Natur der menſchlichen Seele fleißig erforſcht hat, und von derſelben bei ſeinen Unterſuchungen ausgeht. Fängt man aber dieſes Geſchäft, ohne eine ſolche

Zubereitung an, wird man nicht beſtändig durch dieſe Kenntniß geleitet: ſo bleiben uns die wahren Urſachen verborgen, und man muß zu dem einzigen Mittel ſeine Zuflucht nehmen, womit der gelehrte und heilige Stolz ſeine Unwiſſenheit zu verbergen pflegt, zu übernatürlichen Einflüſſen.

Und ſo iſt es der Theorie von der moraliſchen Unvollkommenheit ergangen, und ſo hat es ihr ergehen müſſen, da ſie zu einer Zeit entſtanden iſt, als Unwiſſenheit, Vermeſſenheit und geiſtliche Tyrannei noch allein die Theorieen machte, die einſt der aufgeklärtern Weltweisheit den Mund verſchließen ſollten. Was iſt es nöthig, dasjenige außer der Seele zu ſuchen, was ſich hinlänglich aus ihrer innern Natur erklären läßt? Sie trägt als ein Geiſt die Züge eines göttlichen Bildes in ſich, iſt fähig, die Wahrheit zu erkennen und das Gute zu wollen; aber als ein eingeſchränkter Geiſt, iſt ſie dem Irrthum und der Gefahr unterworfen, einem Scheingute, wie einem wahren, nachzujagen, ſich durch den Glanz des nahen Vergnügens blenden zu laſſen, daß ſie den entferntern Abgrund nicht wahrnimmt, wohin dieſes Irrlicht führt.

Aus dieſen Angaben kann man bald die Beſtimmung und das Schickſal des menſchlichen Geiſtes herleiten. Sein Wachsthum fängt von der unmerklichen Aeußerung ſeiner Vorſtellungskraft an, und ſteigt von Stufe zu Stufe ins Unbegränzte; dieſe Entwicklung iſt alſo ſeine Beſtimmung. Da aber ſeine Entwicklung ſtufenweiſe geſchieht, ſo muß er auf dieſem Wege mancherlei Fehltritte begehen, mancherlei Verwirrungen unterworfen ſein, er muß oft aus einer Vergehung in die andere fallen, und ſich deſto mehr vom rechten Wege verirren, je mehr und je eifriger er einem falſchen Scheine nachgeht, oft die Gefahr und den Schaden ſeiner Verirrungen fühlen, und dadurch aufmerkſam gemacht werden, abkehren und wieder von neuem ſich verirren, und ſo unter Fallen und Aufſtehen, unter Irren und Zurückkehren, eine beträchtliche Zeit ſeines Daſeins zubringen, und dadurch ſeine Entwicklung hindern; dieſes wird ſein Schickſal ſein.

Dieſes Schickſal des menſchlichen Geiſtes will man erklären, und iſt es nicht ſchon aus der Einſchränkung ſeines Weſens genugſam erklärt? wozu iſt es nöthig, dunkle Lehrformen zu erſinnen, die nichts mehr aufſchließen und von der wahren Kenntniß unſrer ſelbſt abführen?

Einige ſcholaſtiſche Theologen dünkten ſich ohne Zweifel ſehr weiſe, als ſie die ſinnreiche Erklärung erdacht hatten, nach welcher die Sünde durch den Gift der verbotenen Frucht in den Körper, und von da in die Seele gedrungen ſei, und ſo auf alle Menſchen fortgepflanzt werde.

Die Seele war hiebei, nach ihrer Meinung, einem Geſchirre gleich, das den Geſchmack und Geruch des Saftes behält, den es eine Zeit lang in ſich gefaßt hat. Solche hinkende Vergleichungen waren die einzigen Beweiſe, womit ſie ihren Wörterkram an den Mann brachten. Es fiel ihnen nicht ein, die Art der Unordnung, die durch dieſen Gift in dem Körper ſollte verurſacht ſein, deutlich zu erklären, zu erklären, wie eine Unordnung im Körper Irrthümer des Verſtandes und Unrichtigkeiten des Willens hervorbringen könne, zu erklären, wie endlich ein weiſer und gütiger Gott eine unſchuldige entfernte Nachwelt die traurigen Wirkungen eines ſolchen Giftes könne empfinden laſſen.

Man muß nämlich bemerken, daß ſie dieſe Methode einer phyſiſchen Fortpflanzung erſonnen, um Gott außer Schuld zu ſetzen, wenn er die erſte Sünde des erſten Menſchen allen ſeinen Nachkommen zurechnete.

Aber warum ließ Gott das Schickſal aller vernünftigen Erdbewohner von dem Genuß dieſer giftigen Frucht abhängen? warum that er etwas, das nur ein Tyrann thun kann, der einige verdächtige Unterthanen unter dem Scheine des Rechts aus dem Wege räumen will? warum machte er ſie zu Verbrechern, um ſie ſtrafen zu können?

Es muß hier eine andre Zurechnung vorhergehen, ehe man dieſe Veranſtaltung rechtfertigen kann. Und dieſen Weg ſind andre eingeſchlagen, die den Menſchen ohne vorhergegangene eigne Vergehung durch die Zurechnung einer fremden ſtrafbar machen.

Auguſtinus erbauete ein ganzes Lehrgebäude von einem Bundeshaupte, das im Namen ſeiner Bevollmächtiger handelte, in welchem Bundeshaupte dieſe Bevollmächtiger Verdienſt und Unverdienſt erlangen, in einer Verſuchung beſtehen und ihr unterliegen, recht thun und freveln könnten.

Nun weiß es die Nachkommenſchaft des erſten Menſchen ſelbſt am beſten, ob ſie ihn zu einem Bundeshaupte bevollmächtigt habe, und ob er in ihrem Namen ihr ewiges Schickſal auf das Spiel habe ſetzen ſollen. Man will aber auch nicht, daß dieſes durch eine ausdrückliche Einwilligung geſchehen ſei, die Einwilligung iſt blos vermuthlich geweſen. Vermuthlich durch die Vortheile, die dem menſchlichen Geſchlechte in dem Falle, daß der Bevollmächtigte die Prüfung beſtanden hätte, würden zugewachſen ſein. Dieſe Vortheile würden etwas geweſen ſein, das vom eigenen Wohlverhalten eines jeden Subjekts insbeſondre würde unabhängig, und demſelben unerreichbar geweſen ſein. So mußten ſie

beſchaffen ſein, wenn ſie dasjenige, was man dabei zu wagen hatte, nämlich ein ewiges Elend, nur einigermaßen aufwiegen ſollten.

Und doch läßt ſich bei allem dem kein angebliches Verhältniß erdenken, wonach man hierbei Gewinn und Verluſt auf beiden Seiten ſchätzen könnte, um danach vernünftiger Weiſe jemand zu einer ſolchen Probe zu bevollmächtigen, oder eine ſolche Bevollmächtigung nach den Regeln der Billigkeit zu vermuthen.

Wenn uns hierbei der Gewinn nicht ſo klar in die Augen leuchtet, daß wir uns gern bei dieſer Einrichtung beruhigen, uns derſelben erfreuen, und wenn ſie noch nicht geſchehen wäre, ſie noch wünſchen, und wenn es möglich wäre, noch veranſtalten möchten: ſo dürfen wir dreiſt behaupten, dieſe ganze Bevollmächtigung ſei eine Erdichtung des Menſchen und nicht eine Veranſtaltung der Gottheit.

Wir müſſen alsdann gegen einen Lehrſatz mißtrauiſch ſein, wenn die Folgen, die daraus können gezogen werden, ſo ungemein anſtößig, den erſten Grundwahrheiten zuwider, allen menſchlichen Empfindungen peinlich, und der Gottheit unanſtändig ſind. Und ſo ſind nicht wenige Sätze beſchaffen, die wahr ſein müſſen, ſo bald dieſe Zurechnung einer fremden Schuld gegründet iſt. Es muß wahr ſein, daß auch Kinder, die eben das Licht der Welt erblicken und noch keine einzige merkliche Spur einer Entfaltung ihres Geiſtes gezeigt haben, müſſen verbrechen können, müſſen ſtrafbar ſein, und wirklich ewig geſtraft werden. So ſehr dieſe Behauptung alle unſere innerſten Empfindungen empört: ſo gewiß iſt ſie ein Theil der Lehrform, die wir anjetzt unterſuchen; und ſie iſt auch von den Urhebern derſelben nicht verkannt worden. Auguſtinus kann dieſen Satz, wobei man ſich kaum des Entſetzens erwehren kann, hinſchreiben, und das mit der entſcheidenden Gleichgültigkeit eines Mannes, der Himmel und Erde mit trocknem Auge ſeinem Syſtem zu gefallen könnte untergehen ſehen, wenn nur dieſes Syſtem unter dieſen großen Trümmern ſtehen bliebe: „Ein Kind, das man eben zur Taufe tragen will, und das noch unterwegs auf den Armen ſeines Vaters ſtirbt, wird ewig verdammt." Das ewige Schickſal unſchuldiger Geſchöpfe ſo aufs ungewiſſe ſtellen; indem man es von dem guten und böſen Willen, der Sorgfalt und der Nachläſſigkeit andrer abhängen läßt, dem allerweiſeſten und gütigſten Weſen eine ſolche Denkungsart andichten, heißt beides, Gottes und der Menſchen, auf eine ſehr grauſame Art ſpotten.

Wir können alſo nichts für die Quelle der moraliſchen Unvoll-

kommenheiten des Menſchen annehmen, was außer ihm ſelbſt iſt; und thun wir das nicht: ſo werden wir auch nicht ſo geneigt, dieſe Mängel ſo zu vergrößern, als es gemeiniglich zu geſchehen pflegt.

Iſt der Urſprung der menſchlichen Unſittlichkeit außernatürlich: ſo muß ſie auch durch außernatürliche Mittel gehoben werden. Die Lehrformen von Gnade und Erbſünde ſind auch wirklich zu gleicher Zeit entſtanden, oder ſie machen vielmehr nur eine aus. Nachdem man aber einmal auf einen unrühmlichen Mißbrauch des Worts Gnade ſo viele unrichtige Vorſtellungen von der Beſſerung des Menſchen gebaut hatte: ſo iſt man nach und nach auf Methoden verfallen, wovon eine immer dem heilſamen Zwecke mehr entgegen, der Weisheit Gottes unanſtändiger, und der Natur des menſchlichen Gemüths unangemeſſener war, als die andre. Betrachten wir die Lehre von den Gnadenwirkungen.

Aus einer ſorgfältigen Beobachtung der menſchlichen Neigungen, ihrer gewöhnlichen Gänge, ihrer gemeinſten Erſcheinungen, und ihrer leichteſten Verändrungen, muß es gar bald erhellen, welche Bearbeitung derſelben die glücklichſte und zuträglichſte iſt, und welche zu dem großen Zwecke der Beförderung ſittlicher Vortrefflichkeiten am gewiſſeſten führt. Und hiebei hat man ſchon ungemein viel gewonnen, nachdem man die Beſſrung des Menſchen auf das wahre weſentliche, namentlich die Aendrung ſeiner Geſinnungen zurückgebracht hat. Die frommen und ſcharfſinnigen Gottesgelehrten, die uns hierin mit dem Lichte der Beobachtung und der Philoſophie vorgegangen ſind, haben daher den gerechteſten Anſpruch auf die herzliche Dankbarkeit aller Freunde einer erleuchteten und der Tugend zuträglichen Religion. Indem das unverſtändliche Geſchwätz von Gefühlen der Macht ihrer Vernunftſchlüſſe Platz gemacht hat, iſt natürlicher Weiſe ſo manches übernatürlich ſcheinendes auf verſtändliche Grundſätze zurückgebracht worden.

Solche plötzliche Erſcheinungen, wie dieſe gerühmten Gefühle, haben allezeit den Schein eines Wunders, weil ſie aus dunkeln Wolken hervorſchießen, die ſich ohne eine Spur zurückzulaſſen, welche uns auf die erſte Urſache führen könnte, augenblicklich wieder zuſchließen. Daher iſt man gar zu geneigt, ſie einer übernatürlichen Urſache zuzuſchreiben, und um dieſer Entſtehung willen ſolche Empfindungen für göttliche Winke anzuſehen.

Allein auch dieſes plötzliche Hervorbrechen wird einem fleißigen und geübten Beobachter ſeiner eigenen Gemüthsveränderungen weder ſelten noch unbegreiflich vorkommen; er wird ſich hüten, dieſen Umſtand im

geringſten auf ſeine Urtheile einfließen zu laſſen, und ihn als ein Kennzeichen des Wahren und des Guten anzunehmen. Denn eben daſſelbige pflegt uns auch bei blos ſpeculativen Wahrheiten zu begegnen, daß ohne unſere Anſtrengung, ohne ein bewußtes Zuthun uns ein Gedanke klar wird, der ſein Licht auf eine ganze Reihe von Wahrheiten verbreitet.

Dieſe Erſcheinung, die ſich ein ungeübter oder eingenommner Verſtand nicht anders als durch ein Wunder erklären kann, iſt nichts als eine Vorſtellung, die längſt in irgend einem Winkel der menſchlichen Seele verborgen lag, und durch eine verwandte Vorſtellung, nach dem Geſetze der Einbildungskraft, von dannen iſt hervorgezogen worden. Wollte man dieſe plötzliche Entſtehung zu einem Merkmale der Wahrheit, oder des göttlichen Urſprungs eines ſolchen Gedanken machen: ſo würde man alles Recht und Unrecht auf einen unſichern Grund bauen und der gefährlichſten Schwärmerei ein freies Feld öffnen.

Alles was wirklich moraliſch gut in einem vernünftigen Weſen ſein ſoll, muß mit ſeiner Freiheit in Verbindung ſtehen, ſeine Wahl muß daran einen Antheil haben. Keine Wahl läßt ſich ohne Vorſtellungen des gewählten und verworfenen denken; ja ſie iſt deſto freier, deſto anſtändiger, ſie iſt mit einem Wort deſto mehr eine Wahl, jemehr ſie von deutlichen und ſichern Vorſtellungen gelenket worden, und je weniger etwas fremdes und ungleichartiges ſich darein gemiſchet hat. Wir ſind gewohnt, nach dieſem Maßſtabe alles Verdienſt und Unverdienſt zu meſſen, und wir pflegen bei der Beurtheilung deſſelben den größern oder geringern Antheil, den die Betrachtung des ausgebreitetern, wichtigern Gutes dabei hat, nicht aus den Augen zu laſſen. Dieſe Betrachtungen müſſen auf dem Grunde unſrer eignen Seele erwachſen ſein, oder wir müſſen ſie uns wenigſtens durch die deutliche Einſicht in ihre Wichtigkeit und Augenſcheinlichkeit zu eigen gemacht haben. Das was bei der ſtrengſten Beherrſchung unſrer ſelbſt, was bei der großmüthigſten Aufopfrung unſrer Sinnlichkeit für Andrer Wohl uns am meiſten zu einem Gegenſtande der Bewunderung und des Beifalls macht, läßt ſich in dieſe Erweiterung unſrer Seele auflöſen, da wir uns von höhern ausgebreitetern Einſichten haben lenken laſſen. Unſere Werthſchätzung bei dieſem Betragen bezieht ſich auf die Vortrefflichkeit unſrer ganzen vernünftigen Natur, und die Beförderung dieſer Vortrefflichkeit iſt gerade der Zweck, die Wirkung und das Weſen der Tugend. Nun denke man ſich bei jeder tugendhaften Neigung, bei jeder verdienſtvollen Handlung den Einfluß einer übernatürlichen aus Gnade wirkenden Macht, die die

menſchliche Maſchine durch ihre einwirkenden Triebfedern in Handlung ſetzt: ſo hört aller eigner moraliſcher Werth, alle eigene Vervollkommnung auf, ſo iſt alles eigne Beſtreben überflüſſig, aller Wachsthum im Guten nichts weniger, als das Werk unſrer eignen Anſtrengung.

Es würde daher kein Wunder ſein, wenn diejenigen, welche mit dem Unterricht von dieſem Gnadenſyſtem allein vertraut ſind, die beſten Vortheile ihrer ſittlichen Verbeſſrung verſäumten, ohne eigne gewiſſenhafte Geſchäftigkeit, mit den Händen in dem Schooße, den fremden Einwirkungen der Gnade entgegenſähen, und zu der Erziehung andrer gar nicht die Hand anzulegen gedächten, da ſie hoffen dürfen, daß eine Kraft von außen ſie aller dieſer Mühe überheben werde.

So wie es aber in der erſchaffenen Subſtanz die Vortrefflichkeit, der ſie ihrer Art nach fähig iſt, ſehr tief herabſetzen würde, wenn ihre Thätigkeit alle Augenblicke, durch unmittelbare Einflüſſe der göttlichen Macht, müßte unterbrochen werden: ſo würde uns auch die Armuth eines ſchaffenden Verſtandes nichts deutlicher verrathen, als dieſe beſtändigen übernatürlichen Eingriffe in die geſchaffene Maſchine, die nicht nach ihren eigenthümlichen Geſetzen fortgehen könnte, ſondern alle Augenblicke einen übernatürlichen Anſtoß und Richtung erhalten müßte.

Nun wird auch zugleich durch ein ſolches unmittelbares Einwirken für die eigenthümliche Vollkommenheit einer beſondern geiſtigen Subſtanz bei weitem nicht ſo viel, als durch den ordentlichen Weg gewonnen. Denn wenn eine Vorſtellung auf dieſe Weiſe aus dem Grunde derſelben hervorgezogen wird, ſo geht dieſelbe nicht den gewöhnlichen regelmäßigen Weg nach dem Geſetze der Stätigkeit; ſie iſt alſo nicht die Folge der Aeußrung einer eigenthümlichen Kraft, es wird alſo keine Entwicklung dieſer Kraft, welche nur die Folge eigener Anſtrengung iſt, dadurch verurſacht. Alle Ordnung wird da zerſtört, wo das Subjekt nicht ſelbſt thätig iſt, das iſt, wo ſeine Verändrungen nicht in einander gegründet ſind, ſondern alle Augenblicke unterbrochen werden; wo alſo nicht daſſelbige Subjekt an innerer Vollkommenheit gewinnt, ſondern wo durch jede Verändrung ein neues hervortritt.

Es iſt freilich bekannt, daß diejenigen, die das Syſtem der Gnadenwirkungen in den verſtändlichſten Zuſammenhang gebracht haben, deſſen es fähig iſt, annehmen, Gott entferne ſich in ſeinen übernatürlichen Wirkungen ſo wenig von dem Wege der Natur, als es möglich iſt, und ſeine Weisheit unterlaſſe alſo nicht, dieſe Wirkungen, ſo gut es ſich nur immer thun läßt, den vorhergehenden Veränderungen der Seele

anzupaſſen. Geſchähe dieſes bis auf die kleinſten Elemente derſelben, ſo daß keine Zerreißung des Zuſammenhangs Statt fände: alsdann fiele das Uebernatürliche ganz weg. Aber ſelbſt in dem Falle, wo die neue Veränderung nur bis auf den Grad aus der vorhergehenden hergeleitet wird, daß wir uns der Zerreißung des Zuſammenhanges nicht bewußt werden, ſchon in dieſem Falle verſchwindet das einzige Merkmal des Uebernatürlichen, nämlich das Außerordentliche, und die Erſcheinung wird für uns wenigſtens eine ordentliche Begebenheit der Natur. Und wir haben ſchon oben geſehen, daß das plötzliche Hervorgehen eines Gedankens aus dem Grunde der Seele, wobei unſer Bewußtſein den Zuſammenhang der Vorſtellungen verliert, ſich natürlich erklären laſſe, und daß dieſes auch in andern Fällen, die nicht unſern moraliſchen Zuſtand betreffen, nichts weniger als eine ſeltne Erſcheinung ſei.

Es läßt ſich alſo nach den angeführten Gründen nicht abſehen, auf welche Beweiſe man die übernatürliche Bekehrungsmethode bauen will, wenn man weder ihre Nothwendigkeit erhärten, noch ihre Wirklichkeit aus der Erfahrung darthun kann. Was noch allein übrig bleibt, würde endlich der Inhalt einer Vorſtellung ſein, der ſo beſchaffen wäre, daß er durch keine gegebne endliche Kraft könnte erreicht werden. Allein dieſer Inhalt wird eben ſo wenig ein Kennzeichen abgeben, wodurch wir entdecken können, ob ſie auf eine natürliche Weiſe entſtanden, oder durch die göttliche Macht unmittelbar hervorgebracht worden ſei. Wenn ein Urtheil, das auf die letztere Art in die Seele gekommen iſt, nicht in dem Bezirke der Vernunftwahrheiten liegt, die natürlicher Weiſe von dieſer Seele können erkannt werden: ſo kann es durch ſich ſelbſt für dieſe Vernunft gar keine Evidenz, aber auch keinen Nutzen haben; eben aus der Urſach, daß es weder mit einer folgenden Reihe von Vernunftwahrheiten in Verbindung ſteht, noch an eine Reihe von vorhergehenden ſich anſchließt.

Das innere Gefühl kann nicht über die Entſtehungsart einer Vorſtellung Richter ſein. Die Vorſtellung iſt da, dieſes kann es ſagen, aber weiter nichts. Ob ſie natürlich oder übernatürlich ſei, das kann das Gefühl nicht beurtheilen. Dazu muß man wiſſen, ob eine Vorſtellung nicht habe natürlicher Weiſe entſtehen können. Um dieſes zu bejahen oder zu verneinen, müßte man den ganzen Grund der Seele kennen, man müßte wiſſen, ob eine Partialidee nach pſychologiſchen Regeln in der Seele habe klar werden können. Zu dem Ende müßte uns die vollſtändige Totalidee der Seele anſchauend gegenwärtig ſein, man müßte

ſagen können, ob eine gewiſſe Partialidee nach dem Geſetze der Stätigkeit und der Verbindung der Seele mit dem ganzen Weltall aus dieſer Totalidee habe hervorgehen können oder nicht.

Man muß außerdem noch in Erwägung ziehen, daß die ganze moraliſche Beſſrung von ungemein weitem Umfang iſt; daß dazu mannigfaltige Uebungen und Geſchäfte gehören. Die Bildung eines guten Characters iſt nichts anders, als das Hervorbringen guter Neigungen und Fertigkeiten. Beide Stücke kommen darin überein, daß ſie blos das Werk fortgeſetzter Uebungen ſind. Denn die Neigungen ſind ſelbſt nichts anders, als Fertigkeiten unſrer Begehrungskraft, eine gewiſſe Art von Gegenſtänden zu lieben und zu wollen. Sie werden alſo erzeugt, wie alle andern Fertigkeiten, nämlich indem dieſelbe Handlung des Willens öfters wiederholt wird, indem man ſich den Gegenſtand, worauf man die Neigung richten will, oft in einem gefälligen Lichte vorſtellet, bis daß man nach und nach anfängt, ihn lieb zu gewinnen und ſich daran zu ergötzen. Dieſes Ergötzen hängt von der Leichtigkeit ab, womit wir unſre Kraft an einer Vorſtellung äußern, und dieſe Leichtigkeit ſeine Kraft zu äußern, iſt eben das, was die Neigungen mit allen andern Fertigkeiten gemein haben.

Es erhellet ſo viel, daß keine Fertigkeit das Werk einer einzelnen Handlung ſein könne. Was einmal iſt ein Theil irgend einer klaren Totalidee in unſrer Seele geweſen, das wird durch die Aufklärung eines jeden andern Theils dieſer Totalidee wiederum klar gemacht. Hierin folgt die Seele dem allgemeinen Geſetze der Einbildungskraft, deſſen Gewißheit uns alle Beobachtungen beſtätigen. Jemehr und je öfter alſo eine Vorſtellung in der Seele klar wird, mit deſto mehrern andern Vorſtellungen kömmt ſie in Verbindung, deſto leichter kann ſie erweckt werden, deſto geringer braucht alſo die Anſtrengung der Seele zu ſein, um ſie zu erwecken. Dieſe Leichtigkeit kann durch öftere Wiederholung ſo groß werden, daß endlich ein ſehr geringer Grad der Aufmerkſamkeit und des Bewußtſeins zur Hervorziehung einer Idee gehört, weil die Verbindungen, worin ſie mit andern Ideen ſchon klar geweſen iſt, ſo mannichfaltig geworden ſind, daß ſich in jedem Zuſtande der Seele auf dem Felde der klaren Vorſtellungen irgend eine befindet, die eine Beziehung auf ſie hat.

So entſtehen Gewohnheiten, Fertigkeiten und Neigungen.

Nun mag man annehmen, daß bei der moraliſchen Beſſrung des Menſchen durch Gnadenwirkungen die Fertigkeiten auf einmal oder nach

und nach hervorgebracht werden: ſo wird man ſich in beiden Fällen in unauflösliche Schwierigkeiten verwickeln. Stellt man ſich die übernatürlichen Wirkungen der Gnade ſo vor, daß die Gnade durch öftere Wiederholung derſelbigen Wirkungen die Fertigkeit wirke: ſo vermehrt man die Wunder über alle Anſtändigkeit, und macht die Seele zu einem ganz unthätigen Weſen. Soll aber die Fertigkeit durch eine einzige Wirkung auf einmal hervorgebracht werden: ſo fällt es noch mehr in die Augen, daß alsdann der ganze Grund verändert werden müſſe, daß die Seele ihre vorigen Modificationen, mithin das Bewußtſein ihrer vorigen Zuſtände, und alſo ihre ganze Perſönlichkeit verlieren, kurz daß eine ganze neue Seele geſchaffen werden müſſe.

Nichts kann mehr der ausdrücklichſten Lehre der Schrift entgegen ſein. Wenn uns die Schrift den ſchwachen Anfang der moraliſchen Beſſerung, das Hin- und Herwanken, die Unentſchloſſenheit einer unbefeſtigten Tugend, den allmähligen Wachsthum in derſelben ſo nachdrücklich beſchreibt; wenn ſie uns zum Fleiß in der Heiligung, zur Beſtändigkeit, zum Kampf gegen Verſuchungen ſo ernſtlich ermuntert, wenn ſie uns die Mittel dazu empfiehlt, die eine ſo natürliche Wirkſamkeit und Schicklichkeit zu einem ſolchen Zwecke haben, als die Wachſamkeit auf die Bewegungen unſers Herzens, die Erweiterung unſrer Einſichten durch Unterricht, das fleißige Andenken an gute Grundſätze, damit ſie unſerm Gemüthe tief eingeprägt werden und ihm zu rechter Zeit gegenwärtig ſind; wenn ſie dieſes alles unabläſſig thut: ſo berechtigt ſie uns wohl nicht auf übernatürliche Einflüſſe zu warten, um eine fremde Kraft an Statt unſrer eignen wirken zu laſſen. Die Schrift alſo weiſet uns keinen andern Weg, als den Weg der Natur, um einen guten Character in dem Menſchen zu bilden, maaßt ſich hierzu ſelbſt keine andre Kraft an, als die ſie als Wahrheit hat, durch Unterweiſung und Belehrung, und führt uns nie auf die Vermuthung eines Sprunges in dieſer Verändrung, oder einer plötzlichen Umſchaffung des menſchlichen Weſens durch Hervorbringung entgegengeſetzter Fertigkeiten. Die das Verderben der Laſterhaftigkeit ſo ſehr vergrößern, und die Beſſrung des menſchlichen Herzens ſo ſchwer vorſtellen, daß ſie durch natürliche Mittel nicht kann zu Stande gebracht werden, richten damit nichts mehr aus, als daß ſie die Anzahl der Wunder und alſo der Blößen, die ſie in ihrem Syſtem geben, vermehren; da die Zeit, die zu einem ſolchen Uebergange von dem Laſter zu tugendhaften Geſinnungen erfordert wird, weit länger wird, als bei einer geringern Schwierigkeit dieſes Ueberganges. —

Wie einfach iſt es doch, die natürlichen, von aller wunderbaren Einwirkung entfernten Mittel der moraliſchen Vervollkommnung zu erkennen!

Es gehört zuförderſt Geduld, Gelehrigkeit und Anſtrengung des Verſtandes dazu, wenn unſre moraliſche Urtheilskraft erleuchtet, richtig, ſicher und ſchnell werden ſoll. Alle die Einſichten, die uns zu dieſem Zwecke führen, ſich zu erwerben, iſt nicht das Werk eines Augenblicks; zumal wenn dieſe Einſichten ſo mächtig werden ſollen, daß alle Kräfte der Seele unter dem beſtändigen Einfluſſe derſelben ſtehen. Denn wenn der Verſtand noch ſo ſehr damit bereichert iſt: ſo folgt es doch nicht ſogleich, daß alle Neigungen des Willens die Herrſchaft des Verſtandes erkennen, und von ſeinen Einſichten ihre Richtung annehmen. Dieſe Unterordnung aller Begehrungskräfte unter das obere Erkenntnißvermögen iſt erſt die Frucht mancher Uebungen und einer langen Aufmerkſamkeit. Es iſt dazu nöthig, daß man durch langen Widerſtand die Macht der Sinnlichkeit ſchwäche, und die Erkenntniß des Rechts verſtärke; daß man allen Kräften der Seele dieſelbe Richtung gebe, und ſie auf das lebhafteſte für das Gute intreſſire, damit ſie alle unzertheilt dem nämlichen Ziele zuſtreben.

Das, was den Entſchließungen des Willens die meiſte Wirkſamkeit giebt, Einbildungskraft, Empfindung, Leidenſchaften, das muß der deutlichen Einſicht dienſtbar gemacht werden, das muß ihr ſein Feuer leihen, um den oberen Erkenntnißvermögen Leben und Bewegung mitzutheilen. Die edeln Empfindungen der Ehrbegierde, der Schaam, und der ſüße Genuß der Selbſtzufriedenheit muß zum Beſten des moraliſchen Guten erweckt, unterhalten, und durch die Ausſicht in die angenehmſten Befriedigungen befeuert werden. Man muß es überzeugend erkannt haben, daß dieſe Befriedigungen der beſſern Ehrliebe, und dieſe gegründete Schätzung ſeiner ſelbſt ſich nur auf dem Wege der Tugend finden. Die Verpflichtung zu dem, was recht iſt, muß aus der Natur der Sache ſelbſt hergeleitet werden, und zwar muß uns die Wahrheit, die Nothwendigkeit, die Zuträglichkeit dieſer Verpflichtung ſo klar in die Augen fallen, daß unſer Geiſt von keinem andern Lichte kann irre geführt werden, und daß er ſchon in dem Genuß der Güter lebt, die nicht ſo nahe ſind, als die Vergnügungen, welche ſich ſeiner Sinnlichkeit darbieten. Bei dem geringſten Verſuche, gut zu ſein und dem Gewiſſen zu folgen, muß man den Geiſt auf die Zufriedenheit aufmerkſam machen, die mit ſolchen Siegen über ſich ſelbſt verknüpft ſind, um ihm die Vortheile der Tugend anſchauend zu machen, damit die Erinnerung einer

ſolchen Erfahrung bei künftiger Gelegenheit neue gute Wirkung thue. Durch dieſe eigene Erfahrung, ſo wie durch die Erfahrung, die wir durch andrer Beiſpiele erhalten, wird das Gemüth in dem erkannten Guten beſtärkt, wenn es gewahr wird, daß die moraliſchen Wahrheiten keine Träume guter Herzen und kranker Köpfe ſind, daß ſie uns nichts verſprechen, was ſie nicht auch in der That leiſten, indem ſie wirklich mit den edelſten Affektionen unſers Herzens harmoniren.

Der moraliſche Nutzen wohlgewählter Beiſpiele iſt noch von weiterm Umfange. Sie mögen wahr oder erdichtet ſein: ſo ſtellen ſie das in einem einzelnen Falle vor, bringen das vor unſer Anſchauen, beſchäftigen damit unſre Einbildungskraft, und drücken es uns unter der bleibenden Form eines gefälligen Bildes ein, was, als allgemeine Wahrheit, nur würde unſre Vernunft beſchäftigt, und alſo unſre Seele kalt gelaſſen haben. Sie erregen in uns ſüße Bewunderung, und dieſes hohe Gefühl verſchlingt alle unſre andre Empfindungen für geringere Gegenſtände, und treibt alle unſre Kräfte zu einem edlen Nacheifern. Tugend ſcheint uns alsdann Schönheit, und Laſter, Häßlichkeit. In dieſem Lichte muß uns dann beides vorgeſtellt werden, wenn unſer ſinnliches Wohlgefallen gegen die Reize der erſtern, und unſer Abſcheu gegen die Scheußlichkeit des letztern erregt werden ſoll. Je mehr dieſe Schönheit und dieſe Häßlichkeit vor unſre Sinne und Einbildungskraft gebracht wird, deſto lebhafter wird dieſes Wohlgefallen und dieſer Abſcheu.

Dies iſt eins der würdigſten Geſchäfte und eine der edelſten Beſtimmungen aller ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften; dahin müſſen ihre Werke abzielen, nicht blos wenn ſie nützen, ſondern auch wenn ſie gefallen wollen. Eine jede Berichtigung und Verfeinerung unſers ſinnlichen Wohlgefallens und unſers ſinnlichen Abſcheues, die wir ihnen zu danken haben, iſt ein ſchätzbarer Beitrag zu unſrer moraliſchen Vollkommenheit. Wenn unſre Seele gegen die Schönheit der Tugend nicht gefühllos ſein ſoll, ſo muß auch ihre Empfindlichkeit verfeinert werden, ſo muß das Wohlgefallen an intellectueller Schönheit ſchon die gröbere Sinnlichkeit überwiegen. Die Dichtkunſt muß ſich an unſre Empfindungen wenden, und unſrer Einbildungskraft das Erhabene und Schöne der phyſiſchen und moraliſchen Welt in einem ſtarken und in einem gefälligen Lichte zeigen, und die Beredſamkeit alle ihre Wunderkräfte aufbieten, um unſre Herzen zu erſchüttern. Sie müſſen ſich unſre Thränen dienſtbar machen, und unſre Herzen bei dem Anblick des erdichteten Elends in unverſtellter Wehmuth zerſchmelzen lehren.

Dann erſt, wenn ſo unſre moraliſche Urtheilskraft erleuchtet, unſre Einſichten erhöhet, berichtiget, erweitert worden, unſre ganze Seele für das Gute begeiſtert, und eine jede Fiber unſers Herzens für die allgemeine Gerechtigkeit in Bewegung geſetzt iſt, daß ſie alle anfangen, zum Ehrbaren mit derſelben Federkraft zu ſtreben, womit ſie bei dem ſinnlichſten Weltlinge nach den Gegenſtänden der Sinnlichkeit ſtreben; nur erſt dann, wenn ſo eine böſe Begierde nach der andern geſchwächt iſt, und eine Neigung nach der andern eine beſſere Richtung erhalten hat, nur erſt dann fängt der gute Character an, zu einer vollkommnen Form ſich zu bilden. Alle vernünftige und auf Erfahrung gegründete Kenntniß des menſchlichen Herzens führt uns hierbei auf die Mittel und die Methode, die ich eben beſchrieben habe.

Und dieſe Vortheile, die in der Erziehung des Menſchen zur Tugend ſo gute Dienſte leiſten, hat ſich die weiſe Sorgfalt Jeſu in ſeinen moraliſchen Unterweiſungen ſehr gut zu nutzen gewußt. In dieſen Unterweiſungen iſt nichts, was uns eine übernatürliche Umkehrung auch nur vermuthen ließe.

Weit entfernt einen blinden Gehorſam zu fordern, der ohne Vernachläſſigung der edlen Vernunftfähigkeit nicht möglich iſt, wendet ſich Jeſus vielmehr an unſern Verſtand ſelbſt, um aus ſeinen allgemeinſten, unläugbarſten Grundſätzen die Billigkeit und Zuträglichkeit unſrer Pflichten herzuleiten; er fordert unſre vernünftige Ehrbegierde auf, ſich durch die ſtrengſte Gewiſſenhaftigkeit hervorzuthun, und dem was rühmlich, was ein Lob, was eine Tugend iſt, nachzutrachten. Er verſpricht uns Erquickung, er verheißt uns Ruhe der Seele, er beruft ſich auf unſre Erfahrung (Joh. 7, 17.) und weiſet uns auf fremde Beiſpiele. Bald hüllet er ſeine Lehren in das gefällige Kleid eines Apologen, bald trägt er ſie unverhüllt, aber mit dem keuſchen Schmucke einer effectvollen Beredſamkeit vor.

Wir müſſen alſo den Menſchen ſeiner eigenen Thätigkeit überlaſſen. Sein Schickſal wird von nichts anderen als von ſeiner eignen Tugend abhangen, und zwar genau von dem Grade derſelben, den er nach ſeinen Fähigkeiten und Umſtänden hat erreichen können. Dieſes, glaube ich, werde folgen müſſen, wenn es gründlich genug erwieſen iſt, daß das Wohlſein des Menſchen nicht auf der Zurechnung eines fremden Verdienſtes beruhe, daß es nach einem weiſen Rathſchluſſe ausgetheilt werde, daß die Quelle eines guten Betragens nicht von dem erſten Menſchen vergiftet ſei, und daß er alſo keiner übernatürlichen Unter-

ſtützung der Allmacht zu ſeinem Wohlverhalten bedürfe. Alsdann bliebe nichts übrig, wodurch irgend jemand, der nicht zur chriſtlichen Kirche gehört, von ſeinem Antheil an Glückſeligkeit ausgeſchloſſen würde, als ſeine eigene Schuld. Es würde ſich alſo fragen: 1) Iſt in der Religionserkenntniß eines Menſchen, welcher der Hülfsmittel des Chriſtenthums beraubt iſt, nothwendig etwas, das ihn in den Augen Gottes ſtrafbar macht, 2) Iſt er zu dem nöthigen, oder wie gar einige wollen, zu allem moraliſchen Guten unfähig? Dieſe beiden Fragen müſſen noch beantwortet werden, wenn man dieſe Unterſuchung auf eine befriedigende Art zu Ende bringen will.

Wer getrauet ſich nicht, auf den erſten Anblick eine richtige und genaue Erklärung von der Abgötterei zu geben? Und doch haben größtentheils alle diejenigen Definitionen derſelben, die wir bei den ſcharfſinnigſten Philoſophen finden, eine Unvollſtändigkeit, der man erſt durch eine weitere Entwicklung abhelfen muß. Es kann unmöglich hinreichend ſein, zu ſagen, daß die Abgötterei in der Anbetung eines ſolchen Dinges beſtehe, welches nicht Gott iſt. Wenigſtens, wenn in dieſem Verſtande die Abgötterei ſtrafbar ſein ſollte: ſo müßte der Abgötter zuvor eine richtige Vorſtellung von Gott haben, und alsdann ein Ding, das nicht Gott iſt, an die Stelle des erkannten wahren Gottes zum Gegenſtande ſeiner Anbetung nehmen. In dieſem Falle würde er ein heuchleriſcher Böſewicht ſein, den wir dem Schickſal überlaſſen müſſen, das ſeine Ruchloſigkeit verdient. Hält er aber den Gegenſtand ſeiner gottesdienſtlichen Verehrung wirklich für die Gottheit: ſo iſt er ein Irrender, und muß als ein ſolcher gerichtet werden. Es wird alsdann bei der Beſtimmung ſeiner Schuld und Unſchuld blos darauf ankommen, wieviel ſein Herz an ſeinem Irrthum Antheil genommen, wieweit er ſolchen vermeiden oder nicht vermeiden könne.

Der Begriff von der Unendlichkeit des göttlichen Weſens erfordert ſoviel andere vorläufige Ideen, dieſe Ideen ſind ſo abſtract und transſcendental, daß es kein Wunder iſt, wenn der menſchliche Verſtand ſie erſt ſpät ganz rein erhalten hat; und daß er erſt das trübe Waſſer mancher Irrthümer hat herausſchöpfen müſſen, ehe er die lautere Wahrheit auf dem Grunde des Brunnens liegen geſehen. Die Begriffe von Ordnung, Wahrheit, Uebereinſtimmung, Vollkommenheit, von Urſach und Wirkung, von Handeln und Leiden, von Realität und Schranken, von Nothwendigkeit und Zufälligkeit, und noch mehrere andre, die zu dem Begriffe einer unendlichen Subſtanz gehören, ſind ſo abgezogen, daß ſie

gerade die letzten ſein werden, welche ſich der menſchliche Verſtand deutlich macht. Doch aber gehören ſie alle zu unſerm Nachdenken über die Natur Gottes, und unſre Erkenntniß von dieſer wird nach dem Maaße richtig ſein, als jene Begriffe bei uns an Richtigkeit und Deutlichkeit gewinnen.

Das iſt aber erſt das Werk fleißiger Uebung und unermüdeten Nachdenkens, dazu gehört Fähigkeit und Gelegenheit zum Unterricht. So wie wir dieſe genutzt haben, und haben nützen können, danach werden unſre unrichtigen Vorſtellungen von der Gottheit ſtrafbar ſein oder nicht; die Größe des Gegenſtandes unſrer Irrthümer wird nur inſofern dabei in Betrachtung kommen, ſofern Dinge von großer Wichtigkeit auf unſern Fleiß mehr Anſpruch machen, als Dinge von geringerer Erheblichkeit.

Uebrigens iſt die Vielgötterei nicht die erſte urſprüngliche Religion der Menſchen geweſen; die Anbetung eines einzigen Gottes iſt allemal vor derſelben vorhergegangen. Anfangs beſteht alle Religion bei dem Menſchen in einem gewiſſen undeutlichen Gefühl einer erſten höchſten Urſach. Die Wahrheit iſt älter als der Irrthum; dies beweiſet das ganze Alterthum.

Mit dem Fortgange der Zeit verdunkelt ſich aber die Lehre von der Einheit Gottes immer mehr und mehr. Sie hat ohnedem ihre ganze Ueberzeugung von einer weniger aufgeklärten Empfindung, die bei gewiſſen Veranlaſſungen leicht verſchwinden kann. Alsdann fängt der Menſch an, die Gottheit in mehrere Theile zu zerſtücken, und wenn hierzu einmal der Anfang gemacht iſt, ſo läßt ſich kein Ziel angeben, wobei der irrende Verſtand nothwendig ſtille ſtehen müßte.

Dieſes iſt überhaupt der Zirkel der menſchlichen Meinungen; man geht von einer dunkeln Empfindung aus, und kömmt, indem man anfängt dieſe dunkle Empfindung in ihren einzeln Theilen klärer zu machen, auf mannichfaltige Irrthümer, die nur erſt ein anhaltender Fleiß mit dem Fortgange der Zeit verbeſſern kann.

Das Intereſſe wurde der Schöpfer verſchiedner Gottheiten. Sobald der Menſch in geſellſchaftliche Verbindungen tritt, ſobald er andre neben ſich ſieht, die ſeinem Wohlſein ſchaden könnten: ſobald ſetzt er ſein Intereſſe dem Intereſſe ſeines Gegners, und das Intereſſe ſeiner kleinen Geſellſchaft dem Intereſſe einer andern kleinen Geſellſchaft entgegen. Wenn er nun den Glauben an die Vorſehung mit dieſem Intereſſe verbindet: ſo denkt er ſich einen Gott, der nicht der Gott ſeines

Nachbars iſt. Die wilden Peruaner hatten keinen andern Grund bei der Wahl ihrer Gottheiten, und noch jetzt nimmt der afrikaniſche Wilde einen Strohhalm zu ſeinem Fetiſcho, um ſeinen eigenen Gott für ſich zu haben.

Das nämliche Intereſſe erſchuf die beſondern Gottheiten einzelner bürgerlicher Geſellſchaften. Wenn dieſe endlich in wenigere große ſich verloren: ſo wurde keine ihrer Gottheiten verſchmäht, ſie wurden alle aufgenommen.

Bei einer ſolchen Vielheit der Vorſteher über einzelne Abtheilungen ging aber die Idee eines allerhöchſten Regierers nicht verloren. Darum darf man aber den Aberglauben, womit bei der rohen ununterrichteten Menge ſelbſt des weiſeſten Volks dieſe Erkenntniß verunſtaltet war, nicht leugnen oder verkleinern.

Der große Haufe verehrte die Gottheit, wie er ſie erkannte, und er erkannte ſie bisweilen unter Formen, die von der Wahrheit ſehr entfernt ſind. Aber der weiſere Theil war von dieſem Aberglauben weit entfernt. Auguſtinus preiſet ſelbſt die Lehren des Plato und ſeiner Schüler über die Einheit Gottes, und, was bei einem Manne von ſeiner Denkungsart nichts geringes iſt, er ſcheint zuzugeben, daß dieſe Männer durch eignes Nachdenken zu ſolchen Einſichten gelangt ſind. Er widerlegt die eben ſo unchronologiſche als unphiloſophiſche Muthmaßung ſeiner Vorgänger, daß Plato dieſe Lehre von dem Jeremias gelernt habe, ausdrücklich. Ich ſetze zu ſeinen hiſtoriſchen Beweiſen noch die allgemeine Betrachtung hinzu, daß ein Mann, der in den ſchwerſten metaphyſiſchen Unterſuchungen ſo viel Tiefſinn geäußert, die Begriffe von Ordnung, Schönheit, Vollkommenheit und Wahrheit, von Schein und Realität, von ſinnlicher und intellectueller Erkenntniß ſo richtig erörtert, zu würdigen Vorſtellungen von der Gottheit vorzüglich im Stande ſein mußte.

Das alles aber würde die Heiden nicht retten, wenn bei ihrer mangelhaften Religionserkenntniß gar kein gutes moraliſches Verhalten hätte Statt finden können.

Nun muß die griechiſche und römiſche Tugend einem jeden, der eine claſſiſche Erziehung erhalten hat, etwas bekanntes und ausgemachtes ſein. Es kann auch ſogar die ſpitzfindigſte Sophiſterei der Schultheologie die Eindrücke der Hochachtung und Bewunderung ihrer großen Thaten und Eigenſchaften, die die Leſung der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller auf ein junges offenes Gemüth gemacht hat, nicht ganz

auslöſchen. Wie kann es alſo die Frage ſein, ob es bei ſolchen Völkern moraliſche Vortrefflichkeit gegeben habe, von denen wir unſre Geſetze erhalten, denen wir den größten Theil unſrer Weisheit und den Anfang aller Wiſſenſchaften zu danken haben, durch deren Unterricht unſer Geiſt ſeine erſte Bildung erhält? Ihre Staatseinrichtungen geben den Kennern noch immer Stoff zu lernen und nachzudenken, ihr öffentliches Leben im Kriege und im Frieden iſt noch immer der Gegenſtand der Bewunderung unſrer Jugend und unſers Alters, ihre Weltweiſen unterrichten noch immer unſern Verſtand über die wichtigſten Gegenſtände des menſchlichen Denkens, und ihre Dichter ſind noch immer unnachahmlich in der Kenntniß von dem, was ſittlich groß und vortrefflich iſt, in der Kenntniß der innerſten Triebfedern des menſchlichen Herzens, und in der Bewegung dieſer Triebfedern, um zu gefallen und zu rühren, und durch dieſe Mittel unſre Empfindungen zu verfeinern und unſre Geſinnungen zu veredeln.

Der Strom dieſes Geſchmacks und dieſer Geſinnungen, der freilich bei den großen außerordentlichen Seelen in ſeiner größten Fülle war, ergoß ſich ebenfalls auch in kleinern Bächen über den gemeinen Haufen.

Aber, wird man ſagen, „dieſe Tugenden waren nicht das Werk der Religion." Ich antworte: es wird ſchon genug ſein, wenn ich bewieſen habe, daß wenigſtens die Religion der Griechen und Römer ſie nicht hinderte, dieſe Tugenden zu üben. Bei allen Irrthümern der Vielgötterei können noch immer die Wahrheiten beſtehen, und ſie haben wirklich dabei beſtanden:

1) Daß man Gott dienen müſſe;

2) daß die Tugend, Frömmigkeit und Menſchenliebe ihm der angenehmſte Dienſt ſei,

3) daß man durch aufrichtige Reue zu dem Wege der Rechtſchaffenheit zurückkehren müſſe, wenn man ihn verlaſſen hat,

4) daß es Strafen und Belohnungen in dem gegenwärtigen und zukünftigen Leben giebt.

Die Heiden, wenigſtens die Weiſern unter ihnen, ſahen wohl, daß der Satz: nur das Ehrbare iſt nützlich, worauf ſich alle Tugend gründet, ſeine Wahrheit nur in einer Welt haben könne, worüber ein vollkommenſtes Weſen waltet, und daß der beſtändige Vorzug der Tugend, ohne den Glauben an die Regierung eines höchſten Weſens und einen künftigen Zuſtand der Vergeltung, nicht könne evident gemacht werden. Allein außerdem, daß die heidniſchen Religionen verſchiedne Tugenden

nicht ganz ohne Unterſtützung ließen, fanden dieſe auch in andern öffentlichen und beſondern Einrichtungen bei den heidniſchen Völkern Beförderung. Erziehung, Geſetzgebung und politiſche Verfaſſung zielten in den meiſten Staaten des Alterthums dahin ab, die Bürger zu allen Arten bürgerlicher Tugenden zu bilden.

Erſt müſſen wir lernen, aus unſerm gewohnten Geſichtskreiſe herausgehen, und uns in die Stelle andrer Menſchen verſetzen, die in einer Verfaſſung leben, welche von der unſrigen verſchieden iſt, und mit Umſtänden umringt ſind, die ſie ganz anders modificiren müſſen. Wenn wir uns denn von jener Art zu denken und zu empfinden, die das Reſultat von tauſend zufälligen Einflüſſen iſt, durch Ueberlegung ganz entkleidet haben: dann werden wir das, was die menſchliche Natur gemein hat, ohne die Hülle entdecken, die uns gemeiniglich hindert dem guten Character fremder Nationen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Wir werden gewahr werden, daß die gemeinnützigen Triebe in ſo vielen Staaten des Alterthums ihre ganze Thätigkeit hatten, alle ſelbſtſüchtigen Gedanken verſchlangen und in ſich ſelbſt verkörperten.

Man kann kaum begreifen, wie man Menſchen mit ſolchem Geiſte und Geſinnungen hat verachten oder verdammen können. Aber das richten lang genährte Vorurtheile endlich aus. Ohne dieſe würde man in den Bürgern der Vorzeit eben dieſelbe Bildung des Geiſtes erkennen, die dem Menſchen weſentlich iſt, und die, wenn ſie ihre natürliche Entwicklung erhält, nicht anders als würdig und richtig ſein kann. Die aber fehlte auch in dem Anfange der bürgerlichen Geſellſchaften nicht.

Bei allem dem muß man geſtehen, daß die Tugenden der Alten nicht immer das milde Anſehen haben, das ſie bei uns durch feinere Sitten und durch die Artigkeit der ritterlichen Galanterie oder durch die Aufklärung des Verſtandes erhalten. Das Wachsthum der Sittenlehre hängt von der Aufklärung des Verſtandes der Menſchen ab. Mit der weitern Ausbildung deſſelben gewinnt ihr Tugendſyſtem natürlicher Weiſe an Umfang, Richtigkeit und Evidenz, die erleuchtetern Triebe, die ſich ſelbſt überlaſſen, bald in der Wahl der Mittel zu ihrem Zwecke irrten, bald das Maaß überſchreiten und aus ihren Kreiſen treten, fangen an, einen richtigern und ſicherern Weg zu gehen, und, indem ſie ſich in den Grenzen halten, die ihnen die Vernunft vorſchreibt, das Ebenmaaß und die Harmonie der Seelenkräfte, woraus die ganze Vollkommenheit des menſchlichen Geiſtes erwächſt, zu befördern. So erweitert ſich der moraliſche Geſichtskreis des Menſchen, ſo geht er von kleinern

Graden der Vollkommenheit zu größern; aber ſelbſt auf der niedrigſten Stufe ſind ſeine guten Anlagen nicht ohne ihre Aeußerungen.

So wie die Lilien und Roſen aller Zeitalter dieſelbigen heilſamen Kräfte haben, ſo finden ſich zu allen Zeiten in der menſchlichen Seele dieſelbigen Anlagen zum Guten, dieſelbigen Regeln des Rechts durch den ganzen Erdboden.

Das, was in den bürgerlichen Geſetzen und in einer jeglichen öffentlichen Religion, die ſelbſt von manchen Irrthümern verunſtaltet iſt, dem Naturrecht, ſeiner Erkenntniß und ſeiner Ausübung beförderlich wird, gehört allerdings auch zu den Mitteln, die die Vorſehung gebraucht, um die Menſchen zu ihrer Glückſeligkeit zu führen. Wenn Geſetze und Gottesdienſt wirklich dieſen Nutzen gehabt haben, ſo muß es eine Veranſtaltung der göttlichen Güte und Weisheit ſein, auch durch ſolche Mittel das Wohl der Menſchen zu befördern.

Ich habe noch immer von dem ungebildetern Theile der Heidniſchen Völkerſchaften geredet, und ihrer Weltweiſen noch keine Erwähnung gethan. So viele Mängel man auch immer an der Moral der alten Weltweiſen hat finden wollen: ſo bleibt ihnen doch das Verdienſt, daß ſie größtentheils aus der Empfehlung der Tugend ihre vornehmſte Angelegenheit gemacht haben, und daß ſie bis auf eine einzige Schule hierin übereinſtimmig geweſen; geſetzt auch, daß ſie in einigen Nebenſachen von einander abgegangen wären. Indem ſie den ganzen Menſchen nahmen, nach allen ſeinen Theilen, nach allen ſeinen Kräften, indem ſie dieſe Theile gehörig ſchätzten, indem ſie ihn auf das Beſtreben führten, alle dieſe Theile, alle dieſe Kräfte in gehörigem Verhältniß zu verarbeiten, um ſich alſo im Ganzen vollkommner zu machen, indem ſie hierin das höchſte Gut, oder die größte Glückſeligkeit, und die letzte Beſtimmung des Menſchen ſetzten, worin ſich alle andern auflöſen: ſo waren ſie im Stande daraus alle beſondern Tugenden, der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit, der Großmuth, worauf uns eine innere Empfindung führt, womit das äußere Wohl der Menſchen verbunden iſt, und die wir uns nicht erwehren können, an uns und andern zu achten, ganz ungezwungen herzuleiten.

Wenn ſich nun die Weiſen beſtrebt, die Moralphiloſophie, ſo viel es die menſchliche Schwachheit zuläßt, in Ausübung zu bringen, ſie beſtändig vor Augen zu haben, und in der Befolgung derſelben zu wachſen, hat ſie dieſes können ſelig machen? Die dieſe Frage mit Nein be-

antworten, behaupten: daß ihre Tugenden, keine Tugenden, ſondern glänzende Laſter ſeien.

Auguſtinus ſagt, alle rühmlichen Thaten der Heiden haben nicht die Gottesfurcht zum Grunde und ſeien deshalb Sünde, nicht weil es Sünde ſei, tugendhaft zu handeln, ſondern weil nur ein gottloſer Menſch leugnen könne, daß es nicht Sünde ſei, ſich einer ſolchen Handlung nicht in dem Herrn zu rühmen. Allein man darf nur bedenken, daß kein wahres Tugendſyſtem ohne den Glauben an die Vorſehung beſtehen kann, man darf nur die feſte Ueberzeugung erwägen, worin Socrates, Plato, Seneka, Epiktet, und Marcus Aurelius waren, daß der Tugendhafte in Anſehung ſeiner Pflichten, und ihres endlichen Ausganges unter der Regierung Gottes ſtehe, um die Falſchheit dieſer Beſchuldigung einzuſehen.

Die Abſichten nun, welche die Tugenden der Heiden allein hervorbringen und regieren, ſollen nichts anders als Ehrgeiz und Ruhmſucht ſein! Dieſe Anklage ſetzt voraus, daß aller Ehrgeiz ſündlich und ſtrafbar ſei. Wenn dieſe Meinung ſich noch in dem chriſtlichen Moralſyſtem befände; ſo könnte ſie nichts anders als der Reſt einer elenden Mönchslehre ſein, die ehemals nur zu ſehr den klaren heilſamen Bach der Sittenlehre durch ihre benebelnde Einflüſſe vergiftet hat, und gegen die man ſich noch jetzt nicht genug verwahren kann. Die ſchmutzigen und niederträchtigen Träger freiwillig gewählter Bettelſäcke mußten freilich alle edle Ruhmbegierde verläſtern, auf die ſie Verzicht gethan hatten, und die ihre betrogenen Andächtigen zu Geſinnungen hätte erheben können, wobei ſie ſolche freiwillige Bettler hätten verachten müſſen.

Aber nicht ſo eine geläuterte Vernunft, nicht ſo die reine Lehre Jeſu. Auch iſt es eine Bemühung ohne Erfolg, dieſe Triebfeder des menſchlichen Geiſtes kraftlos zu machen; wenn ſie an der einen Seite gedrückt wird, ſo thut ſich ihre Kraft an der andern Seite hervor, und der unnütze Enkratite, der alle nützliche Ruhmbegierde verloren hat, blähet ſich unter ſeinen Lumpen mit thörichten Poſſen, die der Blödſinn heilig nennt.

Eben das habe ich von der Eigenliebe zu ſagen. Wenn dieſe eine kindiſche Eitelkeit, oder ein eigennütziges Jagen nach kleinen Vortheilen iſt: ſo kann ſie wohl keine Handlung von einigem Werth hervorbringen. Iſt ſie aber die gerechte Schätzung ſeiner ſelbſt, iſt ſie eine Selbſtliebe, die ihre höchſten intellektuellen Vortheile kennt, und dieſe durch Erlangung würdiger Geſinnungen, durch tugendhaftes Beſtreben und gemeinnützige Handlungen befördern will: wer mag ſie tadeln dieſe Selbſtliebe?

Hat etwas zur Verderbniß der Sittenlehre beigetragen; ſo iſt es die Verachtung der natürlichen Tugend.

Wenn der Vorzug der theologiſchen Tugend vor der natürlichen ſich in die Grenzen ihres beiderſeitigen Erkenntnißgrundes oder des Verhältniſſes der göttlichen Wirkungen zu derſelben einſchließt, wenn die eine beſſer iſt, weil ſie unmittelbar von Gott gewirkt wird, und die andere mittelbar, weil ſie dieſelbigen Bewegungsgründe aus einer poſitiven Offenbarung ſchöpft, welche die andre aus der natürlichen nimmt: ſo kann dieſes zwar einen äußern Unterſchied machen, eigentlich aber in dem innern Charakter des Menſchen und den innern Beſtandtheilen einer guten Handlung kann es keinen vortheilhaften Unterſchied für die theologiſche Tugend hervorbringen. Man kann vielmehr mit Recht befürchten, daß die Verachtung der Vernunft und des natürlichen Gewiſſens in der Beſtimmung unſrer Pflichten von ſehr ſchädlichen Folgen ſein werde, wie dieſes die Erfahrung hinreichend bewieſen hat. Denn unter der Aufſicht der Vernunft hätte die Sittenlehre nimmermehr die Tugenden des Mönchsſtandes heiligen und in Anſehen bringen können. Nicht als wenn dieſes die Schuld der chriſtlichen Moral wäre, welche lauter und rein, aber auch weiſe und nüchtern iſt; ſondern es iſt die Folge einer verkehrten Lehrart, welche in moraliſchen Dingen die Vernunft und das natürliche Gewiſſen vorbeigeht, und ſich geradezu an einen blinden Glauben wendet. Man kann zwar den vernunftmäßigſten Pflichten durch dieſen Weg Eingang verſchaffen; allein er läßt eben ſo gut die Mißgeburten der blödſinnigſten Schwärmerei zu, woraus denn allerdings zuletzt eine Sittenlehre erwachſen muß, worin Gnade und Tugend in beſtändigem Widerſpruch ſtehen.

Wenn man alſo dem Menſchen am beſten rathen will: ſo muß man die Verbindlichkeit zur Tugend aus der Vernunft und dem natürlichen Gewiſſen herleiten. Nachdem Kritik und Philoſophie die Begriffe von der Offenbarung ſo ſehr aufgeheitert haben, nachdem über die Sammlung der bibliſchen Bücher Zweifel erregt ſind, die den Nachdenkenden beunruhigen und in ſchwere kritiſche und hiſtoriſche Erörterungen verwickeln müſſen, nachdem man das Weſentliche der Religion mehr auf ihren begreiflichen moraliſchen Einfluß zurückgeführt hat, jetzt bleibt überhaupt keine andere ſichere Parthei mehr übrig, als für die Bearbeitung ſeiner natürlichen Vernunft und ſeines natürlichen Gewiſſens zu ſorgen. Weiſen die Vertheidiger der Offenbarung gegen die natürliche Religion auf die (von ihnen übertriebenen) Laſter und Sitten-

loſigkeiten des Alterthums hin, ſo iſt das eine Art zu argumentiren, die wider eine geoffenbarte Religion, welche ſo mannigfaltige Schickſale gehabt hat, als die chriſtliche, ebenfalls kann gebraucht werden. Es möchte ſich ſchwerlich ein Laſter, eine Frevelthat denken laſſen, die nicht aus den Grundſätzen des Chriſtenthums von dem Aberglauben, dem blinden Glauben, der Schwärmerei, dem Prieſterbetruge und der geiſtlichen Tyrannei wären gerechtfertigt worden. Hat es nun in den mittelalterlichen Zeiten der größten Religionsbarbarei nicht wenig erlauchte Tugenden gegeben, ſo iſt dieſe Erſcheinung nur dadurch erklärbar, daß, unabhängig von dem herrſchenden Gottesdienſte, die Geſetze der Ritterſchaft auf die Bildung des menſchlichen Charakters wirkten. Durch dieſe Geſetze erhielten die natürlichen Empfindungen der Gerechtigkeit, des Mitleids, der Ehrlichkeit und der Großmuth, die in der offenbarten Prieſterreligion keine Aufmunterung und Begünſtigung, ſondern vielmehr Hinderniſſe fanden, kräftigen Einfluß. Und doch wird man nicht anſtehen, die tugendhaften Ritter tugendhaft zu nennen.

Es iſt ebenſo kein Grund vorhanden, die Tugenden der Heiden Laſter zu nennen, weil ſie nicht auf dem nämlichen Wege als andre dazu geleitet worden, und weil gewiſſe Vorſtellungen darauf nicht gewirket, deren Wirkungsart ſich nicht angeben noch begreifen läßt. Der einzige Maaßſtab, wonach die Güte der Handlung zu meſſen iſt, beſteht in der deutlichen Einſicht des dadurch zu wirkenden Guten. Je genauer, je richtiger und lebendiger dieſe Einſicht, je größer, wichtiger und fruchtbarer das Gute iſt, das ich mir vorſetze, je genauer es mit meiner Handlung verknüpft iſt, und je mehr ich dieſe Verknüpfung einſehe, deſto beſſer iſt die Handlung; dieſes ſind die einzigen Elemente, woraus ihre Güte entſpringt. Damit ſie recht verdienſtlich ſei, muß ich von ihrer Vortrefflichkeit recht innig überzeugt ſein, und zu dem Ende muß mir ihre natürliche Richtigkeit und Uebereinſtimmung mit den weſentlichen Beſtimmungen meiner Seele recht einleuchten, und nur dieſe Richtigkeit muß mich von ihrer Uebereinſtimmung mit dem göttlichen Willen überführen, weil die Güte einer Handlung die einzige unverdächtige Anzeige iſt, daß ſie Gott wolle. Finden ſich dieſe weſentlichen Eigenſchaften auch bei der Tugend, die zu dem Beſten der politiſchen Geſellſchaft wirkſam iſt, und durch die Triebfedern, die ſich in dieſer Geſellſchaft befinden, in Bewegung geſetzt wird: ſo muß ſie auch in den Augen Gottes den Namen der Tugend verdienen. Denn Religionsunterricht, Geſetzgebung und Erziehung unterſtützen, verſtärken und beleben die Tugend,

aber in ihr Weſentliches fließen ſie nicht ein, das beſteht blos in der freien Wahl des erkannten Beſten.

Das aber muß auch der heidniſchen Tugend erreichbar ſein, und ihr in den Augen Gottes einen ſolchen Werth geben können, der ſie auch zu ewigen Belohnungen berechtigt. Um den Satz: die Tugenden der Heiden ſind glänzende Laſter in ſeiner ganzen häßlichen Blöße zu ſehen, muß man eine Unterſuchung über die Bewegungsgründe zu unſern Handlungen anſtellen, um zu ſehen, wie ſie müſſen beſchaffen ſein, wenn ſie eine Handlung tugendhaft machen ſollen.

Alle Kräfte der Seele, die in der Hervorbringung einer würdigen tugendhaften Entſchließung zuſammenlaufen, wodurch eine tugendhafte Neigung gezeugt und gepfleget wird, werden durch dieſe Aeußerung und Anwendung erhöhet, und verſchaffen der Seele einen koſtbaren Zuſatz an Vollkommenheit. Dieſe Vollkommenheit beſteht grade darin, daß ein jedes ſchätzbares Vermögen auf ſeinen Gegenſtand geleitet wird, ſich durch die Wirkung des höchſten Guten, die durch ſeine Natur kann erhalten werden, entwickelt, und dadurch den höchſten Grad ſeiner Vortrefflichkeit, der mit der höchſten Vortrefflichkeit der ganzen Seele beſtehen kann, erreicht.

Kein Vermögen der Seele muß überſehen, muß vernachläſſigt werden; ſie ſind alle einer Entwicklung fähig, eines Anbaues würdig, und ihre Verbeſſrung trägt zur Vollkommenheit des Ganzen etwas bei; ſo wie in einem wohlregierten Staate kein Glied ſo gering und ſo arm ſein darf, worauf die Obrigkeit nicht ihre Aufmerkſamkeit und Pflege erſtrecken müßte, weil aus dem Wohlſein aller Bürger das Wohl des ganzen allgemeinen Weſens entſpringt. Von dem reinſten geiſtigſten Verſtandesvermögen bis auf die dunkelſte Sinnlichkeit, von dem gemeinnützigſten edelſten Wohlwollen, bis auf die eigennützigſte Sinnenluſt, alles iſt einer Uebung fähig, und durch Erhöhung eines jeden Theils kann das Ganze vollkommen werden.

Dieſe Seelenvermögen äußern ſich an verſchiedenen Gegenſtänden und wir legen ihnen einen Werth nach dem Werthe dieſer Gegenſtände bei. Der reinſte Verſtand, der ſich mit der Betrachtung des höchſten Weſens beſchäftigt, und der erleuchteteſte Wille, der ſich an der weſentlichen Urſchönheit deſſelben beluſtigt, iſt in Anſehung ſeines Gegenſtandes von edlerer Natur als die eigennützige Sinnlichkeit, die von unwillkührlichen angenehmen Eindrücken in Bewegung geſetzt wird. Das gemeinnützige Wohlwollen, das ſich an Glückſeligkeit ergötzt, die es

außer ſich ergoſſen, iſt edlerer Natur als die Befriedigungen, die ſich in der körperlichen Luſt eingränzen.

Aber außer dem Gegenſtande ſelbſt kömmt hier, um dieſen Werth zu beſtimmen, auch die innere Kraft ſelbſt mit in Rechnung, die aber mit dem Gegenſtande in genauſtem Verhältniß ſteht. Dasjenige, was uns natürlicher Weiſe gefällt, was alſo unſere Sinnenluſt intereſſirt, bewegt unſern Willen am leichteſten. Daher hat man wenig nöthig, die Vergnügungen der Sinnenluſt unſerm Begehrungsvermögen zu empfehlen, und den eigennützigen Begierden noch einen neuen Nachdruck zu geben, die ſchon ohnedem in den körperlichen Trieben ſo viel Begünſtigung finden. Denn zu dem eigentlichen Entſchließen gehöret eben dieſes ſinnliche Wohlgefallen, das durch ſein Feuer alle andre Seelenkräfte in ſich verſchlingt, den Willen überwältigt, und ihn für den geliebten Gegenſtand zum Ausſchlage bringt.

Das iſt nun aber bei den Dingen, denen dieſer Weg ſich des Wohlgefallens der Seele durch die Sinnlichkeit zu bemächtigen, nicht offen ſtehet, auch nicht ſo leicht zu Stande zu bringen. Was ſogleich die geſelligen Empfindungen betrifft, ſo können ſie zwar leicht ſo belebt werden, daß ſie die Seele zu einem Entſchluſſe mit ſich fortreißen. Aber dieſes geſchieht doch nur alsdann, wenn ihnen nicht ein ſtärkeres Intereſſe der Sinnenluſt entgehet, oder wenn ſie durch Uebung und Ueberlegung ſo verſtärkt worden ſind, daß ſie es überwiegen.

Von der Sinnenluſt haben nun gerade die höhern Gegenſtände des reinen Verſtandes ſich keine Beförderung zu gewärtigen; vielmehr iſt es ſchon ein großer Gewinn für ein tugendhaftes Herz, wenn es ſo viel Gewalt über ſeine Triebe erhalten kann, daß ſie ihr wildes Feuer mäßigen, um keine übereilte Entſchließung zu faſſen, und die Prüfung der Urtheilskraft abzuwarten. Aber wenn ſich auch die Triebe dieſem Zwange unterwerfen, wenn ſie ſich eine Unterſuchung gefallen laſſen, wenn ſie einen Kampf mit dem obern Erkenntnißvermögen eingehen: ſo iſt doch nicht gleich die Folge davon, daß ſich der Ausſchlag auf die Seite der letztern neigt. Die Urtheilskraft mag von der Vortrefflichkeit ihrer Wahl noch ſo deutlich überzeugt ſein, wenn dieſe Vortrefflichkeit dem Herzen nicht klar wird und es mit der Heftigkeit einer Empfindung fortreißt: ſo wird keine Entſchließung erfolgen. Es iſt wahr, dieſe höhern Beſtrebungen haben ihre eigenthümliche Schönheit, die ein urſprüngliches Recht auf unſer inniges Wohlgefallen übt, aber nur ſo lange übt, als ihr reizendes Bild vor dem ruhigen beſchauenden Ver-

ſtande daſteht, ſo lange kein Entſchluß zu faſſen iſt, wobei der Eigennutz der Sinnlichkeit ins Spiel kömmt. Denn dieſe hat alle körperlichen Triebfedern zu ihrem Gebote, alle Bewegungen der Säfte und Fibern unterſtützen ſie, und aus dem Zuſammenlaufe aller blinden Kräfte des Begehrungsvermögens, die unbemerkt auf dem Grunde der Seele ſchlafen, aus der Mitwirkung aller ihrer geheimſten Triebfedern, die in dem ganzen Nervenſyſtem gemeinſchaftlich ihre Thätigkeit äußern, entſteht eine Kraft, die ſich des ganzen Menſchen bemächtigt, und das ganze entzückende Bild von milder intellectueller Schönheit mit leichter Mühe auslöſcht.

Alle Bemühungen, die man anwendet, durch Uebungen des Verſtandes und des Herzens der geiſtigen Schönheit der Tugend zu Hülfe zu kommen, und ihr einen Nachdruck zu geben, der der Sinnlichkeit das Gleichgewicht halten kann, ſind lobenswürdig, und können ſich ſowohl einen guten Erfolg, als auch das Wohlgefallen Gottes verſprechen. Zu dieſem Zwecke dienen nun alle Bemühungen, dem Verſtande den Vortheil höherer Beſtrebungen, die nicht auf die Sinnlichkeit gehen, ins größte Licht zu ſetzen, und ſie dem Herzen ſo angenehm zu machen, daß es ſich willig findet, ſie mit ſeiner ganzen Thätigkeit zu befördern. Will man in dieſem Geſchäft glücklich ſein, ſo iſt es gut, wenn man das Gefühl von Ebenmaaß und Harmonie, welches beinahe zu der Lebhaftigkeit ſinnlicher Triebe verſtärkt werden kann, indeß daß es zu gleicher Zeit einen Theil der vernünftigen Natur ausmacht, erwecke und erhöhe, daß man ſich gewöhne, auch intellectualiſche Gegenſtände unter dieſes Gefühl zu bringen. Es muß nothwendig dazu kommen, daß das obere Erkenntnißvermögen dieſe Kraft erhalte, wenn die ganze Seele mit allen ihren Fähigkeiten und Anlagen ſoll angebauet werden. Alles dieſes nun iſt — nicht höchſte Vollkommenheit — es iſt Beſtreben danach.

Und darin beſteht denn bei einem ſo eingeſchränkten Weſen, wie der Menſch iſt, ſeine ganze Tugend. So wenig die Unmöglichkeit zu irren, und ſich zu übereilen, von irgend einem endlichen Geiſte erreicht werden kann: ſo wenig kann er auch zu einer moraliſchen Untrüglichkeit gelangen. Wie kann man dieſes alſo bei einem Geſchöpfe von der Beſchaffenheit, wie der Menſch iſt, erwarten? Durch die menſchliche Fehlbarkeit geht indeß weder der Vortrefflichkeit des Naturgeſetzes, noch der menſchlichen Bildung etwas ab, und man kann nicht ſagen, daß die Vorſchriften des erſten, weil ſie nicht allezeit den Willen bewegen, ſich

nicht von dem obern Erkenntnißvermögen rechtfertigen ließen, oder daß die letztere fehlerhaft ſei, weil das Beſte nicht allezeit auf die Seele ſein Recht ausübt.

Man muß nämlich wohl bedenken, daß das Naturgeſetz in ſeinem weiteſten Umfange im Allgemeinen ſeine vollkommenſte Wahrheit hat, und daß es mit der ganzen übrigen denkbaren Reihe aller Vernunftwahrheiten in genaueſter Verbindung und in beſter Harmonie ſtehe. Es iſt der vollkommenſte Abglanz und der natürliche Ausdruck der weſentlichen Beziehungen aller Dinge und unſrer Seelenkräfte auf einander. Es iſt an ſich Vollkommenheit, und drückt in uns und in den Dingen außer uns nichts als Vollkommenheit aus. Als ſolche iſt es auch ein Gegenſtand des göttlichen Willens, und jeder, der es nach Vermögen übt, und aus dieſem Meere moraliſcher Ordnung und Richtigkeit die Tropfen ſchöpft, die er ſchöpfen kann, wird gerade in dem Grade ein Gegenſtand des göttlichen Wohlgefallens. Da alſo Gott in ſeiner beſten Welt ſo viel Vollkommenheit ſchaffen will, als zuſammen möglich iſt: ſo muß es eine Regel in dem Plan ſeiner Regierung ſein, die Beobachtung des Naturgeſetzes in ſeinen Geſchöpfen nach Möglichkeit zu befördern.

Es harmonirt alſo in der Reihe der Vernunftwahrheiten alles dieſes aufs vollkommenſte mit einander, und erhält eines von dem andern ſeine Unterſtützung: objective Vernunft, Naturgeſetz, Religion, Vorſehung, Glückſeligkeit; das alles macht auf den Geiſt einen Eindruck von Ordnung und Schönheit; und es iſt der Abſicht Gottes gemäß, daß es auch der Tugend in dem Herzen des Menſchen Anſehen, Vertrauen, Wohlgefallen und Liebe verſchaffe. Wenn alle dieſe Strahlen, die aus dem Lichtmeere der unerſchaffenen Vortrefflichkeit ausfließen, in der menſchlichen Seele unter einen Brennpunkt könnten geſammelt und der Wille damit entzündet werden: ſo würde man ihn zu nichts als der Ausführung des Beſten feurig finden.

Aber mehrentheils fängt der Menſch nur einen oder den andern Strahl von dem ganzen Lichte auf, dem er nachgeht, und der die Dunkelheit, in der er wandelt, nur mäßig erhellet. Wohl ihm, wenn er in der Aufſuchung des Lichtes ehrlich und unermüdet und in dem Gebrauch des gefundenen Strahls treu und gewiſſenhaft geweſen iſt. Da der Menſch nicht allein in ſeiner erſten Bildung von der Zucht und dem Unterricht andrer abhängt, ſondern auch in ſeinem ganzen Leben, ſo wie ſein Körper von der Luft, in der er lebt, alſo ſeine Seele von den

Grundſätzen, Kenntniſſen, öffentlichen und beſondern Einrichtungen, Geſetzen, Gebräuchen und Sitten, womit ſie umgeben iſt, ihre beſondre Geſtalt erhält; ſo läßt ſich leicht einſehen, daß, je nachdem er in den Umſtänden dazu Gelegenheit findet, eines oder das andere Beförderungsmittel der Tugend vorzüglich wird ſeinen Anbau erhalten.

Wollte man aber um deswillen, weil bei ſeinen wohlthätigſten Werken, bei ſeiner Mäßigkeit und Großmuth gewiſſe Bewegungsgründe — wie die chriſtliche Religion — nicht mitgewirket haben, einem Menſchen den Ehrennamen eines Tugendhaften abſprechen, ſo würde man die Begriffe ſehr verwirren, der menſchlichen Tugend ohne Urſache eine Aufmunterung nehmen und aus einem unerleuchteten Eifer ſie niedergeſchlagen und muthlos machen.

Durch die chriſtliche Trennung zwiſchen Fleiſch und Geiſt, zwiſchen Natur und Offenbarung machte man eine ſehr ſchädliche und der unverdorbenen Natur, mit welcher die Religion nicht im Widerſpruch ſtehen kann, entgegenlaufende Scheidung zwiſchen den religiöſen Empfindungen und allen noch ſo ſchätzbaren natürlichen moraliſchen Empfindungen. Man thut ſehr Unrecht, alle andern Bewegungsgründe, die nicht aus der Religion herkommen, als fleiſchliche zu verwerfen. Nur der Vertheidiger blödſinnigen Aberglaubens wird es über ſich gewinnen können, die edlen Triebe des Wohlgefallens an unmaterieller Schönheit, die edlen gemeinnützigen Gefühle, die anſtändigen Empfindungen der Ehre, alles dieſes, wovon ſich der Schöpfer ſo viel Beförderung der Ordnung und des Wohlſeins in ſeiner Welt verſpricht, als etwas Fleiſchliches zu verdammen, es höchſtens politiſche Tugend zu nennen und ihm den Namen der moraliſchen zu verſagen.

Man hat durch die Verdammung der heidniſchen Tugenden dem Intereſſe der Religion dienen wollen, man hat die Religion zu ehren geglaubt, indem man an ihrem Altare alle andre menſchliche Vollkommenheiten opferte. Aber ſie verſchmähet ſelbſt ſolche Opfer, wodurch die Menge der Vortrefflichkeiten in der Welt der wirkenden Urſachen und der Endurſachen vermindert würde, ſie glaubt ihr Reich verengt zu ſehen, wenn der Aberglauben die Augen der Geiſter verblenden will, um nicht Vollkommenheiten gewahr zu werden, die der Schöpfer in ſein Werk gelegt hat und deren Anblick die Anzahl ſeiner Anbeter und Anbetungen vermehren ſoll.

Die Lehren der natürlichen Religion haben hiernächſt mit den Lehren des Naturgeſetzes eine gemeinſchaftliche Stütze; als Wahrheiten be-

ruhen beide auf einerlei Grunde. Inſofern die Natur Gottes ein Gegenſtand unſerer Erkenntniß iſt, beſchäftigt ſie die nämlichen Geiſteskräfte, ihre Erkenntniß hat dieſelben Gründe und Kennzeichen, die alle Wahrheit hat. Man ſchadet alſo ſelbſt der Religion, wenn man irgend eine Wahrheit läſtert oder ſie in den Augen der Menſchen verkleinert.

Die Religion kann unter zweierlei Geſichtspunkten betrachtet werden. Als eine wichtige Erkenntniß ſelbſt, die uns als Wahrheit theuer ſein muß, und als eine fruchtbare Erkenntniß, wodurch andre Erkenntniſſe ihre Aufklärung, Wahrheit und Gewißheit erhalten und woraus auch alle moraliſche Erkenntniß ihre Wahrheit bekommt. Auch eine unvollkommene Erkenntniß Gottes kann ſchon in unſern Geſinnungen einen vortheilhaften Einfluß haben. Und giebt es eine öffentliche Religion, die wirklich gute Handlungen gewirkt hat, ſo kann ſie nicht ganz falſch ſein, ſie muß Keime der Wahrheit enthalten. Hat es alſo in einem Lande eine öffentliche Religion gegeben, die Tugenden hervorgebracht, ungeachtet ſie nicht ohne Irrthümer war, ſo wollen wir es Gott überlaſſen, dieſe Irrthümer in einem jeden einzelnen Menſchen nach dem Grade ſeiner Verſchuldung zu richten, aber wir wollen uns hüten, ſolche Tugenden Laſter zu nennen.

Die wichtige Lehre von dem Verhältniß der Religion zur Sittenlehre hat überhaupt vieles von der Barbarei der Zeiten gelitten, worin das chriſtliche Religionsſyſtem ſo ſehr iſt verunſtaltet worden. Man hat ihre gegenſeitigen Beziehungen als Mittel und Zwecke, und die gehörige Unterordnungen der Zwecke aus den Augen geſetzt, und die Begriffe, die Pflichten und Bewegungsgründe verkehrt. Man hat den Gehorſam gegen Gott, der nur, als eine zweite Betrachtung, auf den Willen wirken ſoll, zur erſten gemacht. So unbeträchtlich dieſes ſcheint, ſo viele ſchädliche Folgen hat es doch in der Moral gehabt. Dieſe Stellung der Bewegungsgründe ſteht mit der Natur der Seele, der Erkenntniß des Naturrechts und der Abſicht Gottes in gleichem Widerſpruch. In der Reihe der Wahrheiten ſteht dieſer Bewegungsgrund nicht oben an, er iſt ſelbſt erſt eine Folge von dem, was wir von Gott wiſſen, und in dem Schluſſe des Gewiſſens iſt er der Schlußſatz.

So iſt es auch mit dem Bewegungsgrunde, der von der Verherrlichung Gottes hergenommen wird. Er ſetzt zum voraus, daß man ſich als ein Geſchöpf Gottes, und als einen Theil der göttlichen Schöpfung, durch deſſen Vortrefflichkeit und Beitrag zu der Beförderung fremder Vollkommenheit außer ſich die allerhöchſte Vollkommenheit des Schöpfers

abgenommen wird, denke. Alſo geht die Betrachtung der innern Güte der Handlung ſchon vorher.

Und durch die Betrachtung der innern Güte einer Handlung, die wir vornehmen wollen, durch dieſe Wahl des Guten werden wir eben der Gottheit ähnlich. Denn darin beſteht die wahre Nachahmung Gottes, daß, ſowie die Gottheit das Gute als Gutes wählt, das Vollkommne als vollkommen liebt, der Menſch auch das Gute und Vollkommene um der innern weſentlichen Güte willen wähle und übe. — Haben nun die Heiden die Tugend geübt, ſo kann man die Tugenden der Heiden weder Laſter, noch kann man die Heiden zu ewigen Höllenſtrafen Verdammte nennen.

Es bleibt aber, um die ganze Sache, um die es ſich handelt, zu erſchöpfen, noch einmal die Frage zu beantworten: Giebt es denn ewige Höllenſtrafen?

Es muß einen jeden erleuchteten Verehrer der chriſtlichen Offenbarung ſchmerzen, daß man eine Lehre in das geoffenbarte Religionsſyſtem gebracht hat, die allen vernünftigen Begriffen von dem göttlichen Betragen in der Regierung der Welt ſo gerade zuwider läuft. Alle Erkenntniß Gottes, alle Religion würde dem Menſchen kein Glück, kein Troſt ſein, ſie würden ohne den Begriff von Gott weniger elend ſein, wenn er die ſchreckvolle Kraft haben ſollte, durch ein unendliches Gewicht, das er jedem Irrthum ihres Herzens mittheilte, ſie in ewiges Verderben zu ſtürzen. So verderblich kann der Antheil, den der Allerhöchſte an den Handlungen ſeiner vernünftigen Geſchöpfe nimmt, nicht ſein, in dieſem Lichte können ihre Fehltritte dem barmherzigen, mitleidigen Gotte nicht erſcheinen. Nichts als Weisheit, Güte und Liebe der Ordnung iſt es, die ſein Urtheil über die Handlungen der Geiſterwelt beſtimmen, um derentwillen er mit Zufriedenheit alle guten, richtigen Bewegungen des Willens, und alle böſen, unrichtigen mit Mißfallen anſchaut.

Dieſe Einflüſſe der Weisheit und Liebe der Ordnung ſind nicht anders als mild und wohlthätig für den fehlenden Sünder. Sie laſſen in der Beurtheilung ſeiner Vergehung ſich durch nichts fremdes, nichts ungleichartiges, nichts, das nicht Unvollkommenheit in dem fehlenden Subjekt iſt, lenken. Ein ſolches, und kein andres Gericht darf man von der höchſten Güte, darf man von der höchſten Vernunft erwarten. Ein ſolches Gericht iſt lauter Billigkeit, iſt, wie es ſich ein jeglicher

ſelber wünſchen, dem er ſich zum voraus gern unterwerfen, und das ihm ſein eignes Gewiſſen jedesmal ſelber ſprechen wird.

Noch immer tragen die neuern und ältern Sprachen in ihren moraliſchen Begriffen die Eindrücke, die ſie von der herrſchenden Religion erhalten haben, an ſich. Das Wort Sünde, welches in der lateiniſchen, vornämlich aber in der griechiſchen Sprache einen Irrthum bald des Verſtandes, bald des Willens anzeigte, hat durch den Einfluß des Religionsſyſtems, welches die römiſche Kirche am weiteſten getrieben hat, ſeine neue beſondre Beſtimmung erhalten. Danach hat man es ausſchließungsweiſe für die religiöſe Beziehung, worin man ſich eine böſe Handlung zu denken pflegte, geheiligt.

Indem die Diener einer unerleuchteten Religion nur einzig und allein die Sünde von der Seite ihrer Beziehung auf Gott zeigten, indem ſie dieſelbe blos als eine Beleidigung göttlicher Rechte vorſtellten, und alle andere Betrachtungen von ihrer Schädlichkeit für des Menſchen eigene Natur, von ihrer Vernunftwidrigkeit ꝛc. ganz vorbeigingen: ſo mußte ſein Gewiſſen auch blos um die Ausſöhnung Gottes beſorgt ſein. Wenn er damit in Richtigkeit war, ſo mußte er ſich des Himmels ſicher glauben, ohne nöthig zu haben, an ſeine innere moraliſche Vollkommenheit zu denken. Mit ſo mangelhaften und einſeitigen Begriffen mußte der Menſch, um ſich der göttlichen Huld zu verſichern, auf alle andern Mittel eher fallen, als auf ein ſo natürliches Mittel, nämlich ſeine eigene moraliſche Güte. Daher die ungeheure Menge von Opfern, Reinigungen, von grauſamen Selbſtpeinigungen, von Wallfahrten und andern heiligen Gebräuchen; und — da alle dieſe Dinge in ſich ſelbſt doch gar keine natürliche Geſchicklichkeit zu einem ſolchen Zwecke haben — die Unruhe, womit der Sünder von einer Bußübung zur andern eilt, die Begierde, womit er alles verſucht, die Bereitwilligkeit, womit er den abgeſchmackteſten Offenbarungen heiliger Betrüger entgegengeht, wenn ſie ihm neue Arten von Entſündigungen lehren.

Faſt alle Theologen aller drei chriſtlichen Kirchen haben den Grundſatz angenommen, daß der Verdammte ewig ſünde, daß daher auch ſeine Strafe ewig ſein werde. Das ſoll ein Vernunftbeweis für die Ewigkeit der Höllenſtrafen ſein?

Zu dieſem iſt der Beweis einer bloßen Möglichkeit in alle Ewigkeit fortgeſetzter Verſündigungen nicht hinreichend; man muß die bedingte Nothwendigkeit derſelben erhärten.

Dieſe Nothwendigkeit wollen die Theologen denn durch folgende Schlußfolge bewerkſtelligen. Die Verdammten in der Hölle können nicht aufhören zu ſündigen, denn ſie können nicht anfangen, Gott gehorſam zu werden, weil ſie nicht anfangen können, Gott zu lieben. „Ja, was noch ungereimter iſt," ſagt Mosheim, „die Verdammten würden anfangen, Gott in der Hölle zu lieben." Ungereimt! Warum? „Es iſt unmöglich," ſagt man, „daß der leidende Sünder den ſtrafenden Geſetzgeber liebe." Allerdings iſt das unmöglich, wenn der ſtrafende Geſetzgeber ein willkührlicher Tyrann iſt, der ohne Weisheit, ohne Güte, ohne Abſicht, ohne Verhältniß, mit einem Worte, der ewig ſtraft. Hier befinden ſich die Feinde des mildern Strafſyſtems in einem augenſcheinlichen Zirkel. Sie beweiſen die Ewigkeit der Strafe durch die Ewigkeit der Verſchuldung, und die Ewigkeit der Verſchuldung durch die Ewigkeit der Strafe.

Gottes Gerechtigkeit iſt Liebe, aber weiſe Liebe, auch Liebe für das ſtrafeleidende Subjekt. Wie iſt es möglich, daß man ſich bei Gott Strafe ohne Liebe denken kann? Wie kann man bei dem vollkommenſten Weſen Güte und Gerechtigkeit ſich einander entgegenſetzen, wie kann man ſeine Strafgerechtigkeit Zorn und Rache nennen?

In den Werken dieſes großen Schöpfers iſt aller Orten Entwicklung, Fortgang, Erweiterung, Ausbildung der Fähigkeit, Erhöhung der Kräfte, alle Schritte gehen vorwärts, keiner zurück, wenigſtens iſt keiner umſonſt, keiner, der nicht irgend einmal nütze. Bei jedem Uebergange von einem Zuſtande zum andern iſt neuer Zuwachs an Realität, ohne daß die Realität des vergangenen Zuſtandes ganz verloren gehe. Zu der ganzen unendlichen Summe endlicher Realitäten, woraus die Welt beſteht, muß jedes einzelne ſeinen Beitrag thun, und die wachſende Vollkommenheit des Ganzen muß aus der wachſenden Vollkommenheit der Theile hervorgehen. Daß dieſe Einrichtung der Welt, die uns ſowohl allgemeine Gründe, als überlegende Beobachtung einmüthig lehren, endloſes Elend in irgend einem ihrer Theile zulaſſe, davon iſt es ſchwer, ſich zu überreden. Wachsthum im Ganzen kündigt auch Wachsthum in den Theilen an, und dieſer Wachsthum iſt ſo ſichtbar, iſt den Werken der Gottheit ſo anſtändig!

Der menſchliche Keim enthält Anfangs eine blos empfindende Seele, in welcher aber ſchon die Züge der künftigen Vernunft entwickelt liegen. Dieſer Keim findet endlich die Mutter, worin er ſich entwickeln ſoll. Mit ihm enthüllen ſich die Fähigkeiten des Geiſtes, die bisher als bloße

Fähigkeiten ohne bemerkbare Aeußerungen ſchlieſen. Die Federkraft des wirkſamen Geiſtes fängt an ſich nach allen Seiten auszudehnen, ſeine Vorſtellungen erhalten Licht, Ausbreitung, Leben, ſie wachſen an Anzahl, an Größe, an Tiefe, Wahrheit und Gewißheit, mit ihnen wächſt ſein Vergnügen und ſeine Glückſeligkeit. Dieſe gewährt ihm ſchon die Aeußerung ſeiner Thätigkeit an ſich ſelbſt, das Gefühl dieſer Thätigkeit, die Befriedigung ſeiner Wißbegierde, und die Beſchauung ſeiner Vollkommenheit, die mit inniger Zufriedenheit und Selbſtſchätzung verknüpft iſt. So ſteigt er mit jedem Schritte höher, ſo entdeckt er mit jeder Stufe, die er erſteigt, neue Felder der Erkenntniß des Forſchens, und folglich neue Quellen des Genuſſes und des Wohlſeins. Nach allen dieſen unerſchöpflichen Quellen ſehnet ſich ſein ganzes Weſen, nach ihnen ſtrecken ſich alle ſeine Kräfte vorwärts, er glaubt ſie erreichen zu können, er glaubt, daß er ſie erreichen werde. Von dieſem ermunternden Vertrauen, wozu er ſich unter der Regierung des gütigſten Regenten berechtigt glaubte, ſieht er ſich auf einmal ohne Rückkehr in einen bodenloſen Abgrund herabgeſtürzt, von der Vorſehung vergeſſen oder verworfen, und, ohne den ſchwächſten Lichtſtrahl von Hoffnung, zu unaufhörlichem Elend und Verzweifeln beſtimmt. Jede gute Anlage auf ewig unterdrückt, jeder Schritt in ſeiner Entwicklung auf ewig umſonſt, oder zu ſeiner Pein gethan, jeder ſeiner Wünſche, alle ſeine Sehnſucht nach Wohlſein umſonſt, unbefriedigt, und auf ewig.

In dieſem Entwurfe findet ſich nichts als Widerſpruch und Verwirrung. Anlagen, die nicht entwickelt werden, angebornes Verlangen, das nicht befriedigt wird, beſtändiges in der Natur ſelbſtgegründetes Beſtreben, ohne alle Frucht, ohne allen Gegenſtand; Qualen, die keine Abſicht in dem Leidenden haben, eben darum, weil ſie kein Ende nehmen ſollen.

Nur wenn man annimmt, daß alle vernünftige Weſen endlich einmal zur Glückſeligkeit gelangen, laſſen ſich die Strafen in dem Reiche Gottes rechtfertigen: nur auf dieſem Wege hören ſie auf unnütze und abſichtsloſe Qualen zu ſein.

Ich kehre zu meiner Hauptbetrachtung zurück. Gott kann die tugendhaften Seelen des Heidenthums nicht verwerfen, noch weniger ewig verwerfen. Was wir höchſtens von ihnen mit Grunde ſagen können, iſt, daß ſie Irrende ſind. Laſſen wir aber einmal die Verdammung der Irrenden zu, ziehen wir einen Kreis, ſo groß er ſein mag, außer welchem die Tugend nicht zum Wohlſein führt: ſo wird alles

willkührlich. Ein jeglicher macht dieſe Schranken weiter oder enger, nachdem es der Umfang der Einſichten ſeines Kopfs, und der Affectionen ſeines Herzens zuläßt oder erfordert. Und der Raum, den er umſchließt, kann endlich ſo klein werden, daß er nur ſelbſt mit wenigen Freunden darauf Platz behält.

Was ich hier anführe, iſt nichts unerhörtes, es iſt die Geſchichte der meiſten größern und kleinern Religionspartheien. In den größern Geſellſchaften giebt es wieder geringere, die ſich durch genauere Beſtimmungen der Lehrſätze unterſcheiden, und darnach gegen einander mit eben dem Eifer wüthen, womit ſich die größern unter einander verdammen. Ein jeder glaubt ſich berechtigt, das ewige Glück ſeines Bruders an den Lehrpunkt zu binden, der ihm wichtig ſcheint. Wenn man nun nach Urtheilen über die Rechtgläubigkeit ſeines Bruders ſeine Zuneigung und ſein Betragen gegen ihn abmißt, man richte, wie dabei die Ruhe und das Wohl der Geſellſchaft ſtehen müſſe, oder vielmehr, man erinnre ſich aus der Geſchichte, wie alles dieſes ſich dabei befunden habe.

Der blinde Religionseifer begegnet dem Rechtſchaffenſten, wenn er anders denkt als er, ſchon hier ſo, wie er glaubt, daß ihm dereinſt Gott begegnen werde. Er übertritt ohne Scheu alle Geſetze der Liebe, deren Beobachtung zur Erfahrung und zum Wohl der Menſchen ſo unentbehrlich iſt, und die ihnen Gott mit einer Klarheit und Augenſcheinlichkeit offenbart hat, worüber ſich kein höherer Grad für ſie denken läßt, um die Verwerfung ſolcher Lehrformen zu rächen, die in Anſehung ihrer Evidenz und ihres Nutzens gewiß die Vergleichung mit jenen nicht beſtehen können. Wie können wir es vergeſſen, daß dieſes Geſetz der Liebe auf der göttlichen Geſetztafel das erſte an Würde und Deutlichkeit iſt, wir armen Sterblichen, die wir ſchon den zweiten Athemzug unſers Lebens in den Händen der Liebe thun, und, um ihn thun zu können, ſchon ihrer Hülfe bedürfen? Wie können wir die Schranken unſers Verſtandes verkennen, wie glauben, daß Gott unſre Hände zur Vertheidigung ſeiner Wahrheit habe bewaffnen wollen, dieſe Hände, die an unſern kurzſichtigen Augen ſo unſichre Führer haben, und, indem ſie den Irrthum tödten wollen, ebenſo gut die Wahrheit treffen können?

So wie ein thätiges Leben mit Fehltritten edler iſt, als das unſchädliche Leben einer willenloſen Maſchine: ſo iſt auch Nachdenken mit Irrthum edler als ungedachte Wahrheit. Und das ſind alle Syſteme — geſetzt, daß ſie Wahrheit ſind — die uns durch den engen Kanal der Lehrvorſchriften ungeſucht zugeführt werden. Ich kann alſo diejenigen,

die ſie lieber ſelbſt aus dem Meere der Erkenntniß ſchöpfen wollen, nicht verdammen, wenn ſich in ihre Gewäſſer ungleichartige Tropfen gemiſcht haben, die hier und da ihrer Durchſichtigkeit ſchaden. Sie haben ſich ehrlich bemüht, ſie haben fleißig geſchöpft, und das iſt nicht weniger werth. Dem Himmel, ſagt ein philoſophiſcher Dichter, iſt beten wollen, auch beten; und ſo iſt ihm erkennen wollen, auch erkennen. Ihr Herz iſt gut, das iſt genug, wenn ihnen Gott gnädig ſein ſoll. Denn aus allem Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bibliothek

der

Deutſchen Aufklärer

des achtzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

Martin von Geismar.

III.

Johann Heinrich Schulz.

Leipzig: Otto Wigand.
Eigenthum der Vereins=Verlagsbuchhandlung.
1846.

Johann Heinrich Schulz

Prediger zu Gielsdorf, Wilkendorf und Hirſchfelde.

I.

„Philoſophiſche Betrachtung
über
Theologie und Religion
überhaupt
und über
die jüdiſche inſonderheit.“

Frankfurt und Leipzig 1784.

„Die Wahrheit: daß alles, was da iſt, ſeine Urſachen haben müſſe, woher es komme, iſt eine von den erſten Grundregeln, nach welchen der menſchliche Verſtand denken und urtheilen muß; ſobald er nur zu denken und zu urtheilen anfängt. Dies ſehen wir täglich an jedem Kinde, das, ſobald es was neues ſieht, unerſchöpflich in Fragen iſt, die zuvörderſt die Beſchaffenheit der Sache, die ſeine Aufmerkſamkeit reizt, hinterher aber den Urſprung und die Entſtehungsart derſelben, zu betreffen pflegen. Kein Wunder alſo, daß auch der menſchliche Verſtand, ſobald er in jenen früheſten und unmündigſten Zeitaltern des menſchlichen Geſchlechts überhaupt zu keimen anfing, ſich auch ſofort nach den Urſachen der Dinge umſahe, die er in der Welt kennen lernte. Allein,

je ſchwächer und unmündiger er ſelbſt noch war; deſto ſchwerer mußte es ihm ſein, dieſe Urſachen aufzufinden. Die Menge der Gegenſtände, welche ſeine Sinne rührten, und die Verſchiedenheit ihrer Beſchaffenheiten, mußten ihn vollends nur allzuoft ermüden. — Mit der Zeit lernte der Menſch ſich ſelbſt, als das vornehmſte derer Weſen, die er auf dem Erdboden fand, kennen! Er bemerkte, daß er durch ſeine Handlungen, die Urſache von unzähligen Dingen, Einrichtungen und Veränderungen ward; daß er Ueberlegungen anſtellen, mancherlei beſchließen und ausführen, vielen Dingen eine andre Geſtalt geben, hier bauen, dort zerſtören konnte! Dies leitete ihn auf den Gedanken, daß es wohl ein gewiſſes oberes Weſen geben möchte, von dem alles herkäme, und welches die allgemeine Urſache der Dinge und Veränderungen in der Welt, ſo weit er ſie nämlich kannte, ſein möchte! Dieſer Gedanke, auf welchen die Menſchen kamen, mußte ihnen um ſo viel willkommner ſein: weil er ihren Verſtand nicht nur über ſeine Fragen nach den Urſachen der Dinge ein für allemal aufs vollkommenſte zu befriedigen ſchien; ſondern ihn auch aller der Anſtrengungen und aller der Mühen überhob, die ihm die Aufſuchung der einzelnen, nächſten Urſachen der vorſeienden Dinge und Erſcheinungen in der Welt gekoſtet haben würde. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſer Glaube zuerſt unter irgend einem einzelnen Volke entſtand; von welchem er hernach durch die damals gewöhnlichen Wanderungen ſich weiter verbreitet hat: weil die Namen Jupiter und Jehova, mit welchen in der Folge verſchiedene Völker jenes höchſte Weſen bezeichneten, eine unläugbare Abſtammung von einander verrathen. Die Vorſtellung eines höchſten Weſens hatten alſo die Menſchen von ſich ſelbſt und von ihrer eigenen Wirkſamkeit entlehnt; weil ſie ſich ſelbſt, als die thätigſten und vornehmſten Weſen auf der Erde kannten. Und da ſie von keiner beſſern Natur, als ihre menſchliche war, einen Begriff hatten; ſo trugen ſie dieſe, mit allen menſchlichen Empfindungen, Neigungen, Trieben, Geſinnungen und Kräften auf die Gottheit über: nur mit dem Unterſchiede, daß ſie dieſe mit weit höhern und ſtärkern Kräften, den Graden nach, ausrüſteten, als ſie bei Menſchen gefunden werden; weil der Wirkungskreis dieſes höchſten Weſens weit ausgebreiteter war, als des Menſchen ſeiner. Da ferner, wie ſchon geſagt, ſich durch die Wanderungen die Zahl der Völker ſowohl, als die Mannigfaltigkeit der Sprachen vervielfältigte; ſo wurde mit der Zeit dieſe Gottheit von verſchiedenen Völkern mit unterſchiedlichen Namen bezeichnet. Ein jedes Volk gewöhnte ſich denn an ſeinen Namen, den

es ſeiner Gottheit gegeben hatte; und ſahe den Gott, der von andern Völkern unter einem fremden Namen angebetet wurde, für einen, von dem ſeinigen ganz verſchiedenen, und den Geſetzen der Vorliebe für ſich ſelbſt zufolge, auch falſchen Gott an. Hiezu kam noch, daß die Verſchiedenheit des Landes und Himmelſtrichs, wo ſie lebten, eine große Verſchiedenheit in den Characteren und Neigungen, in den Denkungs- und Handlungsarten der Nationen erzeugen mußte. Wenn nun ein jedes Volk ſeinem Gotte ſeinen Character, ſeine Sitten und ſeine herrſchenden Neigungen gab; ſo mußte natürlicher Weiſe der Gott des einen Volks ganz anders ausſehen, als der Gott des andern! Noch mehr: je unmündiger die Menſchen noch waren, deſto weniger konnten ſie mit einer Vorſtellung ihrer Gottheit zufrieden ſein, die an weiter nichts, als an ein bloßes Wort, an einen Schall, an einen Namen geknüpft war! Sie mußten ſich dieſen unſichtbaren, und ihnen doch ſo wichtigen Gegenſtand nothwendig durch eine körperliche Abbildung ſichtbar, und ihren Sinnen gegenwärtig machen. Und hier hatte die Verſchiedenheit des Nationalcharakters, der Lebensarten, der Sitten und Künſte verſchiedner Völker wieder ihren erſtaunlich verſchiedenen Einfluß in die Wahl der Bilder und körperlichen Vorſtellungen, die ſie ſich von der Gottheit machten, und zur öffentlichen Verehrung aufſtellten. Ferner: So wie nur erſt eine Gottheit da war, ſo ergab ſich, je mehr die Menſchen mehrere Dinge in der Welt kennen lernten, deren Veranſtaltung und Beſorgung über Menſchenkräfte ging, und alſo vor das Departement der Gottheit gehörte, auch das Bedürfniß: dieſer Gottheit mehrere Gehülfen und Untergötter zuzuordnen, damit ſie ſelbſt nicht allzuviel zu thun haben möchte; zugeſchweigen, daß es die Hoheit dieſes Weſens auch erforderte, von einem gehörigen Hofſtaate bedient zu werden! Nun entſtand alſo eigentlich der Begriff eines höchſten oder oberſten Gottes.

Es iſt merkwürdig, daß man ſich zuerſt, und ſo lange nur noch der einfache Begriff eines einzelnen Gottes unter den Menſchen da war, dieſen Gott mehr als den Urheber der ſchrecklichen, als wie der frohen Begebenheiten in der Welt dachte! daß man die Gottheit früher fürchten, als lieben lernte! Jupiter war lange ſchon der Gott des Donners und Blitzes geweſen, ehe er Liebesintriguen ſpielte. Und der Jehova der Juden verbreitete auch mehr Furcht und Schrecken um ſich her, als daß er Zuverſicht und Vertrauen zu ſich erweckt hätte. Wir bemerken: daß nicht das Gute und Erfreuliche, was die Menſchen in der Welt vorfanden, ſondern das Furchterweckende und mit Gefahr Drohende ſie

zuerſt auf den Begriff einer Gottheit gebracht habe. Und das iſt auch ganz natürlich. Denn dasjenige, was die Selbſtliebe des Menſchen fürchtend macht, reizt ſeine Aufmerkſamkeit weit ſtärker, als dasjenige, was ihm den ſanften Genuß eines Guten anbietet. Daher iſt auch die Anſtrengung unſrer Kräfte in Gefahren weit größer, als im Genuß des Guten.

In der Wahl jener Untergötter, und der Arten der Verehrungen und Dienſte, die ihnen gebracht wurden, zeigte ſich nun die Verſchiedenheit bei den Völkern noch größer. Und ſo geſchah es endlich, daß ein jedes Land ſeine beſondern Götter hatte, von denen die Einwohner glaubten, daß ihre Götter gar nichts mit den Göttern andrer Länder gemein hätten, ohngeachtet alle Völker urſprünglich von einem Gedanken ausgegangen, und auf den Begriff einer Gottheit gekommen waren!

Sobald die Götter unter den Menſchen entſtanden und eingeführt waren, ſo war das Entſtehen der Tempel und Altäre, der Feſttage, der Gottesdienſte, und des Prieſterthums, eine natürliche Folge davon. Den Göttern mußte gedienet werden, um ihren Zorn zu verhüten, und ſie bei guter Laune zu erhalten; und man kann leicht denken, daß es an ſolchen Menſchen nicht fehlte, die ſich zur Aufwartung bei den Göttern, zur Anordnung des ihnen zu leiſtenden Dienſtes, und zur Beſorgung der menſchlichen Angelegenheiten bei denſelben erboten. Nie war irgend ein Gewerbe zu erſinnen, das geſchickter geweſen wäre, denen, die es trieben, Bequemlichkeit, Anſehen, Macht und Reichthümer zu verſchaffen, als dieſes. Die angeblichen Diener der Götter wurden bald mit den Cabinetsgeheimniſſen ihrer Gottheiten bekannter, überredeten den unwiſſenden Haufen, daß ſie ſelber in näherer Verbindung und Vertraulichkeit mit den Regierern der menſchlichen Schickſale ſtünden, gaben das, was ſie dem Volke zu ſagen beliebten, für den jedesmaligen Willen, für die Rathſchlüſſe und die Forderungen einer Gottheit an die Menſchen aus, und ſetzten ſich auf dieſe Art in kurzer Zeit, als Mittelsperſonen und Unterhändler zwiſchen der Gottheit und dem Volke, bei dem Letztern in das allergrößte, ehrfurchtsvollſte Anſehen. Einige von ihnen mochten gutmeinende Phantaſten ſein, die, von ihrer eignen ſchwärmeriſchen Einbildung verleitet, den andächtigen Unſinn, welchen ſie ausbreiteten, ſelbſt für Wahrheit hielten. Andre aber, und die Meiſten bedienten ſich dieſes allerſchönſten Mittels, um das blinde Volk am Narrenſeile überall dahin zu führen, wohin es ihre ehrgeizigen, herrſchſüchtigen,

und eigennützigen Abſichten gern haben wollten. Beiderlei Arten haben ſich in ihren Nachfolgern bis auf unſre gegenwärtige Zeiten erhalten.

Man will es dem Moſes gemeiniglich als ein entſchiedenes Verdienſt anrechnen, daß er alle Untergottheiten verbannet, und ſeiner Nation den reinen Begriff eines einigen Gottes und Alleinherrſchers der Welt, oder vielmehr des jüdiſchen Volks, gegeben habe! Allein man ſieht nicht, daß es die Abſicht Moſis war, darum alle Untergötter aus den Begriffen ſeines Volks wegzuwiſchen, um ſich ſelbſt zu den einzigen Untergott, zu dem unmittelbaren einzigen Vertrauten der höchſten Gottheit in der Achtung des Volks zu machen! Auch ſogar nicht einmal eine körperliche Abbildung oder irgend eine bildliche Vorſtellung des Jehova wollte er zugeben, ſondern unterſagte ſie bei ſchwerer Strafe des Todes: weil ihm bange war, daß, jemehr ſich das Volk den Jehova verſinnlichte, oder auf irgend eine Art gegenwärtiger machte, ſein eigenes Anſehen dadurch in demſelbigen Maaße leiden und geſchwächt werden möchte. Und in der That iſt es ſonſt unbegreiflich, warum die Vorſtellung der Gottheit unter einem körperlichen Bilde je hat als wirkliches Verbrechen angeſehen werden können? War, und iſt es nicht Sünde, eine Beſchreibung von der Gottheit in Worten abzufaſſen! warum ſollte es denn Sünde ſein, ein Bild von ihr zu machen? eine Figur zu ſchnitzen, an der der Künſtler die Eigenſchaften, welche von der Gottheit prädicirt werden, ſo weit es ſeine Kunſt erlaubt, auszudrücken ſucht? Den Klügern wäre ein ſolches Bild ja doch nur ein bloßes Erinnerungszeichen an die Gottheit. Und der Schwächere, der ſich die Gottheit nicht in abſtracto denken kann, verliert ja alsdann vollends den ganzen Begriff und alle Vorſtellung von ihr, wenn es ihm auch nicht einmal erlaubt ſein ſoll, ſie unter einem Bilde verehren zu dürfen. Was kann es dem moraliſchen Character eines Menſchen auch ſchaden, ob er ein Bild, oder ein Etwas, davon er nicht weiß, was es iſt, noch, wo es iſt, anbete? Oder, was kann die Gottheit ſelbſt dadurch für Schaden leiden? Was hätte ſie für Urſachen, eiferſüchtig darüber zu ſein? Wollte ſie aber durchaus nicht unter einem Bilde verehrt ſein! warum enthüllte ſie ſich nicht ſelbſt beſſer den menſchlichen Augen? oder, warum ſchuf ſie viele Menſchen, die keiner abſtracten Ideen fähig ſind? und ſich doch von ihr durchaus einen abſtracten Begriff machen, und ihn bei ſich unterhalten ſollen?

Mit dem ſo ſehr verſchrieenen Joche der Dienſtbarkeit, das die Iſraeliten in Egypten getragen haben ſollen, kann es wohl unmöglich ſo viel auf

ſich gehabt haben, als das Geſchrei iſt, das man davon hat machen wollen, und der herrſchenden Nachbetensmode zufolge, die immer noch bei den meiſten Menſchen die Stelle des Selbſturtheilens vertritt, noch davon machen will. Denn man bedenke: 1) daß die Iſraeliten von den Egyptern doch immer in dem ruhigen Beſitz des Landes Goſen, dieſes ſchönſten und fruchtbarſten Theils des ganzen Königreichs, den ihnen Joſeph durch ſeine ſchändlichen Betrügereien und mit himmelſchreienden Ungerechtigkeiten gegen die wahren, eingebornen Eigenthümer verſchafft und erſchlichen hatte, bis an ihren Ausgang gelaſſen wurden! 2) daß nichts billiger war, als daß dieſe Fremdlinge, die ſo lange ſchon das Mark des Landes umſonſt, und im trägeſten Müſſiggange, zum offenbaren Schaden und mit der unverantwortlichſten Ungerechtigkeit gegen die wahren Unterthanen des Reichs, gegeſſen hatten; daß nichts billiger war, ſage ich, als, daß ſie endlich auch angehalten wurden, die allgemeinen Laſten des Landes gemeinſchaftlich tragen zu helfen! 3) daß der Antheil, der ihnen von dieſen Laſten aufgelegt wurde, unmöglich das Maaß der Gerechtigkeit und Billigkeit überſchritten haben könne! Denn 4) warum konnte denn Moſes die Iſraeliten nur durch die Verheißung eines Landes, in welchem Milch und Honig flöſſe, und wo ſie alſo keiner andern Arbeit, als nur der kleinen Bemühung des Schöpfens nöthig haben würden, zum Aufruhr und zur Auswandrung reizen? Und wie war es 5) dem Volke ſelbſt möglich: ganze vierzig Jahre, in der Hoffnung, ein ſolches Land für ſich zu finden, wo ihm alle Arten des Ueberfluſſes und Wohllebens von ſelbſt zuſtrömen würden, dergeſtalt, daß ihm dabei ſonſt nichts zu thun übrig bliebe, als, nur den Mund aufzuthun und zu genießen; wie konnte, ſage ich, das Volk, unter einer ſo dummen Hoffnung, ganze vierzig Jahre mit Müſſiggang in der Wüſte verſchleppen? War dies nicht ein Beweis über alle Beweiſe, daß nicht der geringſte Trieb zu irgend einem vernünftigen Vornehmen, gar keine Luſt zur Arbeit oder nützlichen Beſchäftigung, ſondern vielmehr ein ganz übermäßiger Hang zur Trägheit, zum Müſſiggange, und zu der lüderlichſten Faulheit bei ihnen zu ſuchen war? 6) Woher kam die unſägliche Menge von Gold, Silber, Edelgeſteinen, Seide, und allen Arten von Koſtbarkeiten, die ſie zum Schmuck der Stiftshütte und Prieſterkleidung hergeben konnten? und der Ueberfluß, den ſie doch noch am Ende davon behielten? Und endlich 7) warum ſehnten ſie ſich ſo oft wieder nach Egypten zurück? Warum klagten ſie ſo oft: „Wollte Gott, wir wären in Egypten ge-

blieben, da wir bei den Fleiſchtöpfen ſaßen, und hatten die Fülle Brod zu eſſen!''

Moſes war wahrſcheinlich ein Kind der erſten unſchuldigen Liebe einer Egyptiſchen Prinzeſſin, und dem zufolge, wie die Erfahrung insgemein für die Kinder bezeuget, die ihr Daſein keiner geſetzlichen Pflicht zu verdanken haben, mit ſehr glücklichen Fähigkeiten geboren. Seine natürliche Anlage zum Stolz, und der Trieb zum Herrſchen, der ihn belebte, waren durch die vornehme Erziehung, die er am Hofe Pharaons genoſſen, ernährt und vermehrt worden. Indeſſen waren doch ſeine endlichen Ausſichten auf die Zukunft ſeiner Leidenſchaft hier nicht günſtig. Er warf alſo, da er für einen Sprößling aus Iſraelitiſchem Blute ausgegeben war, ſein Augenmerk auf dieſe Nation, um bei ihr die Befriedigung ſeines Ehrgeizes zu ſuchen, die er am Königlich Egyptiſchen Hofe nicht finden konnte. Er hatte den beſten Unterricht in allen damals bekannten und geltenden Künſten und Wiſſenſchaften genoſſen; und ſeine guten Fähigkeiten hatten ihn einen vorzüglich guten Fortgang in der Erlernung derſelben gewinnen laſſen. Dies kam ihm in der Folge bei ſeinem Unternehmen herrlich zu ſtatten. Die Naturlehre war es natürlicher Weiſe, womit ſich auch ſchon die erſten Weiſen zu beſchäftigen hatten anfangen müſſen. Allein dieſe Wiſſenſchaft lag, ſowohl in ihren mathematiſchen, als chemiſchen Theilen, damals noch tief in ihrer Geburt, und die einzelnen Entdeckungen, welche man inſonderheit in Anſehung der letztern machte, die Erſcheinungen, welche ſich aus den verſchiedenen Miſchungen und Scheidungen der feſten und flüſſigen Körper ergaben, wurden als Wunder und religiöſe Geheimniſſe angeſehen, und von den Unwiſſenden angeſtaunt; welches denn denen, die dieſe Geheimniſſe beſaßen, Gelegenheit gab, ſie als Blendwerke der Taſchenſpielerkunſt zu benutzen, um ſich bei dem Pöbel in deſto größeres Anſehen zu ſetzen. Moſes bediente ſich dieſer erlernten Künſte alſo auch, um ſowohl den Iſraeliten, als auch den Egyptern, die jene nicht fahren laſſen wollten, ſeine göttliche Geſandtſchaft dadurch zu beſcheinigen.

Moſes hatte ferner in ſeinen jüngern Jahren einen Egypter ermordet, und deßwegen landflüchtig werden müſſen. Er war nach Midian gerathen, und hatte ſich bei einem der dortigen Prieſter, Namens Jethro, als Hirte vermiethet. Hier hatte er mehrere Jahre hindurch die Schaafe in derſelben Wüſte gehütet, wohin er hernach die Iſraeliten führte, und während dieſer Zeit, in ſeiner Einſamkeit, unter dem Verdruß: ſich von einem Günſtling am königlichen Hofe, bis an den Hirten-

ſtab erniedrigt zu ſehen! den Plan entworfen, den er zur Befriedigung ſeiner Rachbegierde und Herrſchſucht durch Ausführung der Iſraeliten aus Egypten ins Werk ſtellen wollte. Hier hatte er nun aber auch die Wüſte ſelbſt in ihrer Lage und natürlichen Beſchaffenheit, ihre Producte, und die gewöhnlichen Naturveränderungen, welche ſich in derſelben ereigneten, nebſt den gewöhnlichen Anzeigen und Vorbedeutungen derſelben kennen gelernt. Er wußte, welche Art von Witterung eine unzählbare Menge Wachteln von der Seeſeite herbei zu führen pflegte. Er kannte den Fels am Berge Horeb, der einen Waſſerquell hatte; denn er hatte nach ausdrücklicher Ausſage der Geſchichte am Berge Horeb vormals gehütet! Er kannte das Manna, das in der Wüſte des Morgens geſammelt und ſtatt Brodt genoſſen werden konnte. So bekannt ihm aber alle dieſe Dinge und alle Wege und Stege in der Wüſte waren, ſo unbekannt, wußte er, waren ſie den Iſraeliten: und dieſe ihre Unwiſſenheit machte es ihm möglich, alle jene natürlichen und gewöhnlichen Ereigniſſe, als ganz neue und unerhörte, blos um ihretwillen jetzt unmittelbar von dem Jehova veranſtaltete Begebenheiten und Erſcheinungen, ihrer Leichtgläubigkeit aufzubinden. Inſonderheit gehört die Geſchichte von der geſchehen ſein ſollenden Geſetzgebung auf dem Berge Sinai hierher. Dieſer Berg Sinai, und der Berg Horeb ſind, nach dem Zeugniß aller Erdbeſchreiber, zwei Spitzen eines und eben deſſelben Berges, der in dem ſteinigten Arabien liegt. Die Moſaiſche Geſchichte ſagt ausdrücklich: Moſes habe an dem Berge Horeb die Schaafe gehütet. Mithin kannte er auch den Berg Sinai, und die Naturbegebenheit, welche hier zu gewiſſen Zeiten wahrgenommen werden konnte, vollkommen. Mit derſelben hatte es ohne allen Zweifel folgende Bewandtniß. Es giebt, wie allen Naturkundigen nicht nur, ſondern auch faſt Jedermann bekannt iſt, gewiſſe Höhen, die man Wetterſcheiden zu nennen pflegt, an welchen ſich die ſchweren und niedriggehenden Gewitterwolken zu brechen und zu zertheilen, oder, wenn mehrere Gewitter von verſchiedenen Gegenden heraufziehen, ſich hier, jedoch mit einiger Entfernung von der Höhe ſelbſt, zu vereinigen, und dieſelbe rund um zu beziehen pflegen. Ein vorzüglich hoher, und einſam liegender Berg von einem mäßigen Umfange (dergleichen z. E. der Königſtein in Sachſen iſt, wo man mich auch verſichert hat, daß nie ein Gewitter über denſelben wegziehe, ſondern es ſtets damit die Bewandtniß habe, welche ich ſogleich aus eigener Erfahrung näher beſchreiben will), iſt zur Beobachtung dieſes Phänomens, welches eins

der ſchönſten Schauſpiele der Natur iſt, am geſchickteſten. Ich war einſtmals ſo glücklich, es auf dem bekannten Petersberge wahrzunehmen. Eine ſchwere und tiefgehende Gewitterwolke zog von Südweſt mit ſtarker Macht, und ziemlich ſchnell vom Winde getrieben, gerade auf den Berg zu, auf deſſen Gipfel ich ſtand. Da ſie bald heran war, ſtieß ſich die Luft, welche ſie vor ſich her drängte, an den höhern Berg. Dieſer war der auf ihn andrängenden Luft ein unbeweglicher Widerſtand. Sie mußte alſo, da ſie von der verfolgenden Gewitterwolke an den Berg zuſammengepreßt wurde, ihrer natürlichen Elaſticität zufolge, auf dieſe zurückwirken, und ſie wieder bis ſo weit rückwärts drängen, als es ihre Macht, gegen die hintere, die Wolke treibende Luft, vermochte, und zur Wiederherſtellung des Gleichgewichts erforderlich war. Hier blieb nun das Gewitter in einer kleinen Entfernung vom Gipfel des Berges ſtehen, die ohngefähr ſo groß war, daß jenes noch kaum den Fuß des Berges faſſen konnte. Nun breitete es ſich ſeitwärts aus, und umzog den ganzen Berg rund um; dergeſtalt, daß der Berg, wie ein freier Kegel, von der Gewitterwolke eingeſchloſſen daſtand; und dieſe Einfaſſung, wo eins das andre nicht unmittelbar berührte, der bekannten Einfaſſung, welche der Ring des Saturns um dieſen Planeten macht, ähnlich war. Ich konnte von meinem freien Standorte die herablaufende Fläche des Berges bis beinahe an den Fuß deſſelben frei ſehen; von der vor mir liegenden Landgegend aber, und ihren Dörfern und Städten, nicht das mindeſte wahrnehmen, weil ich durch die dicke Gewitterwolke, die mir jene deckte, nicht durchſchauen konnte. Eben ſo war es begreiflich, daß auch kein Menſch vom Felde, oder aus einem unten liegenden Dorfe her, den Berg ſelbſt ſehen konnte, weil ſeinen Augen daſſelbige Hinderniß im Wege ſtand. Das Gewitter war entſetzlich in ſeinen Entzündungen, Schlägen und Regengüſſen, und dauerte an die zwei Stunden lang. Es iſt einer der ſchönſten Anblicke, die man ſich denken kann: über das Gewitter erhaben! unter ſich, ſich die Blitze deſſelben entzünden und durchkreuzen zu ſehen. Nachdem ſich die Wolke abgewittert und ihres Regens entſchüttet hatte, folglich leichter geworden war: hob ſie ſich allmälig in die Höhe, und ſtreifte nun theils an den Gipfel des Berges, theils auch über denſelben hinweg, ſo, daß ich mich nun mit einem Male mitten in einem ſchnell hinüber ziehenden feuchten Nebel befand, der jedoch nicht ſo dick war, daß ich die nähern Gegenſtände um mich her auf dem Berge nicht noch hätte wahrnehmen können, deſſen Durchzug aber zwiſchen meinen Armen und Füßen aufs deutlichſte zu

ſehen war, und der unterwegs einige ſanfte Feuchtigkeit an meine Kleider anlegte.

Hier haben wir nun die ganze Erklärung der ſo ſehr beſchrieenen wunderbaren Erſcheinung der Herrlichkeit des Herrn auf dem Berge Sinai! Dieſer Berg war nichts anders, als eine ſolche Wetterſcheide, die Moſes bei ſeinem Schaafhüten recht gut hatte kennen gelernt, und die ihm das geſchickteſte Mittel zu ſein ſchien, ſein ausgeſonnenes Regierungsſyſtem in den Augen des einfältigen und leichtgläubigen Volks durch eine ſcheinbar göttliche Sanction zu autoriſiren. — Nun iſt es uns auch begreiflich, warum er ſo außerordentlich eifrig, und recht peinlich beſorgt darüber war, daß kein Menſch ſich dem Fuße des Berges nähern ſollte? warum er es bei den ernſtlichſten und ſtrengſten Verboten und bei der Drohung, daß derjenige geſteinigt oder mit Geſchoß erſchoſſen werden ſollte, der das Ende des Berges anrühren, oder gar auf denſelben ſteigen würde! daß er es, ſage ich, bei dieſen ſchärfern Verboten nicht bewenden ließ, ſondern aller möglichen Sicherheit halber noch ein ſehr weitläufiges Gehege um den Berg zog, um die Neugier gewiß abzuhalten? Denn, wäre ein Iſraelit ſo dreiſt geweſen an den Berg hinan zu gehen, oder ihn wohl gar zu beſteigen, ſo würde er gefunden haben, daß der Berg ſelbſt in dem vollkommenſten Salvo war, und gar nichts mit dem Gewitter zu thun hatte, auch nicht von demſelben berührt wurde!

Wenn alſo, um dies beiläufig zu ſagen, Herr Moſes Mendelſohn in ſeiner neuerlichen Schrift, Jeruſalem ꝛc. betitelt, die Geſetzgebung auf Sinai, noch wundervoll und göttlich finden will, ſo mag er nur bei ſchwüler Sommerzeit nach dem erſten beſten hohen Berg, der als eine ſolche Wetterſcheide bekannt iſt, reiſen, um ſich bei einem heraufziehenden Gewitter von der ganzen angeblich dort geſchehen ſein ſollenden Erſcheinung der Herrlichkeit Gottes einen anſchauenden Begriff zu machen! Und wenn er, der mit dem vollkommenſten Rechte von den Chriſten Toleranz für ſeine Nation fordert, doch am Schluſſe ſeiner Schrift ſelbſt ſo intolerant gegen ſeine Glaubensgenoſſen iſt! daß er es ihnen gerade abläugnen will, daß Jemand von ihnen ſich mit gutem Gewiſſen von dem Joche des Ceremonielgeſetzes entledigen könne? wenn er es ihnen durchaus zur unerläßlichen Pflicht machen will, ſo lange warten, und in unverbrüchlicher ſclaviſchen Befolgung des Geſetzes ausdauern zu müſſen! bis es dem allerhöchſten Geſetzgeber gefallen werde, jenes Geſetz ſo laut, ſo öffentlich, ſo über alle Zweifel und Bedenklichkeiten hinweg,

wieder aufzuheben, als es gegeben ſei! ſo erbiete ich mich, mit ihm nach einer ſolchen Wetterſcheide zu reiſen, dort ein heraufziehendes Gewitter abzuwarten, und ihm alsdann unter allen denſelbigen Feierlichkeiten das Joch des Geſetzes wieder abzunehmen, unter welchen es ihm der alte Moſes über den Hals geworfen hat! — Herr Moſes Mendelſohn mag mir nur eine getreue Specification von allen beſondern Stücken der damaligen Feierlichkeit geben, ſo, wie er ſie aus dem vorliegenden Documente nur extrahiren kann, und ich ſtehe ihm dafür: Es ſoll bei der Abnahme des Geſetzes auch nicht an einem einzigen weſentlichen Umſtande derſelben fehlen. Auch die vierzig Tage und vierzig Nächte will ich mir allenfalls gefallen laſſen: wenn er nur dafür ſorgen will, daß wir uns auch ſo, wie dort bei der Geſetzgebung geſchah, bei dem Gott ſchauen, zugleich ſatt eſſen und trinken können. (2. Moſ. 24, 11.) Im übrigen, ſage ich, ſoll es an nichts fehlen. Denn Moſes war ein Menſch; das bin ich auch: und die Herrlichkeit des Herrn ſoll eben ſo prächtig, wo nicht noch prächtiger erſcheinen, als ſie nur immer auf Sinai erſchienen ſein mag! Und ſo würde alſo meine Aufhebung des Geſetzes dieſelbige Beglaubigung für ſich haben, welche die Gebung deſſelben von Moſe für ſich hatte. Die Hauptſache kommt nur darauf an, daß Herr Moſes Mendelſohn auch den Grad von Leichtgläubigkeit mit heranzubringen nicht vergeſſe, der jene Iſraeliten zur willigen Aufnahme und Huldigung des Moſaiſchen Blendwerks ſo bereit und fähig machte. Wir können uns auch allenfalls um einen kürzern Zeitraum, als jene vierzig Tage waren, vereinigen, zumal, da unter jenen Geboten ſo viele unnütze Dinge und Lappalien mit unterliefen, deren wir uns vielleicht beiderſeits jetzt ſchämen würden, ſie, als aufgehobene Verordnungen, abzuleſen, und ſie ableſen zu hören!

Herr Mendelſohn hat ganz Recht, wenn er die Verſuche, eine allgemeine Religionsvereinigung zu ſtiften, fanatiſch nennet. Für mich giebt es keine Religionszunft. Die alten, ſchon geſtifteten, billige ich nicht; und zur Errichtung irgend einer neuen, beſondern, oder auch einer allgemeinen Religionsvereinigung werde ich meine Stimme nie geben, weil es wenigſtens nicht unter meinen Vorſätzen liegt, noch jemals ein Phantaſt in der Welt werden zu wollen!

Ich kehre nun wieder zu meinem alten Moſes zurück; und um mich nicht weiter in ſeiner Geſchichte zu verlieren, als es mein gegenwärtiger Zweck erlaubt und fordert, ſo wollen wir jetzt die Hauptzüge bemerken, die er uns von dem Charakter ſeines Jehova angiebt: und wir

werden finden, daß dieſer Jehova jedesmal ſo, und dasjenige war, wozu ihn die Leidenſchaften des Moſes machen und haben wollten, und wie ſie ihn brauchten und nöthig hatten.

Schulz ſetzt nun auseinander, wie Moſes den Jehova, wenn er es zur Entſchuldigung ſeiner Anſtalten und Verdeckung ſeiner Abſichten dabei nöthig fand, als unwiſſend und gedankenlos darſtellt, ſo daß er oft vergaß, was er ſelbſt befohlen hatte, auch niemals wußte, ob das, was er befohlen hatte, bewerkſtelligt war, oder nicht, daher den Moſes oft mit ſo vielen unnützen Fragen und Zweifeln quälte, ihm auch ſo viele unüberlegte Entſchließungen, die er gefaßt hatte, vorlegte, daß dieſer oft ganz verdrießlich darüber ward, ihm auch ſeinen Verdruß zuweilen in bittern Antworten zu verſtehen gab. (2. Moſ. 19, 21—24. 33, 12—17. 4. Moſ. 11, 11—17. 14, 11—20. 16, 20—22. ꝛc.) Ferner erſcheine er als ſtolz, prahlend, und auf äußerliche Ehrenzeichen ſehr eiferſüchtig! Hiervon zeuge der ganze Pomp der Stiftshütte, und des Ornats, in welchem die Prieſter vor ihm erſcheinen mußten; und die erſtaunliche Empfindlichkeit, die ihn bei jeder kleinen Nachläſſigkeit, mit der Jemand etwas in ſeinem Dienſte verſah, oder bei jedem unzufriedenen Worte, das das Volk fallen ließ, beigelegt wird. Hiervon zeuge der Selbſtruhm, mit dem er ſich immer ſelbſt lobte, und den Iſraeliten, die Ausführung aus Egypten mit ſtarkem Arme (ohngeachtet dieſe lieber in Egypten geblieben wären) und die Erhaltung ihres Lebens in der Wüſte (ſo unſicher und kümmerlich dieſe auch war), als große ihnen erzeigte Wohlthaten vorwarf. — Der Moſaiſche Jehova werde ferner als ſo partheiiſch geſchildert, daß, wenn man Beiſpiele von der blindeſten und ungerechteſten Partheilichkeit brauche, man ſie nirgends beſſer, als bei ihm finden könne. Was habe ihn bewogen, den Moſes aus der ganzen zahlloſen Menge zu ſeinem Günſtling zu wählen, mit dem er, als ein Freund mit ſeinem Freunde, umging, der ihn von Angeſicht ſchauen konnte, der die Freiheit hatte, ſo oft es ihm beliebte, vor ihm zu erſcheinen und ihm ſogar ſeine Unzufriedenheit zu erkennen zu geben, an dem Jehova ſo hing, daß er ohne ihn faſt nicht ſein konnte! daß man ſagen kann, daß der Eine von ihnen da eintrat, wo der Andere austrat, und daß man oft ſelbſt nicht daraus klug werden könne: ob Jehova vor Moſes oder dieſer vor Jenem ſtehe (2. Moſ. 33, 8—11.)? Und warum konnte er hingegen das Volk faſt nicht vor ſeinen Augen leiden? Warum durfte ſich dieſes demjenigen Orte, wo er ſeine Herrlichkeit erſcheinen laſſen wollte, auch in einer weitern Ent=

fernung, bei Strafe des Todes, nicht nähern? Warum beſtand faſt alles, was er zu dieſem Volke reden ließ, in lauter ſchrecklichen Drohungen? Warum konnte daſſelbe ihm niemals etwas recht machen; ſo, daß er je eine Freude und Zufriedenheit über daſſelbe hätte blicken laſſen? Warum wurde das unſchuldigſte Verlangen deſſelben: ſich ſatt eſſen und trinken zu wollen, immer gleich als ein Verbrechen angeſehen, und oft mit den grauſamſten Beſtrafungen geahndet? (4. Moſ. 11, 33.) Warum mußten alle Oberſten des Volks zur hellen Mittagszeit aufgehangen, und vier und zwanzigtauſend Unſchuldige aus dem Volk ermordet werden? blos aus der leidigen Urſach, weil ein Mann aus den Kindern Iſrael den bezaubernden Reizen eines Midianitiſchen liebenswürdigen Mädchens nicht hatte widerſtehen können? und unter dem nichtigen Vorwande: daß dergleichen Umgang mit fremden Völkern, den Iſraeliten den Weg zur Bekanntſchaft mit fremden Göttern bahnen möchte? (4. Moſ. 25, 2. Moſ. 2, 16. 21. 4. Moſ. 12.) Und warum ging dagegen dem Moſes ſo hin, daß dieſer ſelbſt ſogar eines Midianitiſchen Prieſters Tochter zur Frau genommen und ſich dadurch in ſo viele Schwägerſchaften mit andern abgöttiſchen Prieſtern geſetzt hatte? Warum war das, um deſſentwillen unter dem Volke eine ſo entſetzliche Maſſacre angerichtet wurde! bei dem Moſes, der ihnen mit ſeinem eigenen Beiſpiele darin vorangegangen war, ſo gar keine Sünde, daß Jehova vielmehr ſein ausdrückliches Wohlgefallen darüber zu bezeigen ſcheint?

Warum machte der Jehova überhaupt das Iſraelitiſche Volk zu ſeinem auserwählten Volke? dem er nur allein ſeine Gnade verhieß? mit dem er einen Freundſchaftsbund ſchloß, der darauf hinausging: andre Völker aus ihren rechtmäßigen Beſitzungen zu vertreiben? (2. Moſ. 34, 10—12.). Warum verbot er Jenem: ſich mit andern Völkern zu befreunden, oder ihnen die mindeſte Gunſt zu erzeigen (5. Moſ. 7, 2. 3. Cap. 23, 6.)? Warum wird ihm vielmehr der Befehl an die Iſraeliten in den Mund gelegt: bei aller Gelegenheit andre Völker zu beſtehlen, zu berauben, und wenn ſie ſie übermannen könnten, ſie auszurotten, und nichts von ihnen leben zu laſſen, was den Odem hätte? (Joſ. 11, 11—15.). Was hatten ihm die andern gutmüthigen Völker gethan? Waren ſie nicht rechtmäßige, und dabei ruhige, friedfertige Beſitzer ihrer Lande? Waren ſie nicht ſo gut Menſchen, als die Iſraeliten? —

Vor Allem aber werde dem Jehova Rachbegierde, Blutdurſt und

Mordſucht, zugeſchrieben, und er ſo dargeſtellt, als ob er zuweilen und ſogar bei geringfügigen Veranlaſſungen in hohem Grade habe aufgebracht werden können; dergeſtalt, daß er ſich ſelbſt nicht mehr trauete, bei dem Volke gegenwärtig zu bleiben; weil er an ſich ſelbſt verzweifelte, daß er ſich würde halten können, es nicht aufzufreſſen (2. Moſ. 33, 3.). Es ſei entſetzlich, und die ganze menſchliche Natur empöre ſich, wenn man die Erzählung von den gräßlichen Blutbädern leſe, welche Moſes auf angeblichen Befehl ſeines Jehova unter dem jüdiſchen Volke anrichtete! Er habe dadurch das Volk ſelbſt zu ſo grauſamen, unmenſchlichen Geſinnungen gewöhnt, daß die ganze Geſchichte kein einziges Volk zu nennen wiſſe, bei dem Mordluſt ein ſo herrſchender Zug ſeines Charakters geweſen wäre, als dies bei den Iſraeliten gefunden ward! Ja, man könne ſagen, daß nach dem Maaße, als ſich die Moſaiſche Theologie in der Folge unter andern Völkern verbreitet und in ihre Götterlehren mit eingeſchlichen hat! und nach dem Verhältniß: als jene Lehre vom Jehova, bis auf unſre Zeiten her, als wahre Theologie gegolten hat! auch die grauſamen, menſchenfeindlichen Geſinnungen ſich unter andre Nationen verbreitet, und bis auf unſre gegenwärtige Zeiten haben erhalten können! Blos und hauptſächlich der Begriff von Jehova, den Moſes auf den Thron der Gottheit erhob, ſei der eigentliche Erfinder und Urheber aller Menſchenopfer, die je den Göttern gebracht worden ſind! und des ſchrecklichen Religionshaſſes, der den Erdboden mit ſo vielem Jammer überſchwemmt hat! und der noch bis auf den heutigen Tag der Bruderliebe den Eingang in die menſchlichen Geſellſchaften verwehrt, und dagegen hier mehr, dort weniger Verwüſtung und Tod um ſich her ſprühet!

Die Menſchenopfer, fährt Schulz zu Begründung dieſer Anſicht fort, welche in folgenden Zeiten untern fremden Völkern im Schwange waren; beſtanden eigentlich nur darin: daß ſie ihrem Kriegs-Gotte die gefangenen Feinde zu ſchlachten pflegten. Eine Sitte, die einestheils die Wirkung der Rachbegierde bei ihnen ſein konnte: die aber auch anderntheils gewiß die Frucht des ſchönen Beiſpiels war, das ihnen die Iſraeliten gaben, wenn ſie nach jeder gewonnenen Schlacht, oder eroberten Stadt, auf Befehl ihres Jehova und ihm zu Ehren alle Gefangenen, ſie mochten ſein Männer oder Weiber oder Kinder, kurz alles, was einen Odem hatte, niederhieben und dem Herrn dabei einen Altar baueten. (Joſ. 8, 23—33. 2. Moſ. 17, 14—16. B. d. Richt. 21, 4.) — Dieſer Befehl des Jehova, keinen Empfindungen des Mitleidens

bei ſich Raum zu verſtatten, war ſo ſcharf, und die mindeſte Beweiſung der Menſchlichkeit in Schonung eines wehrloſen Gefangenen wurde als ein ſo ſchreckliches Verbrechen angeſehen und geahndet, daß Saul blos darum auf der Stelle von ſeiner Königlichen Würde abgeſetzt wurde: weil er des armen gefangenen Agags geſchont; und ihn, ſobald er ihn in die Hände bekommen hatte, nicht ſogleich dem Herrn zum ſüßen Geruch hatte niedermetzeln laſſen. Sie iſt ſchrecklich zu leſen die Geſchichte, wie Samuel, dieſer alte verſchmitzte Heuchler, der in der Kunſt, unter der Kappe ſeines Prophetenamtes und unter dem Deckmantel der Befehle vom Jehova die gräulichſten und menſchenfeindlichſten Bosheiten auszuüben, und nach ſeinem Gefallen Könige ab- und Könige einzuſetzen, grau geworden war: ich ſage, es iſt ſchrecklich zu leſen, mit welcher Frechheit er dem Saul ſeine bewieſene Menſchlichkeit zum Verbrechen auslegen; ſich über die Verwerfung, welche ſich Saul dadurch vom Jehova zugezogen hätte, traurig ſtellen; den armen wehrloſen Gefangenen, der ſich in ſein unabänderliches trauriges Schickſal auf eine Art ergab, die einen Jeden, der noch nicht alle Empfindungen der Menſchlichkeit ausgezogen und von ſich geworfen hätte, zum innigſten Mitleiden hätte rühren müſſen, vor ſich fordern; und ihn mit ſeinen alten zitternden Händen, als ein Unmenſch, mit kaltem Blute, öffentlich, „vor dem Herrn“ in Stücken zerhauen konnte! — Wenn alſo, ſage ich, die Phönicier, und nach ihnen, andre Völker die Gewohnheit angenommen hatten, ihre gefangenen Feinde ihrem Kriegs-Gotte zu ſchlachten! von wem, und von welchem Volke hatten ſie dieſe verfluchte Sitte gelernt?

Wenn man, heißt es dann weiter, zugeben müſſe, wofern man nicht der ganzen Geſchichte alle Glaubwürdigkeit gerade zu, und ohne allen Grund ableugnen will; daß alle Menſchenopfer andrer Völker, die ſie theils von ihren überwundenen Feinden, theils aus dem Schooße ihrer eigenen Familien ihren Göttern brachten, ihren Urſprung von der bei dem jüdiſchen Volke aus religiöſen Gründen üblichen Menſchenſchlächterei hergenommen haben! — Wenn man bedenke: daß durch einen ſolchen Begriff von Jehova der Character der ganzen jüdiſchen Nation zu den unmenſchlichſten Grauſamkeiten geſtimmt und gebildet wurde! dergeſtalt: daß ihre folgende Geſchichte, ein Regiſter von Schandthaten und Unmenſchlichkeiten wurde, die ſie begingen, ſo oft ſich ihnen nur die Möglichkeit dazu zeigte! — dergeſtalt; daß gerade der König, der die neue und ganz unerhörte Grauſamkeit erfunden hatte, die friedliebenden Einwohner der Städte der Kinder Ammons, die er, ohne von ihnen belei-

digt worden zu ſein, mit Krieg überfallen und überwunden hatte, mit Sägen und eiſernen Hacken und Keilen langſam zu Tode zu martern! Der König, der den, von ihm ohnehin ſchon durch Schändung deſſen Ehefrau gekränkten Urias, noch obenein umſonſt und um nichts, und bei aller eigenen Ueberzeugung von deſſen Unſchuld vorſätzlich todtſchlagen laſſen konnte! — Der König, der, nachdem er ſein ganzes Leben mit den abſcheulichſten Schandthaten, Heucheleien, Mißhandlungen ſeiner Nebenmenſchen und Mordthaten geſchwärzt hatte, endlich auch noch auf ſeinem Todtenbette ſeinen letzten Athem in Mordbefehlen und Aufträgen an ſeinen Sohn und Nachfolger dahin aushauchte; daß dieſer ſich an den Schwur, mit dem er gewiſſen Perſonen die Sichherheit ihres Lebens vor ihm, bei dem Jehova zugeſchworen hätte, nicht kehren möchte! ſondern ja dafür ſorgen ſollte, daß die grauen Haare dieſer Männer, (deren Einem er noch dazu die Erhaltung ſeines Königreichs zu verdanken gehabt hätte!) nicht mit Frieden, und ohne Blut in die Grube fahren möchten! — wenn man bedenke: daß gerade dieſer König David! durch die ganze nachfolgende jüdiſche Geſchichte den Ruhm hat, der rechte, eigentliche, und beſte Mann nach dem Herzen Gottes geweſen zu ſein? Wenn man endlich, nur noch hinzu nehme: daß die heidniſchen Götter von jeher bis auf den heutigen Tag, die friedfertigſten und verträglichſten Gottheiten waren und noch ſind; daß ſie ſogar ſich ſelbſt ruhig einſetzen und abſetzen ließen; daß aus der Verſchiedenheit der Hausgötter, die ſich ein Jeder nach Belieben wählen und ſchaffen konnte, keine Verfolgung entſtand; daß noch auf den heutigen Tag die heidniſchen Länder gegen jeden fremden ankommenden Gott gaſtfrei ſind; und alle Intoleranz ihnen durchaus unbekannt iſt! — hingegen, daß die Verehrer Jehovas, ſo weit er nur gehuldigt worden iſt, ihre Eiferſucht in Verfolgungen, Gewiſſenszwang, und allen Arten der Verwüſtungen, Zerſtörungen und Verheerungen der menſchlichen Glückſeligkeit ausgelaſſen haben! Wenn man das alles bedenke, o, dann urtheile, wer urtheilen könne! und widerſpreche, wer das Herz und die Fähigkeit habe, der Wahrheit ins Angeſicht widerſprechen zu können! wenn er (Schulz) frage: Ob je ein größrer Fluch das Menſchengeſchlecht hätte treffen können, als derjenige war, der durch die dargeſtellte Auffaſſung des Weſens Jehovas über daſſelbe gekommen ſei?

Und was heiße es denn, wenn man ſich auf das Sittengeſetz, und ſo manche gute Polizeibefehle des Moſis, die doch nicht zu verwerfen wären! berufen wolle? Habe nicht ſogar jede Räuberbande ihre

Polizei-Ordnung und Sittengeſetze, ohne welche ſie nicht beſtehen kann? Und finde man, er wolle nicht ſagen, eine ganze Geſellſchaft? nein, auch nur irgend einen einzigen Menſchen in der Welt, der durch und durch böſe wäre? und nie etwas Gutes dächte und thäte? — Noch mehr, wenn er auch nur der gemeinen Zeitrechnung zufolge dritthalbtauſend Jahre annehme, die von Adams bis Moſis Zeiten verfloſſen waren; konnte in dieſem ungeheuern Zeitraume der menſchliche Verſtand nicht ſchon längſt von ſelbſt zu der Kenntniß gelangt ſein, daß es nothwendig zu beobachtende Regeln in der Geſellſchaft wären: du mußt nicht tödten; nicht ſtehlen; nicht falſch Zeugniß geben u. ſ. w.? Sei es da noch erſt nöthig geweſen, von der Gottheit ſelbſt das Aufſchreiben ſolcher erſten Anfangsgründe der Moral auf ſteinerne Tafeln, und eine feierliche Promulgation derſelben herzuleiten? — Und endlich, ſetzt Schulz hinzu: Was war dieſe ganze Hinwerfung des Sittengeſetzes in trocknen Allgemeinſätzen, werth? wenn ihm überall durch die beſondern Ordres, welche die dort verbotenen Handlungen ausdrücklich zu begehen, aufs ſchärfſte und bei Strafe des Todes anbefohlen, widerſprochen wurde? Wie reimte ſich das Verbot: Du ſollſt nicht ſtehlen! mit den Geboten: den Egyptern ihre goldnen Gefäße diebiſch zu entwenden? alle fremde Völker aus ihren rechtmäßigen Beſitzungen zu vertreiben? die ungerechteſten Kriege zu führen? und überall, wo ſie nur könnten, zu plündern und zu rauben? Wie reimte ſich das Verbot: Du ſollſt nicht tödten! mit dem Befehl: „So ſpricht der Herr, der Gott Iſrael; Gürte ein Jeglicher ſein Schwert auf ſeine Lenden, und durchgehet hin und wieder, von einem Thor zum andern im Lager, und erwürge ein Jeglicher ſeinen Bruder, Freund und Nächſten! Füllet heute eure Hände dem Herrn mit Blut, ein Jeglicher an ſeinem Sohn und Bruder, daß heute über euch der Seegen gegeben werde?" (2. Moſ. 32, 27—29.) Wie reimte es ſich mit dem Befehl: die ruhigen Städte Canaans und der angrenzenden Völker mit Krieg zu überziehen? und von den Ueberwundenen und Gefangenen Keines zu ſchonen, der einen lebendigen Odem hätte? auch nicht des Säuglings, der an ſeiner Mutter Brüſten läge? — (5. Moſ. 20, 16. Joſ. 10, und C. 11.) Wie reimte ſich das Verbot: du ſollſt nicht falſch Zeugniß geben! mit der Verſichrung: daß das Philiſter-Land in Vergleichung gegen das Land Goſen ein Land ſei, da Milch und Honig innen flöſſe? Eine Verſicherung, der Moſes ſelbſt auch nicht trauete, weil er Kundſchafter voranſchickte, die das verheißene Land vorher beſehen ſollten: „ob es gut, oder böſe?

ſett, oder mager ſei? und ob Bäume darin wären, oder nicht?" (4. Moſ. 13, 20. 21.) Wie reimte ſich jenes Verbot mit der Todesſtrafe, womit alle die Kundſchafter belegt wurden, die ein wahres Zeugniß von der Beſchaffenheit des Landes Canaans und ſeiner Einwohner abgelegt hatten? und mit den Belohnungen, welche Joſua und Caleb für ihr falſches und lügenhaftes Zeugniß erhielten? (4. Moſ. 14, 36—38.) Wenn ſolche Befehle gegeben wurden! o, dann ſchweige man mir doch von dem Werthe und den guten Wirkungen, die ein paar hingeworfne trockne, moraliſche Allgemeinſprüche haben ſollen!

Das war nun, wenn man alles zuſammen nimmt, das große Verdienſt! das ſich Moſes durch ſeine Hinſtellung eines wahren und reinen Begriffs von der Gottheit, um die Erleuchtung und Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts erwarb und erworben hat! — Eine Erleuchtung, die nach Schulz's Anſicht in Täuſchungen und Blendwerken beſtanden habe, die alle Völker, zu welchen dieſe Theologie in der Folge drang, mit unheilbarer Blindheit geſchlagen, und jene mitternächtliche egyptiſche Finſterniß dergeſtalt über den Erdboden geführt und gebreitet habe, daß noch bis auf den heutigen Tag ſogar im chriſtlichen Glauben unverkennbare Spuren derſelben zu finden ſeien! — Und welche Glückſeligkeit! fährt Schulz weiter fort, mit welcher er durch die Erfindung und Aufbauung ſeines ganzen theologiſchen Syſtems von ſeinem Jehova die Welt geſegnet hat! Bei den Iſraeliten, die er aus Egypten geführt hatte, beſtand ſie in Hunger und Kummer und tauſendfacher Noth, die ſich endlich mit einem elenden Umkommen in der Wüſten endigte. Bei den Nachkommen derſelben? — daß dieſe, als ein zu irgend einer vernünftigen Arbeit nie gewöhntes Volk, vom Rauben und Plündern lebte! daß ſie zu den grauſamſten Geſinnungen erzogen alle ihre Fußtapfen mit Religions- und Menſchenhaß bezeichneten! daß ſie an gottesdienſtlichen Müſſiggang gewöhnt, in allen nützlichen Künſten, Geſchicklichkeiten, und Wiſſenſchaften, Fremdlinge waren, und blieben! dergeſtalt, daß auch ſelbſt zu Sauls Zeiten noch kein Schmidt im ganzen Lande Iſrael erfunden ward; ſondern ganz Iſrael hinabziehen mußte zu den Philiſtern, wenn Jemand hatte ein Pflugſchaar, Haue, Beil, oder Senſe zu ſchärfen! (1. Sam. 13, 19. 20.) Sowie es die Erfahrung aller Zeiten beſtätigt hat und noch beſtätigt: daß, je ſtrenger und eifriger die Gottesverehrungen in einem Lande waren und noch ſind; deſto abergläubiſcher, und deſto dummer und unwiſſender waren ſeine Einwohner, und ſind es noch, ſelbſt in den nothwendigſten Kenntniſſen, Geſchicklichkeiten und

Künſten, die die dringendſten Angelegenheiten und Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens betreffen! — Auch die Glückſeligkeit, welche den Chriſten durch die Moſaiſche Jehovalehre zu Theil geworden, beſtehe nur in Menſchen- und Religionshaß, der immer noch wüthe, der ſelbſt die angebornen Rechte der Menſchheit unter die Füße trete? der die unläugbare Freiheit, die einem jeden Menſchen ſchon von der Natur, als ein, ihm weſentlich zuſtändiges unverletzbares Eigenthum, mit auf die Welt gegeben wird, und zu der ihn ſein bloßes Daſein ſchon berechtigt, das angeborne Recht des Menſchen: über ſeinen Zuſammenhang mit dem allgemeinen zureichenden Grunde der Welt denken und raiſonniren zu können, wie er will, mit unnatürlichen Gewiſſenszwang belege? Iſt es nicht, fragt Schulz, Menſchen- und Religionshaß, mit welchem jener Glaube, auch unter den Chriſten, von jeher ſo viele Schwerter zum Blutvergießen gewetzet? ſo viele Scheiterhaufen angezündet? ſo viele Verwüſtung und Tod um ſich her verbreitet hat? und nach dem Maaße noch die Schandſäulen ſeiner Verfolgungen um ſich her pflanzt, als er mehr oder weniger Andacht mit ſich führt? dem wir die unbarmherzigen und unmenſchlichen Behandlungsarten, welche ſich Völker, die ſich eben um ihrer Anbetung des Jehova willen, geſittet nennen, gegen ihre unvollkommner handelnden Brüder erlauben? iſt er es, ſage ich, nicht, dem wir die Errichtung der Pfähle und Räder vor den Thoren großer Städte zu verdanken haben? dieſe Denkmäler der Wildheit und Grauſamkeit! von denen noch nie ein Weltumſegler die mindeſte Spur unter den wildeſten Völkern, die für die blindeſten Heiden gehalten und ausgeſchrien werden, gefunden hat? Haben ſich nicht jene Dankaltäre, die dem Jehova errichtet, und jene Dankopfer, die ihm dargebracht wurden, wenn es den Juden gelungen war, viele Tauſende ihrer Brüder niedermetzeln zu können, (Joſ. 8, 30. 31. Richt. 21, 4.) in unſre, bis auf den heutigen Tag üblichen, der Vernunft und Menſchheit zur Schande gereichenden Dankfeſte und Jubellieder verewigt, die wir der Gottheit nach jeder gewonnenen Schlacht zu feiern und anzuſtimmen pflegen? — —

Ich wende mich nun zu dem Lehrvortrage des großen Philoſophen, der ohngefähr anderthalbtauſend Jahre nach Moſen, unter dem jüdiſchen Volke auftrat. Jeſus von Nazareth war der Natur auf ihrer bildenden Scheibe zum glücklichſten Genie gerathen. Die Dürftigkeit und Armuth ſeiner Eltern in ihren äußerlichen Umſtänden war unſtreitig das glückliche Hinderniß geweſen, daß ſein geſunder, vortrefflicher Menſchenverſtand nicht gleich frühzeitig in der Jugend durch vielen aberwitzigen

Unterricht in den abgeſchmackten Lehrſätzen des herrſchenden Syſtems hatte verdorben und erſtickt werden können: ſo wie ganz gewiß unzählige Köpfe, die die Natur gut gebaut hatte, in der Folge nie fähig ſein würden, den Unſinn in herrſchenden Religionsmeinungen zu vertheidigen, wenn man ihnen dieſe nicht von Kindheit an mit vorzüglich ſorgfältiger Bearbeitung eingeprägt hätte, wenn nicht ihr junger Verſtand, ſo bald er nur zu keimen anfing, in die Feſſeln des Aberglaubens gezwungen und eingeſchmiedet, und ihre natürlich richtige Urtheilskraft dadurch für ihr ganzes künftiges Leben geknickt und gelähmt worden wäre! — Jeſus, ſage ich, war durch die Armuth ſeiner Eltern, die nichts an ihn hatten wenden können, dieſem Unglück entgangen. Er hatte in der Jugend keinen andern und mehrern Unterricht genoſſen, als der ſich ihm auf der gemeinen Landſtraße, die armer Leute Kinder hierin wandern, dargeboten hatte. Und dieſer war, Gottlob, zu wenig, und zu ſchwach geweſen, als daß er ſeine ganze vortreffliche Anlage zur richtigen Beurtheilung der ihm vorkommenden Dinge hätte vergiften oder gar tödten können. Er war dabei von feurigem Temperamente, das ihn zu großen Unternehmungen aufforderte, und ihn mit unerſchrockner Freimüthigkeit dazu rüſtete, über welches aber doch mehrentheils der ſcharf ſehende Verſtand und die richtig urtheilende Vernunft den Zügel in Händen behielten. Eine Haltung! die um ſo viel ſchwerer, und eben darum ein ſo viel größrer Beweis von ſeinen vorzüglichen Verſtandesgaben war; je wilder und finſtrer es um den Zeitpunkt ausſahe, in welchen ſeine menſchlichen Tage gefallen waren! — Sie iſt übrigens bewundernswürdig, die Behutſamkeit, welche er anwandte, um zwiſchen denen beiden Klippen glücklich hindurch zu kommen: nämlich, auf der einen Seite: der Wahrheit, und ſeinen Ueberzeugungen von derſelben nichts zu vergeben; ſondern ſoviel an die Wegräumung der herrſchenden Irrthümer und an die Aufklärung ſeiner Zeitgenoſſen zu arbeiten, als ihm ſelbſt nur möglich war, und höchſt nöthig ſchien: und auf der andern Seite: die nun einmal mit faſt unumſchränkter Macht herrſchenden Vorurtheile ſeiner Zeit bis auf den Punkt wenigſtens zu ſchonen, wo ſie mit wildem Ungeſtüm über ihn und ſeine ganze Lehre herfallen, und ſeine beſtgemeinteſten Abſichten und Bemühungen fruchtlos machen und in der Geburt erſticken konnten! Und ich ſage nochmals: Man muß es den rohen, wilden, und äußerſt finſtern Zeitumſtänden anrechnen, wenn er endlich doch mit ſeiner Vorſicht ſcheiterte und ein trauriges Opfer der Verblendung und der Vorurtheile ſeiner Zeitgenoſſen ward! Denn,

wenn ich auch ſchon gegen den Wolfenbüttelſchen Fragmentiſten nicht in Abrede ſein will, daß wohl etwas zu viel Dreiſtigkeit, und etwas zu viele Nachſicht gegen die Lebhaftigkeit ſeines Temperaments, und vielleicht auch gar einige zu offene Beleidigungen des Stolzes ſeiner Obern, die er an Geiſtesgröße ſo weit zu übertreffen, ſich bewußt war, von ſeiner Seite mit an dem böſen Schickſale, das ihn endlich traf, Antheil haben mochten: ſo muß man auf der andern Seite doch auch bedenken, daß kein andres Temperament zur Ausführung deſſen, was er wirklich zum Heil der Menſchen und zur Bewirkung ſo großer Aufklärung gethan hat, fähig geweſen ſein würde. — Man muß billig ſein. Denn daraus grobe und unverzeihliche Verbrechen machen wollen, was leichte, und ſehr ſchwer zu vermeidende Wirkungen eines ſonſt ſehr guten Temperaments waren? iſt wider alle Gerechtigkeit: zumal, da es ſchwerlich einen Leſer ſeiner Geſchichte geben wird, der ſich nicht weit gröbere Fehler, die er in ſeinem Leben ſchon begangen hat, vorzuwerfen haben ſollte; ohne dagegen auch nur den hundertſten Theil von dem Guten geſtiftet zu haben, worüber Jenem ſelbſt der Neid und die Verleumdung ſeine großen Verdienſte nicht abſprechen können!

Unſre Hauptfrage iſt nun gegenwärtig: was hat dieſer Jeſus gelehrt? was hat er inſonderheit von der Gottheit gelehrt?

Wir mögen ſeinen ganzen Lehrvortrag durchſuchen, ſo werden wir auch nicht einen einzigen beſtimmten, deutlichen Begriff darin auffinden, den er uns von der Natur und dem Weſen der Gottheit angegeben hätte! Er ſagt zwar (Joh. 4, 24): Gott iſt ein Geiſt: und die ihn anbeten, müſſen ihn im Geiſte und in der Wahrheit anbeten. Aber wer will mir aus den Wortzeichen, Geiſt, einen beſtimmten Begriff von der Natur der Gottheit herleiten? Was iſt ein Geiſt? — Das, was man in der Geiſterlehre, die die Phantaſie erfunden und aufgebaut hat, daraus machen will, iſt doch, beim Lichte beſehen, nichts weiter, als eine Chimäre! und wird es auch ſo lange bleiben, als ein ſolcher Geiſt kein Vorwurf unſrer Sinne und ſinnlichen Empfindungen werden kann; und ſo lange es gewiß iſt, daß unſer menſchlicher Verſtand nichts denken kann, wozu ihm die Sinne nicht den Stoff geliefert haben! Es iſt und bleibt eine ewige und unbeſtreitliche Wahrheit: Nihil est in intellectu, quod non ante erat in sensu! — Wollen wir noch dazu der hermenevtiſchen Regel folgen: daß ein Jeder der beſte Ausleger ſeiner eignen Worte ſei! ſo frägt ſichs: wie hat Jeſus zu einer andern Zeit ſich über die Bedeutung des Worts, Geiſt, näher herausgelaſſen? Ein Geiſt,

ſagt er (Luc. 24, 39.) hat nicht Fleiſch und Bein. Was fange ich aber nun mit dieſer verneinenden Erklärung des Worts, Geiſt, an? Und wie viel bin ich nun durch ſie über den Begriff von der Gottheit klüger geworden? — Sehe ich die letztere Stelle genauer an, ſo verſtanden die Jünger unter dem Worte, Geiſt, dasjenige, was man eine Erſcheinung, ein Geſpenſt, oder Phantom zu nennen pflegt; ein Etwas, das ſonſt nirgends, als in der Vorſtellung, die ſich die menſchliche Phantaſie davon macht, ſein Daſein hat. Und dieſe Bedeutung des Worts, Geiſt, ſetzte auch Jeſus bei ſeiner Antwort offenbar zum Grunde; wenn er die Anwendung davon auf ſich machte: daß er alſo kein Geiſt, kein Etwas ſei, das eine blos idealiſche Exiſtenz habe! ſondern, daß das Fleiſch und Bein, womit er angethan ſei, ein in rerum natura wirklich exiſtirendes Weſen anzeige, dem eine wahre, ihm eigene, für ſich beſtehende Perſönlichkeit zukomme!

Es heißt gar nichts geſagt, und iſt der leereſte Wortſchall, der in der Luft gemacht werden kann, wenn man behaupten will: Jeſus habe uns darum mit der Gottheit ſelbſt nicht näher bekannt machen können und wollen, weil dieſer Gegenſtand für unſern menſchlichen Verſtand, und für das Vorſtellungs= und Faſſungs=Vermögen deſſelben zu groß ſei. Denn daraus folgt nichts natürlicher und richtiger, als: daß alſo dasjenige, was von keinem menſchlichen Verſtande erkannt und begriffen werden kann, auch ſchlechterdings gar kein Vorwurf und Gegenſtand der menſchlichen Erkenntniß, Betrachtung und Unterſuchung ſei, und daß folglich alle nähere Beſtimmungen, die die Menſchen über dieſen durchaus unbekannten Gegenſtand ſelbſt ſowohl, als auch über unſere beſondere Beziehungen auf denſelben, anzugeben wagen, ein leeres Geſchwätz ſei, wobei ſich nichts denken laſſe. Was ich gar nicht kennen lernen kann: das iſt für mich und für meine Bemühungen, die einen Bezug auf daſſelbe haben ſollen, ſo gut, als gar nicht da!

Aber Jeſus hat doch oft die Worte, Gott, Vater im Himmel, himmliſcher Vater, u. ſ. w. gebraucht? — Ich antworte: daß ich dies auch gar nicht leugne. Es kommt hier nur auf die Frage an: was? und wie hat er von dieſem himmliſchen Vater gelehret? oder, warum hat er ſich jener Benennungen bedient? Was waren das für Beziehungen, und wohin zielten ſie ab? die er dadurch manchen Theilen ſeines Unterrichts gab?

Einmal: iſt es doch unleugbar: daß alle jene Benennungen uns keinen eigentlichen Begriff von der Natur der Gottheit angeben; daß ſie

blos bildliche Vorſtellungen enthalten, durch die wir über das innere Weſen der Gottheit um nichts klüger werden!

Zum andern: iſt es in die Augen fallend, daß Jeſus durch die ſanften, Vertrauen und Liebe erweckenden Benennungen, womit er die Gottheit bezeichnete, ja bei allem, was er von der Gottheit ſprach und lehrte, die Abſicht hatte, den ſchrecklichen Begriff, den die Juden von dem Jehova, aus Moſes Zeiten her, hatten, niederzuſchlagen; die ſclaviſche Furcht der Menſchen vor einem oberſten Weſen zu tilgen, und ihre Gemüther mit Beruhigung und Zufriedenheit über ihre gegenwärtigen Schickſale ſowohl, als auch mit feſtem ſtandhaften Vertrauen auf eine Vorſehung, die für die Zukunft zu ihrem Glücke ſorgen würde, zu erfüllen! — Ich ſage, man ſehe alle ſeine Reden an, die das Gepräge der Wahrſcheinlichkeit haben, daß ſie wirklich von ihm ausgeſprochen ſind, die nicht den Verdacht mit ſich führen, daß die Evangeliſten aus untreuem Gedächtniſſe, oder auf bloßes Hörenſagen von Andern, ſie ihm beigemeſſen hätten; und man wird zugeben müſſen, daß einestheils ſchlechterdings kein beſtimmter, feſtſtehender Begriff darin vorkommt, den er uns von der Natur der Gottheit gegeben hätte! und daß anderntheils alles, was er von einem himmliſchen Vater redete, darauf abzielte, die Menſchen von der ſclaviſchen Furcht vor einem unſichtbaren höhern Weſen zu befreien, und ihnen wahre Zufriedenheit über ihre gegenwärtigen, und ſtille gute Erwartungen und Hoffnungen über ihre künftigen Schickſale einzuflößen. Eine beſſere Anwendung konnte er von der Idee einer Gottheit und von dem Glauben an dieſelbe, den er bei ſeinen Zeitgenoſſen vorfand, nicht machen. Und, ſtatt der bildlichen Vorſtellung von einem himmliſchen Vater, der für alle gegenwärtige und künftige Bedürfniſſe ſeiner Geſchöpfe väterlich ſorge; ſtatt dieſer Vorſtellung, die blos bildlich, und von dem Character eines guten menſchlichen Vaters entlehnt war, die alſo die Unterſcheidungsſtücke der Natur und des Characters eines höhern Weſens in nichts bezeichnete; ſtatt dieſer Vorſtellung, ſage ich, ſich etwa geradezu auf feſtſtehende, ewige, unwandelbare Geſetze der Natur zu berufen? nach welchen ſich alle Veränderungen in der Welt ergäben, und ſich alles zur ununterbrochenen Förderung der Glückſeligkeit der in derſelben enthaltenen Weſen, von Zeit zu Zeit immer mehr entwickle? — Das, ſage ich, würde, weil es weder dem morgenländiſchen Sprachgebrauch, noch dem vorhandenen Grad von wiſſenſchaftlicher Kenntniß ſeiner Zeitgenoſſen angemeſſen wäre, nicht halb ſo viel Eingang gefunden, und nicht halb ſo viel

Nutzen damals haben ſtiften können, als wenn er lieber ſo, als Orientale ſprach, wie ihn der Orientale anhören und verſtehen konnte! und ſich in ſeinem Unterrichte von der Gottheit, ſo weit herabließ, daß er dieſer Idee nur das ſchädliche und ſchreckliche benahm, und ſie den Menſchen ſo nützlich, als möglich, machte! Im übrigen hat er ſchlechterdings nichts von eigentlichen Gottesverehrungen, oder von einem Dienſte gelehrt, den die Menſchen einem gewiſſen unbekannten höchſten Weſen ſelbſt abzuſtatten ſchuldig wären. Es iſt wahr, er machte die gottesdienſtlichen Ceremonien mit, welche damals unter ſeinem Volke in Gewohnheit waren! Allein, einestheils that er dies ſo ſparſam, und ſo höchſt nothdürftig nur, als es die Behutſamkeit und Vorſicht, um bei ſeinen Zeitgenoſſen nicht gar zu ſehr anzuſtoßen! durchaus von ihm forderte: und anderntheils nahm er doch jede Gelegenheit wahr, wo es nur angehen wollte, dieſen gottesdienſtlichen Ceremonien, wie man zu reden pflegt, eins anzuhängen, ihren Werth in den Augen ſeiner Zuhörer zu vernichten, und überhaupt alle die herrſchenden ſchwerfälligen Begriffe von der Gottheit, von der Anbetung derſelben im Tempel, von der Feier des Sabbaths, von der Heiligkeit des Tempels, vom Opfern auf dem Altar, vom Schwören bei der Gottheit, von dem angeblichen Verbrechen der Gottesläſterung, von der Macht des Teufels, u. ſ. w. ſo zu elektriſiren, daß, wenn er nicht immer hätte klagen müſſen: Er habe Zuhörer, die Augen hätten, aber nicht ſehen könnten! Ohren hätten, aber nicht hören könnten! Verſtand hätten, aber nichts merken und verſtehen könnten! daß, ſage ich, wenn er ein fähigeres Auditorium gehabt hätte, die Aufklärung und Erleuchtung, welche er geſtiftet haben würde, unendlich größer würde haben ausfallen müſſen, als es die Schwachheit ſeiner damaligen Zeitgenoſſen in der That nur zugelaſſen hat. Ich hätte Euch noch viel zu ſagen, klagte er noch kurz vor ſeinem Tode; aber leider! ihr könnt es jetzt noch nicht tragen.

Wenn ich mir aus allen den einzelnen Ausſprüchen, Reden und Lehrvorträgen Jeſu, ſo, wie ſie in den Erzählungen der Evangeliſten zerſtreut vorliegen, ſeine Grundſätze herausziehen, und ſie in einen gewiſſen Zuſammenhang darſtellen ſollte, um das Syſtem, welches wahrſcheinlich das ſeinige war, deſto leichter zu erkennen und zu überſchauen, ſo würde ich ſeine Lehre ohngefähr in folgenden Vortrag zuſammenfaſſen.

„Ihr meine lieben Zeitgenoſſen, wünſchet euch natürlicher Weiſe durch euer ganzes Daſein hindurch glücklich zu ſein! Gleichwohl glaubet ihr Urſache zu haben, nicht nur über vielfaches gegenwärtiges Elend

klagen, ſondern auch auf die Zukunft noch mancherlei Unglück befürchten zu müſſen. Ihr unterziehet euch zu dem Ende mancherlei Uebungen und Arbeiten, von denen ihr euch den Nutzen versprechet, daß ſie euern gegenwärtigen Kummer erleichtern, und euch vor künftige Uebel ſchützen ſollen. Allein ihr befindet euch in Anſehung dieſer wichtigen Angelegenheiten in vielen Irrthümern. Höret meinen Unterricht an, den ich euch geben will."

„Wenn ihr ein wenig auf die Dinge in der, und auf die Veränderungen, welche ſich darin ergeben, Acht habt, ſo werdet ihr finden, daß für alle Bedürfniſſe aller darin enthaltenen Weſen aufs Beſte geſorgt iſt. Selbſt das geringſte und niedrigſte derſelben iſt nicht vergeſſen und wird nicht überſehen. Schauet die Lilien auf dem Felde an: ſie abeiten und ſpinnen nicht, und werden doch aufs Herrlichſte gekleidet! Sehet die Vögel unter dem Himmel an: ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln nicht in die Scheunen, und doch wird einem jeden ſein Futter und ſeine Nahrung beſorgt! So möget ihr hinſehen, wohin ihr wollet, und ihr werdet finden, daß bei keinem einzigen Weſen die eigentliche Sorge für ſein Daſein, für ſeine Erhaltung, und über die vortheilhafte Einrichtung ſeiner Schickſale, den kleinen und einzelnen Kräften deſſelben ſo ganz überlaſſen ſei! ſondern, daß vielmehr eine gewiſſe allgemeine wohlthätige Anordnung in der ganzen Natur und durch dieſelbe verbreitet ſei, vermöge der alle Dinge in einem unzertrennlichen Zuſammenhange ſtehen, wo alles Urſache und Folge, alles Zweck und Mittel iſt, und wo alle Kräfte, ſo verſchieden ſie auch ſind, doch zu dem gemeinſchaftlichen Ziel der Erhaltung des Ganzen, und zu der Förderung der allgemeinen Glückſeligkeit, woran ein jedes einzelnes Weſen ſeinen Theil hat, hinwirken müſſen. Wenn die Lilie nicht eher zu ihrem Kleide kommen könnte und ſollte, als bis ſie es ſich ſelbſt geſponnen hätte? der ſorgenloſe Vogel erſt ſelbſt ſäen, ernten, und Scheunen bauen müßte, ehe die Erhaltung ſeines Lebens möglich wäre? Wie weit würden beide in der Befriedigung ihrer Bedürfniſſe kommen? Wendet dies, meine lieben Zuhörer, auf euch und auf euer Verlangen nach Glückſeligkeit an! — Da ihr in der Reihe der Weſen viel höher ſtehet, als die Lilie und der Sperling, ſolltet ihr denn nun wohl bei der allgemeinen weiſen und gütigen Anordnung aller Dinge, bei der jene ſo gut bedacht ſind, mit euern Angelegenheiten überſehen und vergeſſen worden ſein? Sollte für euch keine vortheilhafte Verfügung in der Natur getroffen, für eure Bedürfniſſe gar nicht geſorgt, und für euch kein Gang

gezeichnet ſein, der euch unbemerkt dem Ziele eurer Glückſeligkeit wahrhaftig und in der That näher führte? wenn es euch ſchon ſo vorkommt, als bliebet ihr immer gleich weit von demſelben entfernt, oder, als wiche daſſelbe immer weiter vor euch zurück? Nein, meine Freunde, ſehet euch einmal ſebſt recht an, und ihr werdet finden, daß auch für euch in dem großen Zuſammenhange aller Dinge aufs wohlthätigſte geſorgt ſei! daß in dieſem Zuſammenhange auch alle eure Schickſale ohne einige Ausnahme, mit ihren Gründen und Urſachen verwebt ſind! daß dieſe Schickſale nicht nur alleſammt gut ſind, und auf die Beförderung eurer Glückſeligkeit abziele! ſondern daß ſie auch ſofort ganz nothwendig und unausbleiblich ſich ergeben und in ihrer Wirklichkeit auftreten müſſen, ſo bald ihre Urſachen in dem Laufe der Dinge nur reif, vollſtändig, und zureichend geworden ſind! daß mithin kein einziges, auch nicht das kleinſte eurer Schickſale, ſo auf euer eigenmächtiges Wollen, Beſtreben und Wirken beruhe, daß ihr einſeitig ſein Daſein erzwingen, oder hintertreiben könntet! Denkt doch z. E. einmal an euer Leben! — Ihr ſeid geboren worden, und ſteht nun unter der Zahl der lebenden Menſchen da! — Hattet ihr euch eure Geburt beſtellt, beſtimmt, angeordnet? oder die geringſte eigene Verfügung darüber getroffen; unter welchen Umſtänden? wenn? wo? von welchen Eltern ihr geboren werden wolltet? Iſt auf irgend eine Weiſe von eurer Seite ein freier Wille dabei thätig geweſen? Nein. Euer Leben kam euch; euer menſchliches Daſein trat in die Reihe der daſeienden Dinge ein; ihr kamet auf dieſem Schauplatz zum Vorſchein, ohne daß ihr darüber befragt worden wäret! In dem großen Zuſammenhange aller Dinge waren nun alle Urſachen eurer menſchlichen Exiſtenz reif geworden, und zuſammengeſtoßen, und ſiehe da, nun erſchienet ihr auch mit einemmale auf dem Schauplatz! ihr konntet nun nicht nicht länger ausbleiben, und keine fremde Macht konnte euern Eintritt in die menſchliche Geſellſchaft auch nur um einen Augenblick länger auf- oder zurückhalten, ſo wenig ſie vermögend geweſen war, euch um einen Augenblick früher hervorzubringen! — Und ſo, wie ihr geſtehen müßt, daß ihr ohne alle eure eigene Sorgen uno willkürliche Bemühungen gerade ſo zum Genuß eures Lebens und menſchlichen Daſeins gelanget ſeid, wie die Lilie ohne eigene Bewerbungen zu ihrer herrlichen Bekleidung gekommen iſt! ſo müßt ihr auch zugeſtehen, daß ihr mit allen euern Sorgen und Beſtrebungen das Ziel eures Lebens um keinen einzigen Schritt weiter hinaus ſtecken könnet, als es euch nach dem ganzen Zuſammenhange aller Dinge in der Natur beſtimmt und

feſtgeſtellt iſt! Niemand unter euch kann ſeiner Länge eine Elle zuſetzen, ſein Leben um eine Minute verlängern, ob er gleich darum ſorget. Müſſet ihr dies nun in Anſehung eurer größten und wichtigſten Angelegenheiten zugeben; — und was kann es ſonſt wichtigeres für euch geben, als euer Daſein ſelbſt? — ſo könnt ihr doch wohl denken, daß eure kleinern Angelegenheiten, Bedürfniſſe und alles, was euch von Schickſalen treffen und begegnen ſoll, in dem großen Zuſammenhange aller Dinge noch leichter bedacht, beſorgt, angeordnet, und aufs genaueſte abgewogen und beſtimmt ſein werde! dergeſtalt, daß nichts von dem, was kommen ſoll, wird ausbleiben, oder zurückgehalten, nichts aber auch von dem, was nicht kommen ſoll, wird herbeigezwungen werden, nichts auch in einer andern Geſtalt und Beſchaffenheit wird auftreten können, als es beſtimmt war, und der ganze Zuſammenhang aller Dinge es zuließ und mit ſich brachte! Glaubet mir ſicherlich: auch eure Haare auf dem Haupte ſind alle gezählt! auch die Schickſale eines ſo unbedeutenden Theils von euch, als ein Haar iſt! ſind alle aufs genaueſte abgewogen, geordnet, beſtimmt, und dergeſtalt in den allgemeinen Anſchlag der ganzen Natur und des Zuſammenhangs aller Dinge mit aufgenommen und berechnet, daß kein ſolches Haar, ohne Urſache und ohne genau beſtimmte zweckmäßige Abſicht, von euerm Haupte fallen kann und darf! — Ihr werdet wiſſen wollen, woher denn dieſe vortreffliche Anordnung in der Natur komme? Dieſer wohlthätige und nothwendige Zuſammenhang zwiſchen Urſachen und Folgen, der ſo vortheilhaft für alle in derſelben enthaltene Weſen eingerichtet iſt? kurz, woher die ganze ſchöne Natur, von der ihr ein Theil ſeid, mit allen ihren Kräften und wohlthätigen Veränderungen ihren Urſprung habe? Allein darauf kann ich euch keine beſtimmte und deutliche Antwort geben. Unſer menſchliches Auge iſt zu blöde, als daß es bis auf die Anfangswurzel der Natur, bis auf die erſte Quelle, aus welcher der Zuſammenhang aller Dinge ſtammt, bis auf die Urſprungskraft, welche das ganze Triebwerk in Bewegung ſetzt, dringen und hindurch ſchauen könnte. Ich ſehe auch gar nicht ein, wie dies zur Feſtſtellung eurer Ruhe und Zufriedenheit nöthig und erforderlich wäre? Genug, wenn euch eure Sinne, eure tägliche Erfahrungen, und jede Aufmerkſamkeit, die ihr auf euch ſelbſt, oder auf irgend ein andres Weſen in der Natur, ſei es auch nur ein Grashalm oder irgend ein kleiner Vogel, verwendet, und mit der ihr die Veränderungen, welche ſich mit ihnen zutragen, bemerkt, euch überzeugen, daß jener Zuſammenhang durchaus gut, vortheilhaft,

und für alle in der Welt enthaltene Weſen ſegnend und beglückend ſei, daß er ganz unmöglich Unglück und Verderben, ſondern vielmehr ganz nothwendig wahre Förderung zum Glücke für euch mit ſich führe! Was braucht ihr denn mehr, um alle eure unruhigen ängſtlichen Sorgen mit Freuden verabſchieden zu können? Auf den Genuß des Guten ſelbſt kommt es bei unſrer ganzen Zufriedenheit doch eigentlich nur an! — Weil ich indeſſen weiß, daß ihr euch alles ſo gern verſinnlichen möget, daß ihr eurer Phantaſie ſo ſchwer gebieten könnet und daß dieſe eure unruhige Phantaſie um ſo viel weniger, je ſchwächer eure Urtheilskraft noch iſt, eher raſten und ſtille ſtehen kann und wird, bis ihr nicht ein gewiſſer Grenzpfahl, der ſich gerade für ihr undeutliches Erkenntniß-vermögen ſchickt, vorgeſteckt iſt: ſo will ich auch darin eurer Schwach-heit auf eine ſolche Art zu ſtatten kommen, die an ſich unſchuldig iſt, und in Anſehung aller Beziehungen auf euer Glück und Zufriedenheit un-ſchädlich ſein kann. Ihr habt nämlich immer von Jehova gehört. Seht! dieſen Begriff müßt ihr ganz und gar fahren laſſen. Es giebt kein ſolches Weſen, als die Vorſtellungen von einem Jehova, die wir von unſern Vätern ererbt haben, angeben wollen. Und es hat auch nie einen ſolchen Jehova gegeben! Daher werdet ihr auch nie hören, daß ich mich auf die Wundergeſchichten von ſeiner Ausführung unſrer Väter aus Egypten mit ſtarkem Arme, von ſeiner feierlichen Niederkunft auf Sinai, von ſeiner unmittelbar geführten Regierung über das Volk Iſrael, und das in meinen Lehrvorträgen berufen ſollte! Behüte der Himmel! Alle dieſe Fabeln können wir mit ſammt dem fürchterlichen moſaiſchen Jehova ſelbſt, denen überlaſſen, deren Leichtgläubigkeit mit Fabeln geweidet ſein will und auch denen, die ihr Intereſſe dabei finden, Andere damit zu weiden. — Es iſt nur zu beklagen, daß aus dieſen Legenden ſo manche überaus ſchlechte und ſchädliche Lehrmeinungen erwachſen ſind, die in unſrer und aller Juden Herzen ſo tiefe Wurzeln geſchlagen haben, weil ſie uns von Kindheit an beigebracht worden ſind; an deren Aus-rottung wir aber durchaus bei uns arbeiten müſſen, weil ſie uns hin-dern, die guten Menſchen zu ſein, die wir werden können. Ich rechne dahin vornehmlich die thörichte herrſchende Einbildung, daß das jüdiſche Volk ein von der Gottheit aus allen Völkern des Erdbodens beſonders auserwähltes Volk ſei, das ſich außerordentlicher Vorzüge und der eigentlichen Kindſchaftsrechte bei derſelben ausſchließungsweiſe vor allen übrigen Menſchen auf Erden zu erfreuen habe; daß hingegen alle an-dern Völker, ſchlechte, verworfene Menſchen und als ſolche anzuſehen

ſeien, die zu keinem Genuß einer wahren Glückſeligkeit, ſondern blos zum Fluch beſtimmt, und ihrem Werth nach kaum den Hunden gleich zu achten wären! Und ich werde keine Gelegenheit vorbeigehen laſſen, euch wider dieſen bodenloſen, unvernünftigen, partheiiſchen und menſchenfeindlichen Wahn aufs angelegentlichſte zu warnen. (Matth. 15, 26.) Jetzt will ich euch nur zuvörderſt darauf aufmerkſam machen, daß wir den alten Begriff von dem Jehova, ſo elend und verwerfungswürdig er auch an ſich iſt, doch zu etwas werden brauchen können. Da ihr nämlich durch ihn nun ſchon einmal an die Vorſtellung eines gewiſſen beſondern höhern Weſens, das der Regierer aller Dinge ſein ſoll, gewöhnt ſeid: ſo ſtellet euch, ſtatt jenes ſchrecklichen Jehovas, lieber einen himmliſchen Vater unter demſelben vor! Wenn ihr ja zur Erleichterung eurer Vorſtellungen über den allgemeinen, wohlthätigen und nothwendigen Zuſammenhang aller Dinge in der Natur und den Urſprung deſſelben den Begriff von einem beſondern obern Weſen, von welchem alles herkomme, nöthig habt, ſo nehmt dies Weſen lieber als durchaus gut, als ein durch und durch väterlich geſinntes Weſen an, von dem ſeine Geſchöpfe nichts zu fürchten haben; als einen Vater! der die Bedürfniſſe ſeiner Kinder kennt, und ihnen mit der weiſeſten Güte abzuhelfen, eben ſo willig als vermögend iſt. — Dieſe Vorſtellung iſt beſſer, und zur Gründung eurer Ruhe und Zufriedenheit dienlicher, als diejenige von dem fürchterlichen moſaiſchen Jehova. Jene faßt auch mehr Wahrheit in ſich, als dieſe. Denn, wie ich vorhin ſchon geſagt habe, ſo überzeugt euch ja jeder bedachtſamer Blick, den ihr auf euch ſelbſt, und auf die euch umgebenden Dinge fallen laßt, daß die ganze Einrichtung der Natur und aller Veränderungen, die in ihr vorgehen, durchaus gut, vortheilhaft und wohlthätig ſei! — Euer Leben iſt euch, ohne euer eigenmächtiges Zuthun, gegeben! Das Gras auf dem Felde wird, ohne ſein Zuthun, ſo herrlich bekleidet; die Vögel des Himmels werden aus einem allgemeinen Magazine, wozu ſie kein Körnchen beigetragen haben, umſonſt verpflegt! u. ſ. w. Das ſind ja alles keine ſchädliche, ſondern offenbar wohlthätige Verfügungen und Einrichtungen!"

„Allein, wenn wir uns einen ſolchen himmliſchen Vater vorſtellen, ſo müßt ihr nie vergeſſen, daß das eine bloße Vorſtellung iſt, die wir uns machen, und bei der wir alſo gar nicht ſagen können, daß der Gegenſtand derſelben auch wirklich ſo, außer uns, da ſei, wie ihn dieſe unſre angiebt! Nein. Wir machen uns dieſe, von einem guten menſchlichen Vater hergenommene bildliche Vorſtellung nur blos deßwegen,

weil unſre Phantaſie doch nun einmal ein gewiſſes Ziel haben will, woran ſie ſich, ihrer Meinung nach, feſthalten könne. Wir machen ſie uns nur blos darum, um es zu verhindern, daß dieſe unſre Phantaſie durch ihre Unruhen das ſtille Vertrauen, die frohe Hoffnung, und die ruhige Zufriedenheit bei uns nicht ſtöre und unterbreche, die die Vernunft eigentlich nur auf die Ueberzeugung gründen kann: daß alle Dinge in der Welt als Urſachen und Folgen in dem nothwendigſten Zuſammenhange ſtehen, in einem Zuſammenhange, der ſo feſt und unauflöslich iſt, daß auch wir mit unſern Schickſalen keineswegs demſelben entfallen können, und der zugleich, wie uns die tägliche Erfahrung und jede bedachtſame Aufmerkſamkeit lehrt, ſo wohlthätig für alle Weſen iſt, daß auch wir ganz gewiß durch unſer ganzes Daſein hindurch nichts von eigentlichem Verderben und Unglück für uns zu fürchten haben, ſondern vielmehr einer ununterbrochenen Förderung unſrer wahren Vollkommenheit und Glückſeligkeit gewiß ſein können! Ihr ſehet hieraus leicht, meine Freunde, daß alſo auch alle eigentliche, beſtimmte Verehrungen dieſes himmliſchen Vaters, alle eigentliche Gottesdienſte und heilige Andachtsübungen, womit ihm die Menſchen aufwarten wollen, ſehr müßige Geſchäfte ſind! Was heißt es denn: Einer gewiſſen bildlichen Vorſtellung, die ich in meinem Kopfe habe, und die ich willkührlich an die Stelle des mir völlig unbekannten zureichenden Grundes der Welt ſetze, zu Ehren, Tempel und Altäre bauen und ſchmücken? ihr gewiſſe feierliche Dienſte und Verehrungs-Ceremonien anordnen und abſtatten? — Läßt ſich dabei auch etwas denken? Die Juden, wie ihr wißt, ſtreiten ſich mit den Samaritern darüber, daß Jene behaupten: die Gottheit müſſe im Tempel zu Jeruſalem, Dieſe hingegen, ſie müſſe auf dem Berge Garizim bei Sichar angebetet werden! — Wie unnütz iſt dieſer Streit? wenn ihr bedenkt, daß das, was Gott genannt wird, blos eine Vorſtellung ſei, die ſich die Menſchen machen, und von der durchaus kein Beweis geführt werden kann, daß ſie auf ein wirkliches, und in der Art, wie dieſe Vorſtellung es angiebt, außer dem Menſchen exiſtirendes Weſen paſſe und zutreffe? Wollten die Menſchen alſo durchaus ein Etwas, das blos in ihrer Vorſtellung, die ſie ſich davon machen, ſein idealiſches Daſein hat, anbeten, ſo ſollten ſie es doch nicht außer ſich, in irgend einem Tempel ſuchen! Sie können es ja ſonſt nirgends finden, als bei ſich ſelbſt! — Gott iſt ein Geiſt, und die ihn einzige mögliche Ort, wo eine ſolche Anbetung, wenn es doch einmal angebetet ſein ſoll, noch mit der möglichſten Wahrheit geſchehen kann, weil die Vor-

ſtellung, die Idee, der die Anbetung gilt! — nicht außer ihnen, ſondern in ihnen exiſtirt. Aller äußerlicher Gottesdienſt iſt alſo, wie geſagt, eine ſehr müßige Beſchäftigung. Das Weſen der Sache kommt einzig und allein darauf an, daß wir von der vorhandenen guten Einrichtung der Welt, auch die unfehlbare Entwickelung unſrer Schickſale zu unſerm Glücke mit Sicherheit erwarten können. Von dieſem Vertrauen, von dieſer Erwartung, und der daraus herſtammenden Ruhe und ſtandhaften Zufriedenheit, wünſche ich, meine Freunde, daß ſie feſte Wurzeln in euern Gemüthern ſchlagen mögen, um euch in den Stand zu ſetzen, die Tage eures menſchlichen Lebens ohne unnütze ängſtliche Sorgen und Bekümmerniß froh zu durchleben. Und wenn ihr ja, an Anbetungen gewöhnt, eine Formul haben wollt, die euch ein Ermunterungs- und Erweckungsmittel ſei, dies Vertrauen und dieſe Zufriedenheit in euch von Zeit zu Zeit immer wieder zu verneuen, und euch die troſtreiche Wahrheit im Andenken zu erhalten: daß alle eure Schickſale zu euerm Beſten gewählt und beſtimmt ſind, ſie auch in ihrer nothwendigen Folge ſo nach einander eintreten werden, wie es euer Glück erfordert! — eine Formel, die meinem, euch gegebenen Unterrichte ſowohl, als auch eurer noch vorhandenen Schwachheit, und eurer von Vorurtheilen immer noch ſehr bedrückten und gepreßten Vorſtellungsart möglichſt angemeſſen iſt: wenn ihr, ſage ich, eine ſolche Gebetsformel haben wollt, ſo will ich euch wohl eine dergleichen geben. — Wenn ihr alſo beten wollt, ſo ſprechet: Unſer Vater, der du biſt im Himmel! u. ſ. w.“ — — —

So dachte, ſage ich, Jeſus unſtreitig über den Artikel von der Gottheit! Und ſo konnte er auch nur als ein echter Philoſoph darüber denken! Denn, welches iſt der einzige, mögliche, vernünftige Begriff, den man mit dem Worte Gott verbinden kann? Wahrlich doch kein andrer, als, daß man mit dieſem Worte den zureichenden Grund der Welt bezeichnen will! — Aber wo liegt derſelbe? worin beſteht er? Hier ſteht unſer Verſtand bei dem allgemeinen metaphyſiſchen Begriff ſtockſtille, und kann mit der Anwendung deſſelben auf irgend ein Subjekt oder Ding, es ſei, was es wolle, auch nicht um ein Haar breit weiter ſchreiten, weil es unſern Sinnen unmöglich iſt, in das Innere der Natur zu dringen; ſchlechterdings unmöglich iſt, daß wir auch nur eine auf der Oberfläche der Natur wirkende, ihr zugehörige Kraft erforſchen, geſchweige gar, daß wir dieſe Natur bis auf eine etwanige primitive Urſprungskraft anatomiren, und dieſe unter das Mikroskopium ſollten faſſen können! Der Philoſoph bleibt alſo bei dem trockenen

metaphyſiſchen Prinzipio des zureichenden Grundes ſtehen, und bekümmert ſich im mindeſten nicht weiter darum, was nun dieſer zureichende Grund ſein möge? Er findet auch ſonſt gar keinen Beruf und keine Nothwendigkeit für ſich, an die Gottheit denken zu dürfen oder zu müſſen, als, inſofern er Metaphyſiker iſt. Eben ſo wenig kennt er irgend eine andere Beziehung und irgend ein andres Verhältniß, in welchem er mit der Gottheit ſtehen, oder kommen, oder auf irgend eine Art mit derſelben etwas zu ſchaffen haben könnte, als, die einfache Beziehung und das einſame Verhältniß, in welchem jene, als der zureichende Grund von ihm; und er, als die nothwendige und unausbleibliche Folge von jener, anzuſehen iſt! Dies Verhältniß iſt abſolut nothwendig und unveränderlich. Es kann nicht erweitert, nicht verengert, nicht aufgehoben, und auf keine mögliche Weiſe auch im mindeſten Theile nicht, verändert werden. Sobald ſein zureichender Grund da war, und fortfährt für alle ſeine jedesmalige veränderte Beſchaffenheiten da zu ſein, ſo war und iſt er als nothwendige Folge deſſelben, auch da: und keines kann auch ohne das andre beſtehen oder vergehen. Das Daſein der Gottheit hängt alſo von ſeinem Daſein eben ſo nothwendig ab, als umgekehrt das Daſein des Philoſophen vom Daſein ſeiner Gottheit: und eins iſt, von dem andern getrennt, Chimäre. So denkt ſich, ſage ich, der Philoſoph die Gottheit oder den zureichenden Grund der Welt in dem einzigen nothwendigen und unveränderlichen Verhältniſſe mit der Welt oder den Theilen derſelben, und nun kann man leicht urtheilen, mit welchem Mitleiden und Achſelzucken er auf ein Lehrgebäude hinſehen muß, welches nicht nur die Möglichkeit einer Trennung der Menſchen von der Gottheit oder ihrem zureichenden Grunde, behauptet; ſondern es auch als eine wirkliche Thatſache lehrt, daß die Menſchen ſich von ihrem zureichenden Grunde losgemacht, die Verbindung mit ihm aufgehoben, ihm den Krieg angekündigt, und dadurch ſeinen Zorn zu ihrem Verderben über ſich gereizt hätten? auf ein Lehrgebäude, welches den zureichenden Grund eines Mißfallens an ſeinen Folgen, die Menſchen, fähig hält? ihn, auf der einen Seite mit Straf- und Rachluſt gegen dieſelben bewaffnet, und auf der andern Seite wieder in tauſendmüßigen Bemühungen und Anſtalten geſchäftig ſein läßt, die Menſchen, dieſe ſeine, ihm entlaufenen Folgen, wieder an ſich zu locken, und ſie zu bewegen, daß ſie das zerriſſene Band wieder knüpfen, ihre Feindſchaft gegen ihn aufheben, und ſich mit ihm wieder vereinigen mögen? ein Lehrgebäude, welches es den Menſchen zur Pflicht macht, vor ihrer

Vorſtellung vom zureichenden Grunde, die ſie in ihrem Kopfe beherbergen, niederzufallen? ſie anzubeten? ſie wegen ihrer Abtrünnigkeit um Gnade und Vergebung anzuflehen? ihr Beſſerung und künftigen Gehorſam zu verſprechen? ſich von ihr wieder gebären und rechtfertigen zu laſſen — — Doch, — der Kopf fängt mir ſchon an in der Runde herumzugehen. Ich muß eilen, und dieſen Irrſaal, wo die Verwirrung leibhaftig thront, ohne mich umzuſehen, mit ſchnellen Schritten verlaſſen, wenn ich noch meinen geſunden Menſchenverſtand, dies edelſte Kleinod, was ich, Dank ſei es meinem zureichenden Grunde! habe, retten, und ihn der Gefahr, von dieſem Strudel verſchlungen zu werden, entreißen will!

Man wird ſich in der Welt nach gerade bald über alle übrige Ketzernamen verglichen, ihnen das gehäſſige Kleid, das ſie ſonſt trugen, ausgezogen, und ſich überzeugt haben, daß der Arianer, Socinianer, Naturaliſt, Deiſt ꝛc. nicht die gefährlichen Bürger ſind, für die man ſie ſonſt ausſchreien wollte; und daß ſie, ihrer abweichenden Meinung ohngeachtet, doch immer Menſchen bleiben, denen wir unſre Achtung und Liebe ohne Ungerechtigkeit nicht verſagen können. Aber das Wort und der Name, Atheiſt, kann dieſe Nachſicht noch nicht für ſich finden! Mit einem Gottesverleugner, denkt man, kann kein Friede geſtiftet werden. Den muß man fliehen, haſſen, verabſcheuen, verfolgen, wo, und ſo viel man nur kann! Vor dem Atheiſten muß man alle Welt warnen: denn es iſt unmöglich, daß er ein guter Bürger, ein gehorſamer Unterthan, ein treuer Freund, ein redlicher Vater, mit einem Worte, ein Menſch ſein könne, bei dem ſich die Geſellſchaft auch nur einen Augenblick ſicher halten könnte! u. ſ. w. — Wenn wird doch die Zeit kommen, daß den blinden und unverſtändigen Schreiern auch dieſe Schuppe von den Augen fällt? Wenn werden ſie ſich doch nur das Herz nehmen, dem Atheiſten einmal erſt recht ins Geſicht zu ſehen, um den Menſchen doch nur erſt recht kennen zu lernen, über den ſie ſo blindlings und mit halb raſender Wuth das Kreuzige! Kreuzige! rufen? — Was iſt denn ein Atheiſt für ein Ding? Wer iſt es? Und worin beſteht denn der Atheismus? Das ſind doch Fragen, die man ſich erſt zu beantworten, und über die man ſich erſt deutliche Begriffe zu verſchaffen ſuchen ſollte, ehe man über eine Sache, die man nicht verſteht, und über Menſchen, die man nicht kennt, wild in den Tag hineintobt!

Wer nur eines halben Nachdenkens fähig iſt und auf das, was die lauteſte Erfahrung ihm zuruft, die kleinſte Aufmerkſamkeit verwendet,

dem muß ſich gleich die doppelte Ueberzeugung aufdringen: 1) daß es unter allen Menſchen, die je gelebt haben, noch leben, und leben werden, nie einen wahren Atheiſten, im ſtrengſten Verſtande des Worts genommen, gegeben habe, noch geben könne! 2) daß zu gleicher Zeit alle Menſchen, ohne einige Ausnahme, ſo bald ſie nur nur dem Arm ihrer Wärterin und der Wiege der Kindheit entlaufen ſind, verhältnißmäßige Atheiſten gegen einander werden, es ſchlechterdings ſein, und bis an ihren Tod bleiben müſſen! Es iſt eine kinderleichte Sache, ſich von der Wahrheit ſowohl des einen, als des andern Satzes zu überzeugen.

Ich ſage ernſtlich: Kein einziger Menſch iſt im allerſtrengſten Verſtande ein Atheiſt. Ich ſetze hier, und wie ich denke, mit Recht, und dem allgemeinen Urtheil aller Vernünftigen gemäß, voraus, daß man unter der Gottheit nichts anders, als den zureichenden Grund der Welt, verſtehe? — Nun iſt die menſchliche Vernunft die Fähigkeit, den Zuſammenhang der Dinge einzuſehen: folglich iſt ſie vermöge ihrer eigenen Natur, die ſie hat und nur haben kann, gezwungen, bei allen Dingen, die da ſind, und bei allen Ereigniſſen, die ſich in der Welt zutragen, Urſachen anzunehmen und vorauszuſetzen, aus welchen dieſe Dinge und Veränderungen entſtanden ſein müſſen! Sie mag dieſe Urſachen kennen, oder nicht kennen, ſie mag die wahren errathen, oder ſich falſche einbilden, das iſt uns hier gleich gut. Genug, ſo bald der Menſch auch das ihm fremdeſte und unerwarteteſte Ding, wovon er gar nicht weiß und wiſſen kann, wo es hergekommen ſei, kennen lernt, ſo kann er ſich des Gedankens nicht erwehren: es muß doch irgend woher kommen! Ich ſage, die ganze Natur des menſchlichen Verſtandes und der menſchlichen Vernunft ſelbſt, bringt es ſchon durchaus mit ſich, daß der Menſch bei allen daſeienden Dingen, auch gewiſſe Urſachen, woher ſie ſtammen, vorausſetzen muß! und es iſt unſrer Denkkraft platterdings und abſolut unmöglich, ſich das Entſtehen einer Sache aus Nichts, oder, aus der Abweſenheit aller Urſachen denken, oder irgend eine wirkliche Realität aus einer leeren Negation herleiten zu können? So bald ein Kind nur lallen kann, ſo liegt ihm auch faſt bei allen Dingen, die es ſieht, hört, riecht, ſchmeckt oder fühlt, und die irgends ſeine Aufmerkſamkeit beſonders an ſich ziehen, immer die Frage auf den Lippen: wo kommt denn das her? Und je nachdem es mehr, als ein andres Kind, mit einer glücklichen Anlage zur Vernunft geboren iſt, ſo treibt es oft den Erwachſenen mit ſeinen fortgeſetzten Fragen nach den immer höher hin-

aufſteigenden Urſachen ſo weit, daß dieſer endlich ſelbſt auf die Grenze ſeiner eigenen Kenntniß darin zu ſtehen kommt. Mithin, ſage ich, wenn unter dem Worte, Gottheit, nichts ſonſt, als der zureichende Grund von den Dingen, die da ſind, vernünftiger Weiſe nur verſtanden werden kann? und wenn alſo der Atheiſt im ſtrengſten Verſtande, der Menſch ſein müßte, der es wahrhaftig glaubte und ſich überzeugt hielte: daß alle daſeienden Dinge aus Nichts entſtanden wären; oder, daß ſie keine Urſachen, keine zureichenden Gründe ihrer Wirklichkeit und ihres Daſeins hätten? ſo ſieht ein Jeder leicht, daß es einen ſolchen Menſchen, einen ſolchen abſoluten Atheiſten nie geben könne, auch nie gegeben habe, und nie werde geben können, ſo lange ich ihn mir als einen geſunden Menſchen denken, und ſo lange die menſchliche Denkkraft ihre Natur behalten, und dasjenige bleiben ſoll, was ſie iſt! Und die Erfahrung ſtimmt auch damit überein. Es hat noch nie einen Menſchen oder Atheiſten gegeben, der von irgend einem daſeienden Dinge es im Ernſt behauptet hätte, daß es keinen zureichenden Grund habe! Selbſt der ärgſte Fataliſt, der alles von einem blinden Zufall und Ohngefähr herleiten will, nimmt doch dieſen finſtern Abgrund, dies Gewebe des blinden Zufalls und Ohngefährs ſelbſt als den zureichenden Grund deſſen, was da iſt, an!

Der andre Satz: daß ein jeder erwachſener Menſch, in Vergleichung gegen einen jeden andern Menſchen, verhältnißmäßiger Atheiſt ſei, iſt eben ſo einleuchtend. Denn, wenn ſchon alle Menſchen, Menſchen ſind, d. h. wenn ſich ſchon dasjenige, was zur menſchlichen Natur überhaupt nothwendig gehört, bei ihnen allen befindet; wenn dem zufolge alſo auch ein Jeder, nach dem ihm zu Theil gewordenen Grade vom Menſchenverſtand, einen zureichenden Grund von dem, was da iſt, überhaupt annimmt und annehmen muß: ſo müſſen doch die Menſchen, als Individua betrachtet, um des erſtaunlichen Unterſchiedes willen, der ſich in ihren einzelnen Naturen befindet, und der nicht zwei Menſchen denſelbigen Menſchen ſein läßt; ich ſage, ſie müſſen in den einzelnen, näheren, und beſondern Vorſtellungen, die ſie ſich von dem zureichenden Grunde oder der Gottheit machen, Alle von einander abgehen. So lange von einem Reſultate die Rede iſt, das aus der allgemeinen Stimmung und dem Character der menſchlichen Natur überhaupt hervorſpringt: ſo müſſen auch alle Menſchen ſchlechterdings auf dem Wege der vollkommenſten Uebereinſtimmung darin gefunden werden. Daher nehmen ſie auch Alle von den daſeienden Dingen einen zureichenden

Grund überhaupt an. Sobald es aber ins Einzelne, ins Beſondere geht; ſobald nicht mehr von der Menſchheit überhaupt, ſondern von den einzelnen Menſchen ſelbſt die Rede iſt, ſo muß auch dasjenige, was hier bei einzelnen Menſchen ſtatt findet und gefunden werden kann, ſchlechterdings von demjenigen mehr oder weniger verſchieden ſein, was ſich, derſelbigen Art, bei einem Andern befindet und bei ihm angetroffen wird. Der Character der beſondern Natur muß ſich auch in alle Vorſtellungs- und Handlungsarten des einzelnen Menſchen abdrücken, und dadurch von dieſer Seite, eine vollkommene Uebereinſtimmung, auch nur zweier Menſchen, ewig unmöglich bleiben laſſen. So lange alſo nicht alle Menſchen zu einem einzigen einzelnen Menſchen, der alſo auch nur ſeinen einzelnen Kopf hat, zuſammengeſchmolzen werden können, ſo lange iſt auch an eine Vereinigung, an eine Uebereinſtimmung, an eine Identität ihrer beſondern Begriffe vom zureichenden Grunde, oder von der Gottheit in Ewigkeit nicht zu denken. — Die wahre Uebereinſtimmung bleibt alſo nur einzig und allein in dem allgemeinen Begriff vom zureichenden Grunde überhaupt unter ihnen möglich. Bis auf dieſen allgemeinen Begriff geht auch eigentlich nur die Vernunft. Weiter und über denſelben hinaus wagt ſich blos die Phantaſie des Menſchen. Man kann ſich leicht überzeugen, daß die Vernunft an jener Grenze durchaus ſtehen bleiben muß, und den allgemeinen Begriff von dem zureichenden Grunde ſich nicht in ſeine einzelnen Theile oder Vorſtellungen auflöſen kann: denn, der ganze zureichende Grund von meinem Daſein kann nie ein Gegenſtand meiner Sinne werden, weil er zu viele Dinge in ſich begreift und einen zu weiten Umfang hat, als daß mein Auge oder irgend ein andrer Sinn alles, was dazu gehört, faſſen könnte! Meine Eltern, und alle die Dinge, die um mich her zu meiner Erhaltung beitragen, ſind nur Theile meines zureichenden Grundes. Zu meinem zureichenden Grunde gehört alles, was da iſt, es mag in einer nähern, oder in der entfernteſten Verbindung mit mir ſtehen, gehört die ganze ewige und unendliche Verkettung aller Urſachen und Folgen; das ganze unermeßliche All! Und wenn es außer dieſem All noch Millionen Dinge oder Weſen geben könnte, ſo würden auch ſie alle, den zureichenden Grund meines Daſeins ergänzen helfen; wenn ich gleich keinen Sinn für ihre Bemerkung hätte, auch keinen Namen aufzutreiben wüßte, mit dem ich ſie bezeichnen könnte. Und denſelbigen Umfang hat auch der zureichende Grund des kleinſten Sandkorns. Ich ſage alſo nochmals: wenn nicht von unzureichenden Gründen, oder von einzelnen Theilen des zureichen-

den Grundes, ſondern vom zureichenden Grunde ſelbſt in ſeinem ganzen Umfange die Rede iſt: ſo geht die Vernunft keinen Schritt weiter in irgend einer nähern Beſtimmung deſſelben, als der blos allgemeine Begriff überhaupt angiebt. Sie bleibt bei demſelben ſtock ſtille ſtehen, und begnügt ſich nur blos, die einzelnen Theile deſſelben, ſo, wie ſie ſtückweiſe ein Vorwurf unſrer Sinne werden, näher zu beleuchten, kennen zu lernen, und zu beurtheilen. — Aber mit einer ſolchen Grenze kann die Phantaſie nicht zufrieden ſein! Dieſe muß ſchwärmen, und einen unbegrenzten Spielraum haben. Und je weg- und ſtegloſer die Wüſten ſind, deſto lieber ſchweift ſie in denſelben umher, denn ſie kann ſich nirgends verirren; weil ſie nirgends zu Hauſe gehört. Die Phantaſie putzt ſich alſo den zureichenden Grund, den die Vernunft nur dem Namen und dem allgemeinen Begriff nach kennt, vollſtändig aus: und je nachdem ſie bei dem einen Menſchen lebhafter und kunſtreicher iſt, als bei dem andern, ſo erhält auch die Vorſtellung des zureichenden Grundes, die ſie zuſammenſetzt, eine förmlichere, oder unförmlichere, eine einfältigere oder reizendere Geſtalt. Und wenn ſie gar die Attribute von den Menſchen, als den ihr bekannten vornehmſten Weſen auf Erden, entlehnt, ſie in unendlichen und unausſprechbaren Größen hinauf multiplicirt, und dann ihre Gottheit damit bekleidet hat: ſo iſt das das der höchſte Schwung, den ſie mit ihrer Kunſt hat nehmen können, ſo glaubt ſie nun alles mögliche, was nur gefordert werden kann, gethan zu haben, und mit dem größten Rechte erwarten zu dürfen, daß auch ſelbſt die Vernunft nun keinen weitern Anſtand nehmen werde, vor dieſer ihrer Gottheit niederzufallen, ſie als den Schöpfer und Regierer der Welt anzubeten, und ſich ihrer Gnade für die jetzigen und alle zukünftigen Zeiten zu empfehlen. So, ſage ich, rühren alſo alle nähern Beſtimmungen des zureichenden Grundes, oder alle Theologien und theologiſche Syſteme, ſo viel es derſelben in der Welt gegeben hat und noch giebt, nicht von der Vernunft, ſondern von der Phantaſie her, und ſo bildet alſo die Phantaſie eines jeden Menſchen, ihm ſeinen eigenen, beſondern Herr Gott! der bald mehr, bald weniger mit eines andern Menſchen ſeinem gemein hat, je nachdem die Charactere und Stimmungen der einzelnen Naturen dieſer Menſchen ſelbſt ſich einander mehr, oder weniger, in der Aehnlichkeit nahe kommen! — Und wenn wir nun hiezu nehmen, daß ein jeder Menſch, aus Vorliebe zu ſich ſelbſt, ſeine Privatvorſtellungen, die ihm ſeine Phantaſie von der Gottheit geſponnen hat, für die allein wahren, die fremden eines Andern aber, gegen die ſeinigen, gerade zu für falſche

hält, und erklärt: ſo iſt uns mit einem Male das Räthſel aufgelöſt; wo alles jämmerliche Geſchrei über Atheiſten, und Atheismus herkomme. Ein jeder Menſch nämlich iſt dem Andern ein Atheiſt, weil ſeine Phantaſie, die von der Phantaſie des Andern verſchieden iſt und ſein muß, ihm auch ſeinen eigenen beſondern Herr Gott bildet, der von dem Gott des Andern verſchieden iſt. Ein jeder Menſch iſt alſo in Abſicht auf den Gott ſeines Nebenmenſchen ein Gottesverleugner! Daher belegten ſich auch in alten Zeiten die Heiden und Chriſten wechſelsweiſe mit dem Namen, Atheiſten! Daher wurden Luther und Melanchthon, von den Katholiken in öffentlichen Schriften als Atheiſten angegeben! Daher zählte Merſennus, allein in der Stadt Paris, im Jahre 1622, mehr, als 50,000 Atheiſten! Daher alle übrigen entſetzlichen Verzeichniſſe von Atheiſten, die ſo viele Ketzerrichter zuſammengezählt haben! Ich kann noch mehr ſagen: der nämliche Menſch iſt ſich, wenn man verſchiedene Zeitpunkte ſeines Lebens, und die Veränderungen, welche er in ſeinen Vorſtellungen leidet, gegen einander vergleicht, unaufhörlich ſelbſt Atheiſt. Ein Jeder frage ſich ſelbſt, ob er den alten Gott, oder die alten Vorſtellungen von Gott noch habe, die er in ſeiner frühern Jugend von dieſem Gegenſtand gehabt hat? Wir ſammeln täglich neue Begriffe ein. Unſre Erkenntniß modificirt ſich alſo beſtändig; und unſre Idee von der Gottheit muß alle dieſe Veränderungen und Abwechſelungen mit leiden. Unſre Phantaſie wird mit der Ausbildung dieſes ihres Geſchöpfs nie fertig. Bald nimmt ſie etwas ab, bald ſetzt ſie etwas neues hinzu; bald verfeinert, bald vergrößert ſie daran: kurz, die Gottheit befindet ſich bei ihr, ſo wie alle ihre übrigen Werke, die ſie unter Händen hat, in einer beſtändigen Wiedergeburt, in der ſie alle Augenblicke neue Geſtalten annehmen muß. Kaum haben wir einen Gott bei uns auf den Thron erhoben, ſo finden wir ſchon wieder etwas an ihm zu tadeln. Wir ſetzen ihn alſo ab, und huldigen einem neuen. Wir werden uns alſo unzählig oft ſelbſt Gottesverleugner oder Atheiſten!

Allein, wird man ſagen: Es iſt wahr, daß, nach dieſer, ein jeder Menſch in verſchiedenen Zeitpunkten ſeines Lebens ſich ſelbſt Atheiſt iſt; es iſt wahr, daß er es einem jeden andern Menſchen beſtändig und unausgeſetzt iſt; es iſt ferner auch begreiflich, daß dieſer verhältnißmäßige Atheismus ſo lange nothwendig unter den Menſchen wird fortdauern müſſen, als dieſe es ihrer Phantaſie erlauben werden, mit dem Begriff, vom zureichenden Grunde zu ſpielen. Bei dem allen aber iſt es doch ſonderbar und auffallend, daß die Menſchen weder ſich ſelbſt,

noch gerade zu einen jeden andern Menſchen einen Atheiſten zu nennen pflegen? ſondern mit dieſem Namen nur gewiſſe einzelne Perſonen belegen. Woher rührt dies? und welches iſt alſo der unterſcheidende Charakter derer, die im engern Verſtande Gottes-Verleugner genannt werden? Wir wollen auch hierauf die Antwort nicht ſchuldig bleiben: und die Erfahrung ſelbſt ſoll uns für die Richtigkeit derſelben die Gewähr leiſten.

Wir haben oben geſehen, daß, ſobald die Phantaſie der Menſchen über die Urſachen der Dinge zu brüten angefangen hatte, und nun daraus Götter zum Vorſchein gekommen waren, ſich auch gleich ſolche Perſonen fanden, die die Aufwartung bei dieſen Göttern übernahmen, und ſich zu Cabinetsminiſteru derſelben angaben. So verſchiedentlich nun auch die Phantaſien dieſer Gottesdienerſchaft ſelbſt über ihren Vorwurf ſchwärmten: ſo fanden ſie es doch ihrem Intereſſe gemäß, ſich wenigſtens über gewiſſe einzelne Worte und Charaktere zu vereinigen, die ſie überhaupt der Gottheit beilegen, und mit welchen ſie ſie bezeichnen wollten: weil ihre Abſicht, ſich nemlich das Volk zu unterjochen! ſonſt unmöglich hätte erreicht werden können; wofern ſie ſelbſt keinen Schein von Einigkeit unter ſich behauptet, und dadurch einem jeden Andern auch die Freiheit gelaſſen hätten, ſich nach ſeiner Willkühr ſeinen eignen Herr Gott zu bilden. Zwar konnte dieſe Eintracht in weiter nichts, als blos in gewiſſen Formeln und Worten, inſofern dieſe bloße äußerliche Zeichen und Luftſchalle ſind, beſtehen: denn die Begriffe, welche ein Jeder damit verband, waren, um der Natur des Menſchen willen, über allen Zwang und über alle Gefahr und Möglichkeit der Unterjochung erhoben; ſo wie ſie es auch noch ſind, und immer bleiben werden. Allein das that auch nichts. Wenn nur ein gewiſſes Schiboleth da war, das ein Jeder im Munde führte, ſo war das Band genug, um die zu jener Abſicht erforderliche Vereinigung zu ſtiften. Aber eben darum mußte auf dieſe Wortzeichen, auf dies Schiboleth, auch deſto eifriger gehalten, und alle Verändrungen und Abweichungen davon mußten deſto ſchwerer geahndet werden: weil es nur die einzige Unterlage war, die man dem Gebäude der Hierarchie geben konnte. Zwar wurde das Reich dennoch oft mit ſich ſelbſt uneins. Es traten von Zeit zu Zeit Männer auf, die ein anderes Schiboleth antönten. Aber alsdann erfolgten auch die ſchrecklichſten Auftritte. — Sie ſind Allen bekannt, jene bittern Religionskriege! die die grauſamſten unter allen Kriegen geweſen ſind, und das meiſte Menſchenblut vergeſſen haben!

Bei dieſen Kriegen kam es denn endlich, wie bei allen Kriegen, darauf an, welche Partei die Oberhand behielt? um ihr Schiboleth geltend zu machen. So ſiegten zu Conſtantius Zeiten wechſelsweiſe, bald die Arrianer, bald die Homouſianer: und dann war die übrige Welt auch jedesmal bald arrianiſch, bald homouſianiſch! bis es endlich den Homouſianern gelang, Jenen eine totale Niederlage beizubringen, und ſo mit den Waffen in der Hand, den Glauben an die Gottheit Chriſti, und an eine göttliche Dreieinigkeit, in die Welt einzuführen und geltend zu machen! dieſen Glauben, auf welchen der Biſchof Alexander zuerſt verfallen war! Ueberdieß wurden, wenn dergleichen Zerrüttungen entſtanden waren, von Zeit zu Zeit Concilia gehalten: in welchen die Prieſterſchaft das, durch jene Kriege und Streitigkeiten zerlumpte und zerlappte Symbolum wieder flickte und ausbeſſerte. Dadurch erhielt daſſelbe natürlicher Weiſe immer eine veränderte Geſtalt. Und weil dieſe Flickerei und Ausbeſſrung ſo oft nothwendig ward, auch ſo vielerlei Hände damit beſchäftigt waren: ſo geriethen bald die Concilien ſelbſt unter ſich in Streit; und das Eine riß oft den Lappen, den ein Andres aufgeſetzt hatte, wieder herunter und heilte den Schaden nach ſeiner Manier zu. Daraus entſtand endlich eine Vervielfältigung der Symbolen ſelbſt: und jenachdem es den Erfindern und Vertheidigern derſelben gelang, ſich unter dem unwiſſenden Haufen Partei zu machen, und für ihre Götzen viele Anbeter zu gewinnen: ſo theilten ſich die Menſchen auch in immer mehrere einzelne gottesdienſtliche Geſellſchaften, von denen ſich eine jede das Prädicat der wahren Kirche zueignete. Aber auch keine dieſer wahren Kirchen iſt eine unfruchtbare Mutter geblieben. Jede hat unzählige Mal wieder geſchwärmt, und neue kirchliche Colonien mit neuen Symbolen aus ſich geboren: von denen ſich einige leichter, andre ſchwerer haben etabliren und erhalten können, jenachdem ſie ſtärker, oder ſchwächer am Volke geweſen, und ſich alſo mehr, oder weniger Anſehen und Platz unter den übrigen haben machen können. — Und wie war es auch anders möglich: als daß nicht ein Band, das aus bloßen Wortzeichen beſtand, wobei alle Uebereinſtimmung der Begriffe fehlte, alle Augenblicke hätte reißen müſſen? und noch reißen muß? — In der bekannten Revolution des ſechszehnten Säculi ſtieß die ſogenannte chriſtliche Mutterkirche zwei neue Hauptſchwärme von ſich aus. Hierdurch entſtanden mit einem Male wieder aus einer wahren Kirche drei derſelben, deren Jede ihr eigenes Schiboleth, oder ihren beſondern Herr Gott hatte. Dieſe letztern ſtritten ſich lange um den Vorzug: bis endlich im

Weſtphäliſchen Friedensſchluſſe ihr Streit dahin entſchieden wurde, daß ſie im Römiſchen Reiche alle Drei einen gleichen Rang haben, und fort-hin ruhig und friedlich in Collegialiſcher Freundſchaft mit einander leben ſollten! So ſehr nun zwar dieſe drei wahren Kirchen ſich in ihren theo-logiſchen Grundſätzen einander widerſprechen; ſo verſchieden auch ihre öffentlichen Schiboleths lauten; ſo ſehr ſie ſich auch ſeit der Zeit immer wieder anders modificirt, und metamorphyſirt haben, und noch in im-merwährenden neuen Wiedergeburten begriffen ſind, und begriffen blei-ben: ſo dürfen ſie ſich doch ihrer groben Abweichungen von einander wegen, höchſtens wohl freundſchaftlich unter einander verketzern, keines-wegs aber als gegenſeitige Atheiſten feindſelig verfolgen! weil, wie ſchon geſagt, jenes Münſterſche Patent ihren Gottheiten einen durchaus glei-chen Rang zugeſichert hat. Ueberdies haben ſie ſelbſt einen gewiſſen Zug und Laut des alten Schiboleths ihrer Mutterkirche mit gemein-ſchaftlich hinübergenommen und beibehalten, der ihnen noch eine Art von Band zu ſein ſcheint, das ſie auf gewiſſe Weiſe und wenigſtens in einem Punkte noch, in Verbindung und Uebereinſtimmung halte. Die-ſer gemeinſchaftliche Laut beſteht darin: daß ſie Alle einen von der Welt geſchiedenen, unabhängigen Geiſt annehmen, der den zureichenden Grund ſeines eigenen Daſeins in ſich ſelbſt verſchloſſen halte, außer ſich aber der zureichende Grund der Welt ſei. Einen Geiſt! der zu gleicher Zeit einfach, und dreifach ſei; ohne jedoch um ſeiner Dreifachheit willen, weniger einfach; und um ſeiner Einfachheit willen, weniger dreifach zu ſein! Zwar weiß kein einziger von ihnen Allen, was er ſich bei dieſem Wörterkram gedenken oder welchen möglichen Begriff er damit verbinden ſoll? Kein Einziger weiß anzugeben, was ein Geiſt iſt? Und wenn auch den Meiſten ihre Phantaſie zu Hülfe kommt, dieſe Leere mit ihren Bil-dern auszufüllen, ſo ſind ſich doch wieder dieſe Vorſtellungen ſo entſchie-den, ſo äußerſt unähnlich, ſo geradezu widerſprechend: daß im Grunde in der ganzen Welt kein ärgerer und tollerer Atheismus gefunden wer-den kann, als unter denen ſtattfindet, die mit inbrünſtiger Andacht einen oberſten Geiſt gemeinſchaftlich bekennen und anbeten! Hier ſtellt ſich der Eine unter einem Geiſte etwas luftiges; der Andre, etwas durchſich-tiges; der Dritte etwas flatterndes; der Vierte einen Hauch, oder Wind; der Fünfte, eine ſchwebende Taube; der Sechſte, einen Punkt; und was ſonſt alles? darunter vor. Die Klügſten unter ihnen geſtehen es frei, daß ſie ſich gar nichts dabei gedenken und gedenken können. Allein darauf kommt es auch gar nicht an. Ob das Wort Geiſt eine

Bedeutung habe, oder nicht? und welche, ſich noch ſo ſehr widerſprechende Bedeutungen es auch ſein mögen, die ihm die verſchiedenen Bekenner unter einander in ihrem Gehirn beilegen? ob überhaupt ein möglicher, geſunder Begriff damit verknüpft werden könne? — An dem allen, ſage ich, iſt gar nichts gelegen! Das thut nichts zur Sache! Es kommt hier gar nicht auf Begriffe an; nein, es kommt lediglich auf das nackte, leere, bedeutungsloſe Wortzeichen, Geiſt, an. Schreibt dies Jemand auf ſeinem Schilde, das er von ſeinem Bekenntniß eines zureichenden Grundes aushängt! ſo iſt er ein Verehrer des wahren Gottes, den die drei wahren, autoriſirten Kirchen gemeinſchaftlich anbeten: und er iſt, trotz dem, daß er ſich entweder gar nichts dabei denkt, oder die ungereimteſte Vorſtellung damit verbindet, dennoch kein Atheiſt! — Auch muß man vielen Gliedern jener wahren Kirche es nachrühmen, daß ſie großmüthig genug ſind, ſich von dem dreifachen Geiſte, allenfalls, zwei Dritttheile abdringen, und ihn blos zu einem einfachen Geiſt ſimplificiren zu laſſen! Das, ſage ich, laſſen ſie ſich allenfalls auch noch gefallen. Und man muß es bekennen, es iſt wahrhaftig ſehr viel; zwei volle Dritttheile von ſeinem Herr Gott aufzuopfern! und ſich mit dem verſtümmelten Ueberbleibſel genügen zu laſſen! Indeſſen iſt doch nur das dreifache daran verloren gegangen; und es bleibt doch immer noch, bei aller erlittenen Reduction, ein Geiſt übrig. Und auf dies Wort kommt die Hauptſache an. Wer, wie geſagt, dies Zeichen auf ſeinem Schilde ſetzt, der iſt ein echter Bruder! es mag dann auch in ſeinem Hauſe ſelbſt, mit ſeinen Begriffen darüber ausſehen, wie es wolle? — Wagt es aber irgend Jemand, von dieſem Loſungsworte abzugehen? und ſtatt deſſelben, auf ſeiner Tafel des Bekenntniſſes vom zureichenden Grunde, ein andres Wort zu ſetzen, wobei er ſich doch noch etwas denken zu können glaubt? ſo iſt Dieſer alsdann der eigentliche, offenbare, und erklärte Atheiſt im ſtrengen Verſtande; der von allen Geiſtanbetern dafür angeſehen, gehaßt, verabſcheut und verfolgt wird! —

Ich kann mich hier unmöglich enthalten, mich mit Herrn Moſes Mendelſohn noch einmal ausführlich einzulaſſen. In ſeiner Schrift, Jeruſalem ꝛc. macht er die bitterſten und gehäſſigſten Ausfälle auf den Atheiſten. Er verſichert, daß die Atheiſterei den Grund untergrabe, auf welchem die Glückſeligkeit des geſellſchaftlichen Lebens beruhe, und räth daher jeder bürgerlichen Geſellſchaft, daß ſie wohl thun würde, wenn ſie dieſelbe nicht bei ſich Wurzel ſchlagen und ſich ausbreiten ließe. (1. Ab. p. 68—69). Er behauptet ferner, (2. Ab. p. 136. u.) daß

der Atheiſt, wenn er bündig ſein wolle, alles aus Eigennutz thun müſſe. Noch mehr: Er will auch Atheiſten nachweiſen können, die ihre Lehren mit dem hitzigſten Enthuſiasmus gepredigt hätten, ja wüthend und verfolgend geweſen wären, wenn ihre Predigt nicht hätte Eingang finden wollen. Ja, er iſt ſogar geneigt, einen jeden Fanatismus überhaupt von dem Verdacht zu entſchuldigen, daß er ohne Beihülfe einer innern Ohngötterei wüthender werden könne. Der Atheismus ſoll alſo die einzige wahre Quelle aller Religionsverfolgungen und aller Scheiterhaufen geweſen ſein, und noch ſein? Und endlich ſo ſchließt er mit dem Ausruf, worin er eine Definition von einem Atheiſten und deſſen Charakter angiebt, und zugleich alle Welt wider dies Ungeheuer warnen will: „Schrecklich, ſagt er, iſt der Eifer, wenn die Unſchuld einem Wütherich in die Hände fällt, der alles fürchtet, nur keinen Gott.“

Wir wollen doch dieſe Sätze etwas näher beleuchten.

Es giebt zwei Klaſſen von Atheiſten, die eine Klaſſe faßt diejenigen, die ſich ebenfalls in nähere Beſtimmungen, Erörterungen und Bezeichnungen des zureichenden Grundes einlaſſen; die aber ſolche Beſtimmungen und Angaben davon machen, welche von denen, in der Welt ſchon herrſchend angenommen und faſt allgemein gehuldigten nähern Beſtimmungen dieſes Gegenſtandes zu ſehr abzuweichen ſcheinen. Dergleichen Atheiſten waren Spinoza, und Mirabaud: deren Einer, ſtatt der herrſchenden Idee, von einem unſichtbaren und von der Welt geſchiedenen Geiſte, die Welt ſelbſt: der Andre, die Energie der Natur als den zureichenden Grund aller Dinge angab und beſtimmte.

Die andre Gattung von Atheiſten würden diejenigen ſein, die ſich in gar keine nähern Beſtimmungen des zureichenden Grundes ſelbſt einlaſſen, ſondern blos bei dem allgemeinen metaphyſiſchen Begriff, den die Worte, zureichender Grund, nur im allgemeinen angeben, ſtehen bleiben wollen. Ein Atheiſt von dieſer Klaſſe würde ohngefähr ſo ſprechen: „Mein Verſtand kann nichts erkennen, meine Vernunft nichts beurtheilen; wozu ihnen die Sinne nicht den Stoff und die Materialien gegeben haben. Nun iſt der zureichende Grund eines vorhandenen Dinges eine Sache von ſo unendlich weitem Umfange, daß derſelbe ſchlechterdings niemals ein Vorwurf der menſchlichen Sinne werden kann! Ich kann einzelne Theile des zureichenden Grundes meines Daſeins, einzelne Urſachen und Förderungsmittel meiner Exiſtenz kennen lernen. Ich habe z. E. meine Eltern gekannt. Ich kenne auch noch viele Dinge, die zu meiner Erhaltung beitragen. Aber das ſind nur

alles unzureichende Gründe von mir. Das iſt nicht das Ganze meines zureichenden Grundes. Es ſind nur Theile deſſelben. Wenn ich meinen zureichenden Grund ſelbſt kennen lernen wollte, um nun ſagen zu können: dies iſt er; hierin beſteht er, u. ſ. w. ſo müßte ich nicht nur alles, was zunächſt und unmittelbar zu meinem Daſein beigetragen hat und noch beiträgt, ſondern auch alles und jedes, was auch nur auf die entfernteſte Weiſe meine Exiſtenz hat fördern helfen, in meinen Geſichtskreis ziehen können. Die ganze Reihe meiner Voreltern und ihre eignen Entſtehungsgründe und Entſtehungsarten, ja alle Dinge in der ganzen Natur, müßten nicht nur im Ganzen, ſondern auch in allen ihren aufs feinſte aufgelöſten Theilen und Verbindungen mir aufs deutlichſte vor Augen gelegt werden können; damit ich alles bis auf den Grund durchſchauen, jede, auch die kleinſte Beziehung, die ſie auf die Förderung meiner Exiſtenz gehabt hätten, bemerken, und deſſen vollkommen gewiß werden könnte, was? und wie? ein jedes dieſer Dinge zu meinem Daſein bis auf dieſen Augenblick beigetragen hätte? auch deſſen unwiderſprechlich und ungezweifelt gewiß würde, daß mir nun nichts mehr daran fehle, daß ich nun den ganzen vollſtändigen oder zureichenden Grund meines Daſeins vor mir hätte, und ihn durch und durch kennte! Es müßte mir ſchlechterdings keine dergleichen Fragen mehr übrig und möglich bleiben! wo kommt dies noch her? wie hatte jenes entſtehen können? warum war es nicht ſo? oder anders? wie und warum konnte es nur in dieſer Verbindung, und durchaus in keiner andern? dies? und durchaus nichts anders, wirken und hervorbringen? u. ſ. w. Kurz, es müßte keine fernere Frage, von welcher Art ſie auch ſein möchte, dabei möglich bleiben. — Und was hier von dem zureichenden Grunde meines Daſeins geſagt wird, das gilt auch von dem zureichenden Grunde eines jeden Sandkorns, und überhaupt einer jeden vorhandenen Sache, eines jeden daſeienden Weſens, und einer jeden ſich ereignenden Veränderung. — Nun frage ich alle Welt, ob eine Menſchen-Vernunft einer ſolchen Einſicht des zureichenden Grundes fähig ſei? Ob unſre Sinne nicht ihr abgemeſſenes Maaß von Feinheit und Schärfe haben, vermöge deſſen ſie nur von einem unendlich kleinen Theile der vorhandenen Dinge, und ſogar nur von den alleräußerſten Oberflächen derſelben, Eindrücke annehmen können? — Mithin kann mir ja der zureichende Grund einer Sache nur blos en gros, und dem allgemeinen metaphyſiſchen Begriffe nach, keineswegs aber en detail, oder re ipsa, ſo, ein Gegenſtand meines menſchlichen vernünftigen Erkenntniß- und Vorſtellungs-Vermö-

gens werden, daß ich auch nur auf die entfernteſte Weiſe ſagen könnte: Das iſt mein zureichender Grund! Hierin beſteht er!" — Es iſt wahr: ich ſehe von den nächſten Urſachen meines Daſeins, ſo viel ich derſelben bemerke, daß ſie Theile der Welt und der Natur ſind! Und wenn ich den Lauf ihrer Entſtehungsgründe nachſpüre, ſo ſehe ich auch, daß er ſich in die Natur verliert! Aber wie weit kann ich ihnen nachſehen? Iſt es auch eine Spanne lang? Ich merke bald, daß ſie mit allen übrigen daſeienden Dingen in der genaueſten Schwägerſchaft ſtehen. Die einſamen Fußtapfen von ihnen, die ich mir von meinem Ausgange von mir an zu Wegweiſern nahm, verlieren ſich, da ich ihnen zu folgen, kaum meinen Fuß aufgehoben hatte, ſchon in eine ſo unendliche Menge von Fußtapfen, daß ich auf der Stelle alle Hoffnung aufgeben muß, alle ihre Richtungen, gegenſeitigen Beziehungen, und Verhältniſſe zu faſſen, und dadurch zur richtigen Einſicht des zureichenden Grundes meines Daſeins geleitet zu werden! Nein, ich darf nicht ins Wilde hineinlaufen, wenn ich mich nicht verirren will! Ich muß auf dem Fleck ſtille ſtehen bleiben, wo ich ſtehe, und es meinen Sinnen und meiner Vernunft überlaſſen, wie viele nächſte Spuren Jene zählen, und was ſie an denſelben bemerken? und welche Schlüſſe dieſe, durch ihre Beurtheilungskraft, aus Jener Bemerkungen herausbringen möge? Und hier, an dieſen Theilen meines zureichenden Grundes, finden dieſe meine Erkenntnißkräfte, auf die ich mich nur verlaſſen kann, auch ihre volle und überflüſſige Beſchäftigung. — Hat aber die Phantaſie durchaus ſo große Luſt, ihrer Gewohnheit nach, auch hier ohne Weg und Steg, und ohne Begleitung der Sinne und der Vernunft, herumflattern zu wollen: Nun wohlan! ſo mag ſie es zu ihrem eignen Vergnügen thun! Nur ſoll ſie ſich nicht unterſtehen, mir ihre Rapporte als glaubwürdige Wahrheiten aufdringen zu wollen! mir nicht vorreden zu wollen: daß ſie mit Mirabaud bis ins innerſte Cabinet der Natur gedrungen ſei, und daſelbſt die urſprüngliche Energie derſelben in ihrer geheimſten Werkſtatt belauſcht habe! — mich auch nicht verſichern zu wollen, daß ſie mit Spinoza die ganze Welt ſo durchwandert ſei, daß ſie nun mit Gewißheit behaupten könne: Die ganze Welt ſei nur eine einzige Subſtanz! ſeie ſich alſo beides, zureichender Grund und Folge, ſelbſt und zu gleicher Zeit! — Am allerwenigſten ſoll ſie ſich unterſtehen, gar ſo unverſchämt zu ſein mir vorlügen zu wollen: ſie habe die ganze Natur und Welt aufs genaueſte in allen ihren geheimſten Triebfedern durchſchaut, das Ende des zureichenden Grundes aber nicht darin enthalten gefunden.

Sie könne vielmehr verſichern, daß der zureichende Grund zum andern Ende der Natur und Welt wieder hinausgehe, und ſeine Anfangswurzeln in Etwas ſchlage, das außerhalb der Welt noch da ſeie, und dem, weil es nicht Fleiſch und Bein habe, der Name Geiſt zukomme! Ich ſage, dieſer letztere Traum der Phantaſie ſei der allerausſchweifendſte! weil meine Sinne und Vernunft wohl wahrnehmen, daß die Spuren meines zureichenden Grundes in die Natur und Welt hineingehen, davon aber, daß ſie zum andern Ende wieder hinausgehen ſollten! auch auch nicht einen Schatten von Beweis vor ſich haben. Wenn ich das meiner Phantaſie heute glauben wollte, ſo könnte es ihr auch morgen einfallen, hinter den einen Geiſt noch hundert und tauſend andre Geiſter zu ſtellen; und meinen zureichenden Grund ſo weit reiſen zu laſſen, als es ihr beliebt. Die Sache würde auch weiter keinen andern Unterſchied machen, als daß nur auch mein nachträumender Glaube in demſelbigen Maaße verlängert werden müßte. Da es aber auch wider die Phantaſie ſelbſt iſt, die allen Religions-Glauben webt, und ihr Millionen Ellen deſſelben nicht mehr Mühe und Arbeit koſten, als eine einzige? ſo würde freilich auch dieſer Schwierigkeit aufs geſchwindeſte von ihr abgeholfen ſein. —

Allein, wie geſagt, ich laſſe mich in gar keine Träumereien der Phantaſie ein: ſondern bleibe mit meiner Vernunft lediglich bei dem Begriff des zureichenden Grundes überhaupt ſtehen. Und ſo gehen mich alſo alle Theologien und Gottesverehrungen nichts an. Denn für mich ſelbſt habe ich keinen näher beſtimmten und charakteriſirten Gott: und diejenigen Gottheiten, welche ſich meine Nebenmenſchen unter einander aufgeputzt haben, überlaſſe ich auch ihren eigenen Phantaſien, um ſie nach Belieben zu verehren.

Wir ſehen leicht, daß dieſe letzte Gattung von Atheiſten die allerſtrengſten, aber auch zugleich die allerbeſcheidenſten ſind. Sie ſind die allerſtrengſten: weil ſie ſelbſt gar keinen näher beſtimmten Gott haben und eine jede nähere Beſtimmung, die ſich Andre von der Gottheit machen, dieſer ihrer Phantaſie zuſchreiben. Sie ſind die allerbeſcheidenſten: weil ſie keinen Schritt weiter gehen wollen, als ihnen die Vernunft zu gehen erlaubt; und weil ſie, da dieſe bei dem allgemeinen Begriff des zureichenden Grundes ſtehen bleibt! es ihrer Phantaſie nicht geſtatten wollen, vor ihren eigenen Kopf tiefer in das unbekannte Land zu dringen, und ihre erdichtete Nachrichten, die ſie zurückbringen würde, ihnen als ausgemachte Wahrheiten aufdringen zu dürfen.

Herrn Mendelſohns erſte Beſchuldigung war: „daß der Atheis- mus den Grund untergrabe, auf welchen die Glückſeligkeit des geſell- ſchaftlichen Lebens beruhe: und daß daher jede bürgerliche Geſellſchaft wohl thun würde, wenn ſie denſelben nicht bei ſich Wurzeln ſchlagen, und ſich ausbreiten ließe.“

1) Was iſt denn eigentlich an den Atheiſten das gefährliche, für die bürgerlichen Geſellſchaften? oder, was iſt an ihnen dasjenige, wel- ches den Grund untergräbt, auf welchem die Glückſeligkeit des geſell- ſchaftlichen Lebens beruht? Man wird antworten: Der Begriff iſt es, den ſich der Atheiſt vom zureichenden Grunde oder der Gottheit macht, und der ganz anders lautet, als diejenige Meinung, welche die meiſten Menſchen von dieſem Gegenſtande haben. — Gut! ſo frage ich wei- ter; — wie und auf welche Art wird dieſer Begriff des Atheiſten von der Gottheit für das Wohl der Menſchen ſchädlich und zerſtörend? Iſt er an und für ſich ſelbſt ſchon, in ſofern er ein bloßer Begriff und eine einfache und einſame Vorſtellungsart für ſich iſt, ein Zerſtörer der menſch- lichen Glückſeligkeit? — oder, kann er dies nur erſt dadurch werden, wenn, und inſofern er ein Handlungsprincipium des Menſchen wird? wenn und inſofern er Bewegungsgründe und Antriebe für das Be- gehrungsvermögen des Menſchen, und deſſen handelnde Kräfte enthält? — Man wird mir leicht zugeben, daß der bloße nackte Begriff, er ſei ſo toll, wie er wolle, nicht aus dem Kopfe des Menſchen hinauslaufen, und für ſich ſelbſt ein Mordbrenner oder Mörder werden könne. Nun wollen wir hierzu weiter erwägen, daß

2) alles, was den Menſchen handelnd macht, oder ihn zu irgend einer Art von Handlungen, ſie mögen ſein, welche ſie wollen, nur einzig und allein antreiben kann, nichts anders ſei und ſein könne, als: die jedesmaligen Empfindungen und Vorſtellungen, die der Menſch von ſeinem Glücke hat! Wo ihm ſeine jedesmaligen Vorſtellungen ſein ge- genwärtiges Glück anweiſen, dahin ſtreckt ſich ſeine Selbſtliebe mit ihren handelnden Kräften! dahin ſetzt ſie die Glieder des Menſchen in Bewe- gung, um ſich dies Glück zu verſchaffen! Wenn alſo die Idee, welche ein Atheiſt von der Gottheit hat, ſich als ein Motiv zu ſchändlichen und das Glück der Geſellſchaft verwüſtenden Handlungen bei ihm wirklich äußern ſoll? ſo muß ſie ihm irgend ein reizendes Glück vorſpiegeln, das er, ihrer Verſichrung nach, alsdann gewinnen werde, wenn er dieſe oder jene Handlungen unternähme, die aber zugleich von der Art ſind, daß das Glück der Geſellſchaft dabei nicht beſtehen kann!

Jetzt wollen wir den Atheiſten, und zwar den der zweiten Klaſſe, ſeine Vertheidigung ſelber führen laſſen. Ich bekenne, ſagt er, daß, da meine Vernunft mir durchaus keine nähere Beſtimmungen, Erörterungen und Bezeichnungen des zureichenden Grundes aller Dinge ſelbſt anzugeben weiß, — ich daher auch gar kein eigentliches oder beſondres Glaubensbekenntniß über die Gottheit habe. Ich ſage nichts weiter, als: Alle Dinge haben ihren zureichenden Grund! und damit bin ich fertig. Dieſer allgemeine Gedanke giebt mir alſo nicht das mindeſte zu thun. Er fordert nicht die kleinſte Handlung, von welcher Art ſie auch ſein möge, von mir. Ich kann meinen zureichenden Grund nicht durch meine Dienſte vollkommner oder zureichender machen, als er iſt. Ich kann auch von ihm nichts lernen, wonach ich mich bilden könnte oder müßte: denn ich kann, als die Folge deſſelben, nie an ſeiner Statt der zureichende Grund werden, und ihn an meiner Statt zur Folge machen! Ueberdieß habe ich auch nur mit dem bloßen allgemeinen Begriff zu thun, den ich in meinem Kopfe davon habe, und kenne den außer mir exiſtirenden Gegenſtand deſſelben auf keine Weiſe. Folglich, ſage ich nochmals, iſt mir die Idee vom zureichenden Grunde, oder der Gottheit, gar kein Handlungs-Principium. Sie iſt eine bloße, müßige, metaphyſiſche Speculation meines Verſtandes, die mir kein Glück, dem ich nachjagen, und kein Unglück, das ich fliehen müßte, zeigt; kurz, die gar kein Motiv zu irgend einer Handlungsart, ſie ſei gut, oder ſchlecht, für mich enthält! — Ich bedarf auch keiner ſo weit hergeholten Motive, um ein handelndes Weſen zu ſein. Denn ich habe zu allen Zeiten eigne unmittelbare Bedürfniſſe meiner Natur genug, die befriedigt ſein wollen. In mir lebt der Trieb, mein Leben zu erhalten; ein Verlangen nach Zufriedenheit; nach Vergnügen; nach Erkenntniß; der Wunſch, einen guten Namen zu haben, und ſo viel irdiſche Güter zu beſitzen, als ich zu meinem Durchkommen durch die Welt nöthig habe; ich ſehne mich nach Freiheit und nach dem Umgang mit andern Menſchen u. ſ. w. Dieſe Bedürfniſſe ſind die Triebfedern, durch welche meine Maſchine genugſam aufgezogen iſt, um, ſo lange ſie ſelbſt da iſt, in beſtändiger Bewegung ſein zu müſſen. Ich bedarf es alſo gar nicht, mir noch ein beſondres Gewicht von dem zureichenden Grunde herzuholen, um ein handelnder Menſch zu ſein! Wenn alſo Herr Mendelſohn mich beſchuldigen will, daß mein Atheismus mir Motive zu ſolchen Handlungen an die Hand gäbe, die der Geſellſchaft ſchädlich wären; ſo iſt dies die bodenloſeſte Verleumdung! Denn meine Idee vom zureichenden Grunde

enthält gar kein Motiv, weder zu einer guten, noch zu einer ſchlechten Handlung für mich. Sie iſt blos eine unfruchtbare Speculation in mir.

Nun frage ich alle Welt, und einen Jeden, der nur eines halben Sinnes fähig und mächtig iſt: ob mein Atheismus? oder das theologiſche, und Religions-Syſtem, zu welchem ſich Herr Mendelſohn bekennt? für irgend eine bürgerliche Geſellſchaft gefährlich ſei? ob jener, der mir gar keine Motive zum Handeln giebt? oder dieſes, das von ſeinen Bekennern fordert: ſich nach dem Charakter ihres Jehova zu bilden, und deſſen Befehlen den unverbrüchlichſten Gehorſam darzubringen, und das eine jede hierin bewieſene Nachläſſigkeit mit Fluch und Tod zu beſtrafen droht! ein Syſtem alſo! das durch und durch Handlungs-Principium ſelbſt iſt, und die kräftigſten Motive zum Handeln enthält! ich frage, ſage ich, ob mein Atheismus? oder dies Religions-Syſtem? fähiger ſei, den Grund zu untergraben, auf welchem die Glückſeligkeit des geſellſchaftlichen Lebens beruhet? — Wahrlich, mein Verſtand ſteht ſtockſtille; und weiß nicht, was er denken ſoll? wenn ich ſehe, daß ein Mann, der mit ſeinem eigenen Religions-Syſteme in Vergleichung gegen alle andere Religions-Syſteme, die auf Erden ſind, gerade am allertiefſten im Moraſte ſitzt, ſo bald von Gefährlichkeit derſelben für das geſellſchaftliche Leben die Rede iſt! daß, ſage ich, ein ſolcher Mann, ſich das Herz nehmen könne, die bürgerlichen Geſellſchaften auf mich anzuhetzen? — auf mich? der ich gar kein Religions-Syſtem habe? — wo alſo die Frage: ob mein Religions-Syſtem gefährlich ſei, oder nicht? ganz und gar wegfällt? und in ihr eignes albernes Nichts verſchwindet? — Ich erſtaune! wie ein Mendelſohn, der doch Philoſoph ſein will! ſich hinſtellen und alle bürgerliche Geſellſchaften öffentlich warnen kann: den Atheismus nicht bei ſich Wurzeln ſchlagen und ſich ausbreiten zu laſſen! den Atheismus! — der offenbar deſto unſchädlicher für alle Geſellſchaften ſein muß; je bündiger er iſt! weil er alsdann gar keine Motive zum Handeln mit ſich führt: ſondern den Menſchen mit ſeiner Handlungsfähigkeit blos und allein denjenigen Motiven überläßt, die ihm ſeine eigne Natur und die Bedürfniſſe derſelben, die ihm ſeine eigne Vernunſt; die ihm die Natur der Geſellſchaft, in der er lebt, die ihm die Naturen aller übrigen Dinge, die um ihn her da ſind; die ihm alle ſeine geſammelten Erfahrungen, an die Hand geben? Alle dieſe Dinge ſind ja, nicht allein beſtändige und unabläſſige Antreiber für den Menſchen, die ihn zwingen, daß er handeln muß, ſondern ſie ſind auch die

Lehrmeiſter, die ihn unterrichten; wie er zu ſeinem Glücke zu handeln habe? Und nun kommt es auf den Grad von natürlichem Witze und Beurtheilungs-Vermögen an, der dem einzelnen Menſchen zu Theil geworden iſt, wie viel? oder wie weniger jedesmal von den Anweiſungen und dem Unterrichte, den ihm dieſe Lehrmeiſter geben, faßt, verſteht, und begreift. — Verſteht er viel davon, iſt er ſo organiſirt, daß ſein Verſtand, ein um ſich herſchauender Verſtand genannt zu werden verdient: ſo wird dieſer Menſch wahrhaftig nicht mit kriechendem Eigennutz nach einem kleinen, ihm vor den Füßen liegenden Glücke greifen, wenn er ſieht, daß er darüber eines entferntern, aber weit größern Glücks, das er durch eine gemeinnützige Aufführung gewinnen kann, verluſtig gehen müßte. Iſt er aber bei der Austheilung der Verſtandesgaben zu arm davon gekommen: ſo wird er freilich im Staube kriechen und fähig ſein, mit armſeligen Eigennutze zu handeln; etwa z. E. ein Eigenthum eines Andern, das ihm vor die Naſe kommt, zu entwenden, weil er dieſen kümmerlichen Gewinn nur ſehen kann! und für die größern Verluſte, die er dadurch in der Geſellſchaft leidet, und für die größern Vortheile, die er ſich durch eine gemeinnützige Denkungs- und Handlungsart verſchaffen könnte, kein Auge hat! Aber dann wird auch wahrlich keine Religion, man mache auch noch ſo viel Geſchrei von ihrer erleuchtenden Kraft! im Stande ſein, den Blindgebornen zu heilen. Hieraus folgt:

1) daß, wenn man von aller Religion abſieht, und ſie überhaupt gar nicht mit in den Anſchlag bringt, daß alsdann, ſage ich, der Atheiſt mit allen Motiven zum Handeln, die ihm ſeine Natur, Bedürfniſſe, Selbſtliebe, Vernunft, Erfahrungen und die Naturen andrer Menſchen und Dinge in der Welt angeben, eben ſo da ſteht, und durch ſie zum wirklichen Handeln aufgefordert und angetrieben wird: als ein jeder andrer Menſch, der zugleich ein Religionsbekenner iſt, dieſe Motiven hat, und durch dieſelben zu Handlungen getrieben wird. Der Atheiſt hat alſo dieſelbige natürliche Moral, von der ſich auch der Religionsbekenner nicht losſagen kann.

Ferner: daß der Atheiſt auch darin mit dem Religionsbekenner auf gleichem Fuße ſtehe: daß der Eine ſo gut, als wie der Andre, ſich bei ſeinen wirklichen Entſchließungen und Handlungen, die er jenen Motiven zufolge faßt und unternimmt, juſt ſo nehmen werde, wie es das Maaß ſeines Verſtandes, und die jedesmaligen Vorſtellungen und Urtheile über ſein Glück, erlauben. Es ruhet alſo von dieſer Seite ein

gleiches Loos auf ihnen Beiden. Der Religionsbekenner kann, durch jene natürlichen Motive bewogen, ſchöne, große und für die Geſellſchaft erſprießliche Handlungen begehen! Der Atheiſt kann es auch; denn er hat dieſelbigen Motive vor ſich! Dieſer kann ſich aber auch irgendwo ſchlecht aufführen, weil er als einzelner Menſch entweder überhaupt keiner großen Ueberlegung fähig iſt, oder, weil etwa bei einem gewiſſen Vorfalle irgend eine Leidenſchaft ſein Verſtandesauge umnebelt: — Allein, der Religionsbekenner kann eben ſolche dumme Streiche machen; weil er es auch nicht iſt, der allen Verſtand gepachtet, oder wider einzelne Ueberfälle von Leidenſchaften einen Schutzbrief aufzuweiſen hätte! Vielmehr läßt ſich aus dem Grunde, (wenn man die Sache auch nur ganz obenhin anſieht,) ſchon eine beſſere, tugendhaftere, und für die Geſellſchaft erſprießlichere Aufführung von dem Atheiſten erwarten, weil die Macht, mit der dieſer über ſeine Phantaſie gebietet und es ihr durchaus verwehrt, ihm irgend ein Phantom zur Adoration aufſtellen zu dürfen! nicht nur für eine gewiſſe Stärke ſeiner Vernunft überhaupt zeugen, ſondern auch für eine vernünftigere Aufführung, die er in der Geſellſchaft beobachten werde, keine unſichre Bürgſchaft ſtellen dürfte!

2) Aber nun laßt uns die Religion, welche der Religionsbekenner hat, und die dem Atheiſten fehlt, mit in den Anſchlag nehmen. Was für ein Unterſchied wird ſich aus dem Daſein derſelben bei dem Einen, und aus dem Mangel derſelben bei dem Andern, in Anſehung ihrer beiderſeitigen Denkungs- und Handlungsarten, ergeben?

a) Die Religion giebt ihrem Bekenner zu einigen der Geſellſchaft nützlichen Handlungen, aus ihrem Magazine, einige ſcheinbare Motive her: Aber die Natur und die Vernunft liefern zu eben dieſen, der Geſellſchaft vortheilhaften Handlungen, noch weit ſtärkere und kräftigere Motive; Motive, die auch für ſich und außer der Verbindung mit jenen Religionsmotiven weit kräftiger wirken können, als in Jener Geſellſchaft: und es giebt ſchlechterdings keine einzige der Geſellſchaft wahrhaftig erſprießliche Handlung, zu der die Natur und Vernunft den Atheiſten nicht hinreichend verpflichten ſollte! ſondern zu der die Motive aus der Religion hergeholt wrrden müßten!

Ich will dies gleich durch ein paar Beiſpiele klar machen. Die Religion befiehlt ihrem Bekenner z. E. dem Armen, um Gotteswillen, oder darum, weil es Gott befohlen habe, mitzutheilen! Die Natur und Vernunft fordern von dem Atheiſten, er ſolle ſich des Elenden annehmen, darum, weil er ein Menſch iſt! Er ſolle ſeine eigene menſchliche

Natur auch in dem Nothleidenden erkennen, ſie ehren, lieben, und ihr helfen, wo ſie Hülfe bedarf, und er helfen kann! Der Atheiſt hat alſo 1) Motive, die er überall mit ſich herum trägt, und die ihm ſtets gegenwärtig ſind. Der Religionsbekenner muß, als ſolcher, ſeine Motive jedesmal erſt weit herholen: auch entſpringen Jenes ſeine Motive viel näher und unmittelbarer aus ſeinem eignen Intreſſe, und ſind alſo viel kräftiger, als die Motive des Religiöſen. Noch mehr, die Motive der natürlichen Moral ſind auch vollkommen hinreichend für ſich, den Menſchen zur thätigen Barmherzigkeit zu bewegen. Er bedarf alſo keiner Religions-Motive dazu. Hingegen dieſe Religions-Motive ſind, ohne Beihülfe der natürlichen und Vernunfts-Motive, für ſich nicht fähig, einen Wohlthätigen zu bilden. Wer ſeinen Bruder nicht liebt, den er ſiehet! wie kann der Gott lieben, den er nicht ſiehet? Wenn nach dieſem bündigen Schluß, die Bruderliebe das leichtere, und die Liebe zu Gott das ſchwerere iſt: wenn jene ſchon das frühere bei dem Menſchen ſein muß, und letztere nur das ſpätere bei ihm werden kann: ſo muß doch alſo wohl die Bruderliebe keine Wirkung der Religion, ſondern einzig und allein der natürlichen Moral ſein? Ferner, die Wohlthätigkeit des Atheiſten iſt auch an ſich eine ſchönere Tugend, weil ſie aus eignem warmen Gefühl der Menſchheit ſtammet; da ſie hingegen bei dem Religiöſen nur die Frucht eines kaltblütigen Gehorſams gegen fremde Befehle und eine Arbeit iſt, die auf trägem Hofdienſte vollbracht wird. Jene iſt auch dem Nothleidenden angenehmer, als dieſe. Ich fühle mehr dabei, wenn ſich Jemand aus unmittelbarer Liebe zu mir ſelbſt, meiner annimmt, als wenn er es blos auf Ordre eines Dritten thut, den er fürchtet. 2) Der Atheiſt hat bei ſeiner Wohlthätigkeit blos die Größe der Noth des Andern und ſein eignes Hülfsvermögen zu Maaßſtäben. Die Religion befiehlt ihrem Bekenner, ein Auge auf das Glaubensbekenntniß des Elenden zu werfen. „Thut Gutes an Jedermann; allermeiſt aber an den Glaubensgenoſſen!" — Oder ein andres Beiſpiel. Die Religion verkündigt ihrem Bekenner, daß, wenn er auf irgend eine Art ſeinen Nächſten durch Ungerechtigkeit beleidigt habe, er ſich dadurch weit mehr an Gott, als an ſeinem Nächſten verſündigt habe. Hingegen der Atheiſt glaubt, daß er ſich durch Ungerechtigkeit an keinem Gott, ſondern blos an ſeinem Nächſten verſündigen könne. Dieſer hat alſo die ganze volle Schuld, welche er gemacht hat, an ſeinen Nächſten zu bezahlen. Jener iſt ſeinem Gotte mit den größten, ſeinem Nächſten aber nur mit dem kleinſten Theile der Verſchuldung

verhaftet. Er geht hin, zahlt dem Prieſter einen Beichtgroſchen, und läßt ſich dafür von ſeiner Verſchuldung bei Gott abſolviren, und deſſen Gnade verſichern. Hat er dieſe! ſo kann ihm ſeine begangene Ungerechtigkeit gar nicht weiter ſchaden; und ſeine Verpflichtung, den beleidigten Nächſten ſchadlos zu ſetzen, evaporirt alſo völlig. Thut er es aber demohngeachtet doch noch: ſo waren es nicht mehr Motive der Religion, ſondern Motive der natürlichen Moral, welche ihn dazu bewogen, oder gar die bürgerlichen Geſetze, welche ihn dazu zwangen. — Iſt es hier nicht augenſcheinlich, daß die Motive der natürlichen Moral zu nützlichen, geſellſchaftlichen Handlungen, durch die Verbindung mit den angeblichen Religions-Motiven nicht nur nicht verſtärkt, ſondern vielmehr durchaus geſchwächt, und oft gänzlich unkräftig und unwirkſam gemacht werden?

Ueberdies, ſo nenne man mir eine einzige, der Geſellſchaft wahrhaftig nützliche Handlung, die der Atheiſt nicht aus Grundſätzen der natürlichen Moral unternehmen und vollbringen könnte? ſondern zu welcher die Motive durchaus nur einzig und allein aus der Religion hergenommen werden müßten? Kann Herr Mendelſohn dies auch nur von einer einzigen ſolchen Handlung beweiſen: ſo gebe ich ihm gewonnenes Spiel und verpflichte mich hiermit feierlich, ſo bald er jenes geleiſtet haben wird, ihm nicht nur öffentlich, und vor den Augen des ganzen Publikums, Abbitte zu thun, und mein Unrecht gegen ihn zu geſtehen: ſondern auch auf der Stelle den Atheismus zu verdammen und diejenige Religion aller Welt anzupreiſen, die auch nur zu einer einzigen, der bürgerlichen Geſellſchaft nützlichen Handlung mehr Motive mit ſich führt, als die natürliche Moral. Um aber dieſe ſeine Auflage, die er ſich durch ſeine Anſchwärzung des Atheiſten zugezogen hat, recht zu erfüllen, hat derſelbe wohl zu bedenken, daß die Frage nicht davon ſei: ob nicht der Religionsbekenner, neben ſeiner theologiſchen Moral, auch die natürliche und Vernunfts-Moral, folglich alle diejenigen Motive zu guten Handlungen zugleich mit habe, welche der Atheiſt hat? Denn dies iſt oben von mir mit beiden Händen zugegeben worden; ſondern, daß hier ſchlechterdings die Religion von der blos natürlichen oder Vernunfts-Moral geſchieden werden müſſe: und daß die Frage dahin gehe, oder ſich in folgende kleinere Fragen zerlegen laſſe.

1) Ob zu irgend einer guten und fürs geſellſchaftliche Leben nützlichen Handlung blos und allein die Religion die hinlängliche Motive

hergebe? die natürliche Vernunftsmoral hingegen, welche der Atheiſt nur hat, gar keine Motive dazu enthalte?

2) Ob die Religion zu irgend einer ſolchen Handlung kräftigere Motive für den vernünftigen Menſchen, der nach Gründen handeln will, enthalte, als die natürliche Moral? Für den Phantaſten will ich dies allenfalls in einzelnen Fällen zugeben, der ohne vernünftige Gründe glauben und handeln kann: behaupte aber, daß, ſobald auch dieſer nachzudenken anfängt, auch ſofort die Religionsmotive ihre Kraft in ſeinen Augen verlieren werden.

3) Ob die Motive der natürlichen Moral, für ſich, nicht hinreichend ſind, einen vernünftigen Menſchen zu guten Handlungen zu bewegen? ob ſie des Beiſtandes der Religions-Motive bedürfen? ob ſie überhaupt einmal durch Hinzufügung der Religionsmotive in den Augen eines vernünftigen Menſchen verſtärkt werden können?

4) Ob die Religionsmotive für ſich allein, und ohne Verbindung mit den Motiven der natürlichen Moral, einen vernünftigen Menſchen zu irgend einer guten Handlung bewegen können?

So iſt alſo dem Menſchen die natürliche Moral genug, um ein nützlicher, würdiger Bürger der Geſellſchaft zu ſein, und ſo kann er alſo von der Religion nicht die mindeſte Hülfe, es auch nur in dem kleinſten Grade mehr und beſſer zu ſein, erwarten! So trägt alſo die Religion zur Glückſeligkeit der bürgerlichen Geſellſchaft gar nichts bei, und dieſe bedarf jener zu ihrem Beſtehen nicht! Aber nun

b) was für einen anderweitigen Unterſchied macht denn das Daſein der Religion bei dem Religionsbekenner, und der Mangel derſelben bei dem Atheiſten, in Anſehung ihrer beiderſeitigen Denkungs- und Handlungsarten? Die Religion iſt doch Handlungs-Principium! Wenn ſie es nun nicht inſofern iſt, daß ſie ihren Verehrer zu einem beſſern Menſchen und Bürger machen ſollte, als der Atheiſt iſt, zu was für anderweitigen Handlungsarten enthält ſie denn für Jenen Motive, deren alſo dieſer, weil er ſie verwirft, zugleich mit ermangelt? Die Antwort iſt leicht. Die Religion enthält zu denjenigen Handlungsarten ihre Privatmotive, welche für den Menſchen übrig bleiben, wenn man die nützliche Handlungsart von allen möglichen Handlungsarten, deren Menſchen ſich befleißigen können, abgezogen hat! Und was ſind das nun für welche? Eines Theils ſolche, die der Geſellſchaft gar nichts nützen, und andern Theils ſolche, die ihr zum Schaden gereichen; die

den Grund untergraben, auf welchen die Glückſeligkeit des geſellſchaftlichen Lebens beruhet.

Zu der erſten Art rechne ich alle die gottesdienſtlichen Ceremonien, alle eigentliche, mittelbare und unmittelbare Aufwartungen, welche die Religionsbekenner ihren Göttern machen, alle ihre pantomimiſchen Gotteſverehrungen und Andachtsübungen, ſie mögen nach Maßgabe der Verſchiedenheit der Religionen ebenfalls ſo verſchieden ſein, als ſie wollen. Jedermann ſieht, daß daraus der Geſellſchaft kein Nutzen zuwachſen kann: wenn einem Kinde eine Hand voll Waſſer über den Kopf gegoſſen wird, wenn ſich ein Andrer mit Aſche bezeichnet, ein Dritter ſich auf einen Aſchenhaufen ſetzt, oder wenn Jemand vor ſeiner eigenen Phantaſie, und vor dem Bilde, das ſie ihm in ſeinem Kopfe, von dem zureichenden Grunde aufgehangen hat, niederfällt, und ſich alſo ſelbſt anbetet u. ſ. w. Es iſt zwar wahr: Es giebt im Grunde keine einzige vollkommen gleichgültige Handlung, die durchaus weder nützlich, noch ſchädlich wäre? Eins von beiden muß ſie gewiß jedesmal ſein. Und man könnte daher fragen: ob noch keine Beſchneidungsoperation, keine Taufe ſchwacher Kinder zumal bei harter Winterszeit und in entlegenen Gewölben, keine büßende Caſteiung und Zerfleiſchung des Leibes, kein unzeitiges Religionsfaſten u. ſ. w. nachtheilige Folgen für die Geſundheit des Menſchen nach ſich gezogen, oder kein gemeinſchaftliches Trinken aus demſelbigen Kelche beim Abendmahle, anſteckende Krankheiten verbreitet habe? ob nicht viele durch ihre ſchwärmeriſche Andachtsübungen endlich gar um ihren Verſtand gekommen ſind? ob ihnen nicht ihre theologiſche Begriffe das Leben verbittert, ſie mit unnützen Gewiſſensqualen gefoltert, ſie an den Rand des Selbſtmords geführt, ja wohl gar in dieſen Abgrund hinabgeſtürzt haben? Man könnte fragen: ob nicht alles das, wodurch ſich der Menſch zu einem untüchtigern und unbrauchbarern Menſchen macht, Verſündigungen nicht nur gegen ſich ſelbſt, ſondern auch gegen die Geſellſchaft wären? Ob ſolche Handlungen, mit welchen die edle Zeit, die zu würdigern und nützlichern Vornehmen angewandt werden könnte, auf eine Art verſchwendet wird, die dem eignen Wohl des Menſchen ſowohl, als auch dem Wohlſtande der Geſellſchaft insgemein zum ſichtbarſten Schaden gereicht, ob ſolche Handlungen, ſage ich, nicht gerade zu den Namen laſterhafter Handlungen verdienten? — Allein wir wollen das überſehen. Wir wollen ſo freigebig und großmüthig ſein, und auf ihre Schädlichkeit keine Rückſicht nehmen, ſondern ſie nur für blos unnützliche Handlungen gelten laſſen, die der

Geſellſchaft nicht den mindeſten Vortheil zuführen. Und ſo folgt doch wenigſtens das daraus, daß ſich die Religion damit nicht rühmen darf, daß ſie es allein ſei, die ihrem Bekenner Motive zu ſolchen Handlungen geben könne, die durch und durch unnütz ſind, und von welchen es keine Vernunft abſehen kann, welcher mindeſte Vortheil für die Geſellſchaft daher zu erwarten ſtehe? Und ſo wird es doch alſo auch wohl kein Vorwurf ſein, der dem Atheiſten zur Schande gereichte! wenn ihm nachgeſagt werden kann, daß ihm ſein Atheismus, oder die bloße Vernunftsmoral, keine Motive zu unnützen Handlungen gewähre?

Aber nun laßt uns die andre Gattung von Handlungen anſehen, zu welchen die Religion einzig und allein die Motive hergiebt. Und dies ſind alle die ſchädlichen, und den Grund der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit untergrabenden und zerſtörenden Handlungen des Religions- und Menſchenhaſſes, zu welchen die Religion ihre Bekenner verbindet! Ich will aber nochmals erinnert haben: Man verwechſele mir nicht die Religion mit der natürlichen Moral! Man ſage mir nicht: Es gebe auch eine Religion, die Toleranz gebiete! — Das iſt nicht wahr! Keine Religion kann, als Religion, Toleranz gebieten! Der Zuruf, und die Warnung: Uebet Toleranz! iſt die Stimme der Natur und der natürlichen Vernunftsmoral! Dieſe tritt zuweilen, wenn ihr die zerſtörende Religionswuth und Schwärmerei in der Geſellſchaft zu toll wird, ſelbſt einzelnen Religionsbekennern auf, und vermahnt zur Duldung! und dann bilden ſich die Leute ein, weil ein Religionsbekenner ſelbſt zur Duldung ermahnen könne, ſo ſei dies die Stimme ſeiner Religion! Nein, ſage ich, es iſt die Stimme der natürlichen Moral bei ihm, von der, wie wir oben geſehen haben, ſich auch kein Religionsbekenner ganz losſagen kann. Die Religion hingegen, je mehr ſie Religion iſt, deſto weniger weiß ſie etwas von Toleranz. Die heidniſchen Religionen waren darum toleranter, als die Jüdiſche, weil ſie weniger Religion waren, als dieſe; weil ihre Gottheiten unter den Befehlen ihrer Verehrer ſtanden, und ſichs gefallen laſſen mußten, von ihrer Würde abgeſetzt, und in dieſelben wieder eingeſetzt zu werden, ſo wie es dieſen gut deuchte; weil ihrer Gottheiten ſo viele und eine ſo große Anzahl waren, daß ſie durch ihre Menge ihre Achtung verloren; und weil, da ſie ſich Alle zuſammen in die Maſſe des göttlichen Anſehens überhaupt theilen mußten und ein jeder Gott verehrt ſein wolle, nothwendig für einen jeden, nur eine ſehr kümmerliche Portion fallen konnte. Hier konnte das Intereſſe für eine Gottheit, mit der man nach Belieben ſchalten und walten

konnte, von keiner Bedeutung ſein! Man hielt dem Götzen ſeinen Feſttag, ſpeiſte ihn mit denjenigen Ceremonien und Feierlichkeiten ab, die man ihm beſtimmt hatte; und denn mußte er zufrieden ſein, und man bekümmerte ſich nicht weiter um ihn. Und verwaltete er das Regierungsgeſchäft, welches ihm aufgetragen war, nicht ordentlich, machte er ſich etwa zu vieler Nachläſſigkeiten in ſeinem Departement ſchuldig, ſo jagte man den Taugenichts zum Tempel hinaus, und ſetzte einen andern, zu dem man mehr Vertrauen hatte, an ſeine Stelle. Die Hausgötter wurden in die Winkel geſtellt, um da ruhig und in der Stille ihre Pflichten abzuwarten: in die Handlungen der Menſchen aber durften ſie ſich nicht miſchen. Von ſolchen Religionen, die ſo wenig Religion waren, war es kein Wunder, daß ſie Friedfertigkeit und Toleranz zuließen! Aber auch in Anſehung der heidniſchen Religionen beſtätigt es die Geſchichte, daß, je mehr die Eine, in Vergleichung mit einer Andern, ernſtlichern, heiligern Religion ward, je mehr ſie ſich inſonderheit auf wenigere Gottheiten einſchränkte, mithin der Dienſt, der bei andern Religionen unter viele Gottheiten vertheilt war, ſich hier auf weniger Götzen zuſammenzog und vereinigte, ein je größeres Regierungsdepartement alſo auch dadurch natürlicher Weiſe dieſen, an der Zahl wenigern Götzen eingeräumt wurde: deſto intoleranter ward auf der Stelle eine ſolche Religion, in Vergleichung mit einer Andern, der ihre Menge von Gottheiten blos zum Zeitvertreib und Puppenſpiel diente! Und dies geht auch ganz natürlich zu. Denn, je mehr Herrſchaft die Phantaſie über den Menſchen gewinnt, deſto ſchwächer wird die Stimme der Vernunft: und wo Jene endlich die Freiheit behauptet, allein reden zu dürfen, da muß dieſe gänzlich ſchweigen. Da hingegen, wo mehr die Sinne, als die Phantaſie, ihre Beſchäftigung finden, da kann auch die Vernunft freier gebieten. — Nirgends aber wird man eine Religion finden, die mehr Religion war, Intoleranz gebot, und mit Religions- und Menſchenhaß um ſich her wüthete, als die Jüdiſche Religion, welche Moſes einführte! Sie war am allermeiſten Religion, weil ſie nur eine einzige Gottheit hatte, von der keine andre Vorſtellung oder Abbildung, als blos in der Phantaſie, ſich zu machen erlaubt war: weil ſie ferner die allermeiſten Aufwartungen, Verehrungen und Dienſte von ihren Bekennern forderte, dergleichen nie eine andre Gottheit für ſich prätendirt hat, und weil auch von den Prieſtern derſelben mit der allergrößten Strenge auf die pünktliche Abſtattung dieſer Gottesdienſte bei dem Volke gehalten wurde. Aber eben daher war ſie auch, ſage ich, die allerinto-

leranteſte! Man ſchlage von den jüdiſchen Büchern des A. T. auf, welches und wo man wolle, athmet nicht auf allen Blättern Verfolgungsgeiſt? der ſich von allen Banden der Vernunft losgemacht hatte, alle Rechte der Menſchheit mit Füßen trat, und überall rund um ſich her Tod und Verderben ſprühete? Muß nicht ein Jeder, in deſſen Herzen auch nur noch der ſchwächſte Funke von Menſchlichkeit lodert, erſchrecken, wenn er z. E. den Religionsbefehl lieſt (5. Moſ. 13, 6.): „Wenn dich dein Bruder, deiner Mutter Sohn, oder dein Sohn, oder deine Tochter, oder das Weib in deinen Armen, oder dein Freund, der dir iſt, wie dein Herz, überreden würde heimlich und ſagen: Laß uns gehen, und andern Göttern dienen, die du nicht kennſt, noch deine Väter, die unter den Völkern um euch her, es ſei nah oder fern auf Erden ſind: ſo bewillige nicht, und gehorche ihm nicht! Auch ſoll dein Auge Seiner nicht ſchonen, und ſollſt dich Seiner nicht erbarmen, noch ihn verbergen: ſondern ſollſt ihn erwürgen! Deine Hand ſoll die erſte über ihn ſein, daß man ihn tödte, und darnach die Hand des ganzen Volks. Man ſoll ihn zu Tode ſteinigen! denn er hat dich wollen verführen von dem Herrn deinem Gott, der dich aus Egyptenland von dem Dienſthauſe geführt hat.“ Hat es je eine Religion auf dem Erdboden gegeben, die mehr Fanatismus geboten und eingeführt hätte? — Und muß man nicht ſagen, daß je nachdem dieſe Religion ſich unter andre Religionen eingeſchlichen und mit denſelben mehr oder weniger vermiſcht hat, ſie dieſelben auch mit ihrem tödtenden Gifte des Fanatismus angeſteckt, und mit ihrem wüthenden Verfolgungsgeiſte angehaucht und beſeelt habe? Ja muß man nicht, wenn man unpartheiiſch die Sache beurtheilen will, zugeſtehen, daß aller Fanatismus, alle die Religionsverfolgungen, die Scheiterhaufen und Inquiſitionsgerichte, welche die ſogenannte chriſtliche Kirche von jeher verwüſtet haben, und noch verwüſten, Fäulniſſe und Gährungen ſind, die blos von dem Sauerteige der jüdiſchen Religion mit hinübergegangen iſt und dieſelbe durchſäuert hat? — Ich ſage, die ſogenannte chriſtliche Kirche, und die ſogenannte chriſtliche Religion? — Denn Jeſus ſelbſt hat keine Religion gelehrt oder lehren wollen! Er gab ſich weiter mit der Religion nicht ab, als daß er ſie beſtritt, und er wich ihr nur da aus, wo der Aberglaube ſeines Zeitalters ſie mächtig ſchützte. Laß es jetzt alſo ſein! war die Klugheitsregel, der er alsdann ſelber folgte, und die er auch dem Johannes gab. Die Nachrede alſo, daß Jeſus ein Religionsſtifter ſei, oder Religion gelehrt habe, iſt geradezu eine Verleumdung, die ihm gemacht wird.

Wenn nun alſo der Vorzug der Religion vor der natürlichen Moral, die der Atheiſt nur allein annimmt, kein andrer iſt, als, daß jene theils zu unnützen Ceremonien, theils zu den allerſchädlichſten und für das Glück des geſellſchaftlichen Lebens grundverderblichſten Handlungen Motive enthält, von denen die natürliche Moral nichts weiß und wiſſen will! iſt das nun etwas, das der Vernunft die Religion empfehlen und den Atheismus verhaßt machen kann? — Herr Mendelſohn wird ſich damit entſchuldigen wollen, daß er in der angezogenen Stelle ausdrücklich geſagt habe: „der Staat ſolle nur von ferne darauf ſehen, daß die Lehren des Atheismus nicht ausgebreitet werden!“ mithin habe er ja zu keinen gewaltſamen Verfolgungsmitteln gerathen. Ich antworte hierauf: daß dies eine ſehr ſchlechte Decke iſt, hinter die er ſich verkriechen kann. Denn, wenn der Atheismus, wie er ihm gerade hin Schuld giebt, den Grund wirklich untergräbt, auf welchem die Glückſeligkeit des geſellſchaftlichen Lebens beruhet; iſt es dann nicht ein thörichtes Anſinnen, das Herr Mendelsſohn an den Staat macht: „Dieſer ſolle von Ferne ſtehen bleiben, der Untergrabung zuſehen, und ſich höchſtens nur die glimpflichen Verſuche erlauben, ob er den Atheiſten durch beſcheidne Bitten und Vorſtellungen von ſeiner grundverderblichen Arbeit wegcomplimentiren könne?“ — Wie, wenn ſich nun dieſer mit Höflichkeit nicht wegcomplimentiren läßt? Was ſoll dann geſchehen? Soll man ihn ruhig fortgraben laſſen, bis das Gebäude der Glückſeligkeit hinſinkt? — Nein, ich will mich gern in der menſchlichen Geſellſchaft verträglich und friedfertig bezeigen, gern meinem Beleidiger mit Sanftmuth begegnen, will mir gern viele Aufopferungen entbehrlicher Theile meiner Glückſeligkeit gefallen laſſen: Aber, wenn es auf dies völlige Grundumgraben des ganzen Gebäudes meiner Glückſeligkeit losgeht, wenn es ſchon darauf angeſehen iſt, meine geſammte Wohlfahrt mit Stumpf und Stiel auszurotten! — Nein! Dann verſtehe ich weiter keinen Spaß, weil er mir nun zu grob wird! Dann raffe ich meine Kräfte zuſammen, gehe auf meinen ärgſten Todfeind los, und ſchlage ihn ohne Complimente von ſeiner grundverderblichen Arbeit hinweg: es mag denn auch ſo blutige Köpfe ſetzen, als es wolle! Was kann ich mehr verlieren, als wenn der Grund untergraben wird, auf welchem das Gebäude meiner Glückſeligkeit ruhet? Und wenn es mir hier nicht erlaubt ſein ſoll, Gewalt zu gebrauchen? Nun, wozu habe ich denn ſonſt meine Vertheidigungskräfte? Etwa, um ſie blos in der Vertheidigung dieſer und jener Lappalien anzuwenden? — Und was mag ſich

doch Herr Mendelsſohn dabei denken, wenn er ſagt: Der Staat ſolle nur von Ferne darauf ſehen, daß die Lehre des Atheismus ſich nicht ausbreite? Wie ſoll ſich der Staat dabei nehmen? wie ſoll er nun dieſe Pflicht bewerkſtelligen? — Etwa durch Verbote? — Jedermann weiß, daß dies gerade die beſten Förderungsmittel einer Sache dieſer Art ſind. Der Staate verbiete nur gewiſſe Bücher zu leſen! — Nun will ſie Jedermann leſen! — Er verbiete, eine gewiſſe Lehre ſolle nicht bekannt werden! Nun will alle Welt wiſſen, was denn das für eine Lehre ſei? Er verbiete, nicht davon zu reden! ſo wird es heißen: Je mehr er aber verbot, deſto mehr breiteten ſie es aus. — Sobald von Lehrmeinungen die Rede iſt, ſo iſt es pure Schwachheit, wenn ſich der Staat darin melirt. Denn, iſt die Lehrmeinung, welche Jemand zum Vorſchein bringt, unvernünftig, ſo wird ſie früh genug von ſelbſt ſchlafen gehen. Iſt ſie aber vernünftig, ſo wird ſie ſich, trotz aller Gegenanſtalten des Staats, dennoch Platz machen. Ja, alle Vorkehrungen, oder gar Gewaltthätigkeiten, die der Staat zur Unterdrückung derſelben verwendet, ſind ſelbſt die ſtärkſten Poſaunen, die überall die Aufmerkſamkeit des Publicums für die verfolgte Lehrmeinung erwecken und auffordern. Nein, Lehrmeinungen, die man für falſch und ſchädlich hält, müſſen mit Gründen widerlegt werden. Und wenn ſie das nicht können, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie Wahrheit enthalten. Und denn ſcheine die Wahrheit noch ſo ſchädliches Gift zu ſein: ſo iſt ſie doch wahrhaftig Segen und Wohlthat, und wird ſich auch als Segen und Wohlthat in ihren Früchten zeigen; und jener Schein des Giftigen rührte nur von der Brille des Vorurtheils her, durch welche ein blödes Auge ſie anſah.

Jedoch Herr Mendelſohn erklärt ſich deutlich genug darüber, wie er das von Ferne Zuſehen des Staats, daß ſich der Atheismus nicht ausbreiten dürfe, verſtehe. Er ſagt: Jede bürgerliche Geſellſchaft wird wohl thun, wenn ſie die Atheiſterei nicht Wurzeln ſchlagen und ſich ausbreiten läßt. Man gedenke ſich einen Baum, dem weder Wurzeln, noch Zweige verſtattet werden! und frage ſich, ob gewaltſamer mit einem Baume verfahren werden könne? (Von dem Fanatismus werde ich nachher reden.) Er ſagt weiter: (Und ich muß nur die ganze folgende Stelle herſetzen, damit der Leſer ſehe, mit welcher nüchternen Gedankenloſigkeit Herr Mendelſohn wider den Atheismus declamire.) „Aber nur von Ferne her muß der Staat hierauf Rückſicht nehmen, und ſelbſt die Lehren nur mit weiſer Mäßigung begünſtigen, auf welchen ſeine wahre Glückſeligkeit beruht, ohne ſich unmittelbar in irgend eine Strei-

tigkeit zu miſchen und durch Autorität entſcheiden zu wollen. Denn er handelt offenbar wider ſeinen eignen Endzweck, wenn er geradezu Unterſuchung verbietet, oder Streitigkeiten anders, als durch Vernunftgründe, entſcheiden läßt. Auch hat er ſich nicht um alle Grundſätze zu bekümmern, die eine herrſchende oder beherrſchte Dogmatik annimmt, oder verwirſt. Die Rede iſt nur von jenen Hauptgrundſätzen, in welchen alle Religionen übereinkommen und ohne welche die Glückſeligkeit ein Traum, und die Tugend ſelbſt, keine Tugend mehr iſt. Ohne Gott und Vorſehung und künftiges Leben iſt Menſchenliebe eine angeborene Schwachheit, und Wohlwollen wenig mehr, als Geckerei, die wir uns einander einzuſchwatzen ſuchen, damit der Thor ſich placke, und der Kluge ſich gütlich thun und auf Jenes Unkoſten ſich luſtig machen könne.''

Nun mag der Staat ſelber rathen, was er nach Herrn Mendelſohns Anweiſung thun, und auch nicht thun ſolle? Er ſoll ſich unmittelbar in gar keine Streitigkeiten miſchen, ſondern ſie alle durch Vernunftgründe allein entſcheiden laſſen. — Aber doch ſoll er ſich um einige Grundſätze bekümmern, und auf dieſelben ſelbſt Rückſicht nehmen. Hier alſo ſoll er nicht durch Vernunftgründe entſcheiden laſſen, ſondern ſelbſt durch Autorität entſcheiden? Denn ſonſt wäre ſein bekümmern darum, und ſein Rückſichtnehmen darauf, die mäßigſte Arbeit von der Welt. — Und was ſind das nun für Hauptgrundſätze, um die ſich der Staat bekümmern ſoll? Es ſind ſolche, in welchen, nach Herrn Mendelſohns Verſicherung, der Atheiſt und Religionsbekenner von einander abgehen.

Was ſind das für Grundſätze, Herr Mendelſohn, in welchen alle Religionen übereinkommen, und auf welchen die Glückſeligkeit der Geſellſchaft beruhet? — Hätten Sie ſie ſpecificirt: ſo würden wir geſehen haben, daß kein einziger derſelben ein Religionsſatz, ſondern daß ſie alle lauter Grundſätze der natürlichen Moral wären! Wie wollen denn alle Religionen, als Religion, übereinkommen? Hier iſt an keine Uebereinſtimmung der Begriffe, ſelbſt ſogar bei den Gliedern ein und eben derſelben Religion, in Ewigkeit nicht zu gedenken. Aber in den Grundſätzen der natürlichen Moral ſtimmen alle Menſchen, mithin auch alle mögliche Religionsbekenner überein, ſobald ihr Verſtand dieſe Grundſätze nur einſieht. Herr Mendelſohn verwirft z. E. die Religion der Chriſten. Alſo kann er ja die Vorſchriften der Gerechtigkeit, Sanftmuth, Dienſtfertigkeit, thätigen Menſchenliebe u. ſ. w. nicht zu der chriſtlichen Religion rechnen, die er verwirft? weil er ja jene Vorſchriften gewiß nicht verwerfen wird! Der Weltumſegler Cook verwarf die Religion der

Inſulaner auf der Südſee. Verwarf er nun damit auch die Gutmüthigkeit, Dienſtfertigkeit, und die Freundſchaft, welche ihm dieſe Leute an ſo vielen Orten bewieſen? und das hätte er doch thun müſſen, wenn er dieſe Tugenden, als unmittelbare Folgen und Früchte ihrer Religionen, angeſehen und dieſe Religionen ſelbſt verworfen hätte? So bald ich den Baum aus dem Garten werfe, ſo entſage ich mich auch der Früchte deſſelben! Alſo müſſen die würdigen Geſinnungen und Tugenden der Religionsbekenner wohl keine Früchte ihrer Religion ſein! Denn dieſe ſind alle verſchieden, und müſſen alſo auch ihre unterſchiedenen eigenen Früchte tragen; ſondern jene Tugenden müſſen aus einer andern gemeinſchaftlichen Quelle bei ihnen herſtammen: und das iſt die natürliche Moral! von der ſich kein einziger Religionsbekenner ſo wenig, als der Atheiſt, losſagen kann; dieſe natürliche Moral, die er als Menſch hat, und die ihm ſeine Natur, ſeine Bedürfniſſe, ſein Verſtand, ſeine Erfahrungen, ſeine Kenntniſſe, die er von andern Menſchen und andern Dingen hat, angeben! Hieraus abſtrahirt ſich der Menſch eine Menge von Regeln für ſein Verhalten, oder vielmehr dieſe Regeln dringen ſich ihm auf, und zwar in Anſehung ihrer Zahl und Güte nach dem Maaße, als er mehr oder weniger Beobachtungs- und Ueberlegungsvermögen beſitzt. Es iſt das eben der ganze Betrug, womit ſich die Religionsverfechter überhaupt täuſchen, daß ſie die ganze natürliche Moral, die ſie als Menſchen haben, ihrer Religion anrechnen und zuſchreiben! Daher iſt denen Redensarten z. E. dieſer Menſch hat Religion! Jener Menſch hat keine Religion, ſchon die ganze fremde und falſche Bedeutung aufgepräget: daß damit ſo viel geſagt werden ſoll: Dieſer Menſch iſt ein redlicher, ehrlicher, auftichtiger, treuer, rechtſchaffener u. ſ. w. Menſch! und Jener iſt zu allen Bosheiten fähig, und kein Menſch iſt bei ihm ſicher! — Nein, ſage ich, das ſind ganz falſche Begriffe, die man mit dem Worte Religion verbindet! das heißt die Grundſätze der natürlichen Moral der Religion auf ihre Rechnung ſetzen. Aber freilich, wo würde, wenn das nicht geſchähe, die Religion auch ſonſt noch unter den Vernünftigern ſo viele Verehrer finden können? Die Religion muß ſich mit der Moral ſchmücken, wenn ſie einem Menſchen, der Nachdenken beſitzt, gefallen ſoll! Man ziehe der Religion das fremde Kleid, das ihr nicht gehört, und womit ſie doch pranget, aus. Man ſcheide Religion von natürlicher Moral, den Juden, den Chriſten, den Muſelmann u. ſ. w. von dem Menſchen, der ein jeder derſelben zu gleicher Zeit iſt. Man laſſe die Religion keine andern, als die ihr eigenthümlichen Grundſätze

in ſich faſſen, und verſtatte der natürlichen Moral auch, die ihrigen für ſich behalten zu dürfen: kurz, man gebe Gott, was Gottes iſt, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. — Dann wollen wir ſehen, in was für einem Kleide alsdann die Religion erſcheinen wird? Dann mag ſie uns ihre eignen Grundſätze auskramen: und wir wollen ſehen, ob ohne dieſelben die Glückſeligkeit nun ein Traum werde? und die Tugend aufhöre, Tugend zu ſein? Dann werden wir ſehen, daß nach Verſchiedenheit der mancherlei Religionen ſelbſt auch die Grundſätze verſchieden ſind, die ſie für ihre Bekenner mit ſich führen: ſehen, wie die moſaiſche Religion dem Juden die Beſchneidung und andre ganz eigne Andachtsübungen zur Bedingung ſeiner Gnade bei Gott anbefehle, und wie hingegen dem Indoſtaner ſeine Religion rathe, ſich von einem Braminen im Ganges reinigen zu laſſen, wie dem Japaneſer die ſeinige eine Wallfahrt; dem Muſelmann die ſeinige eine Reiſe nach Mekka empfehlen; und wie dem Chriſten ſeine Religion die Anweiſung gebe, ſich mit einer Beichtformel zu den Füßen ſeines Prieſters zu erniedrigen, wenn er Gnade vor den Augen ſeines Gottes finden wolle u. ſ. w. Dann würden wir auch ſehen, daß, je nachdem eine Religion mehr Religion iſt, als die andre, ſie auch deſto mehr die Grundſätze des Fanatismus und der Verfolgungsſucht mit ſich führe.

Ohne Gott, ſagt Herr Mendelſohn weiter, iſt Menſchenliebe eine angeborne Schwachheit und Wohlwollen wenig mehr als Geckerei. Aber fallen denn mit der Verwerfung jenes zugleich auch meine Vernunft, meine Bedürfniſſe, meine Empfindungen, meine Triebe, meine Wünſche und Neigungen zum Vergnügen, und zur Zufriedenheit, mein Verlangen nach einem guten Namen, nach angenehmem Umgang mit Andern, fallen, ſage ich, alle dieſe Dinge, fällt meine ganze Selbſtliebe und Menſchheit, fallen alle meine Erfahrungen, die ich mir über meine eigene Natur und über die Naturen andrer Menſchen und Dinge, mit denen ich in der Welt zu thun habe, geſammelt hatte, fällt das alles zu gleicher Zeit auch mit hinweg? Höre ich nun auf, ein Menſch zu ſein? Hungert und durſtet mich nun nicht ferner? Weicht nun der Fortpflanzungstrieb und alle übrigen Erhaltungstriebe, ja der ganze Wunſch, glücklich zu ſein, von mir? Habe ich nun keine Bedürfniſſe mehr, die befriedigt ſein wollen? Mit einem Worte, höre ich nun auf ein Menſch zu ſein? Oder: Wenn ich doch noch Menſch bleibe, kehren ſich nun die Ueberzeugungen und Erfahrungen, die ich mir darüber geſammelt hatte, wie ich auf die beſte Art jene meine Bedürfniſſe und

Wünſche befriedigen könne, mit einemmale bei mir um? — Wenn ſich meinen Sinnen ein Weſen zeigt, das ſo ausſieht und geſtaltet iſt, wie ich; bin ich nun durch meine Unwiſſenheit über die Gottheit unfähig gemacht worden, auch den Schluß ferner machen zu können: daß dasjenige, was ſo gut, als ich, Menſch iſt, und gleich mir eine menſchliche Natur hat, auch gleiche Wünſche nach Glückſeligkeit, gleiche Selbſtliebe, gleiche menſchliche Empfindungen in Schmerz und Freude und den mannigfaltigen Lagen dieſes Lebens mit mir haben werde? Bin ich nun mit einemmale ſo ſtockdumm geworden, daß keine Erfahrung mehr bei mir gelten kann? daß meine eigne tauſendfache Hülfsbedürftigkeit mich gar nicht mehr davon überzeugen kann, ich müſſe ſelbſt dienſtfertig, mitleidig, freigebig, helfend gegen Andre ſein? daß keine Erfahrung mich mehr lehren kann, ich müſſe friedfertig, beſcheiden, gerecht, aufrichtig, treu, dankbar, liebreich ſein? und ich müſſe kein Dieb, kein Fälſcher, kein Verläumder, kein Betrüger, kein Zänker u. ſ. w. in der Geſellſchaft ſein, wenn ich ſelbſt leben und gute Tage ſehen wolle? oder, wenn mein eignes Verlangen nach Zufriedenheit und Glück befriedigt werden ſolle? — Wenn ohne Gott, oder, welches einerlei iſt, ohne Religion, keine Menſchenliebe ſtatt findet, ſo kann alſo wohl kein Samariter ſich, als bloßer Menſch, eines unter die Mörder gefallenen Juden jammern und durch das bloße Gefühl der Menſchheit ſich zur thätigen Hülfe gegen denſelben bewegen laſſen? und ſo wird es hingegen wohl einem Prieſter und Leviten unmöglich ſein, vor ihrem unglücklichen Glaubensgenoſſen gleichgültig vorübergehen zu können? Sei ſie immer nur Gleichniß, dieſe Geſchichte, ſo bietet doch die alltägliche Erfahrung immer noch Beiſpiele und Beweiſe von der darin enthaltenen Wahrheit an: daß gar nicht die Religion oder der Glaube an einen beſondern Gott es ſei, welcher thätige Menſchenliebe hervorbringe und zur unmittelbaren Folge habe! nein; ſondern, daß die wahre Menſchenliebe die reine Wirkung der natürlichen Moral, oder, unſers Selbſtgefühls, unſrer natürlichen Empfindungen, unſrer Vernunft, und unſrer geſammelten Erfahrungen ſei! Und wenn nach Herrn Mendelſohns Schlußart alſo da, wo am meiſten Religion gefunden wird, auch die meiſte Menſchenliebe wohnen muß: ſo wird dem zufolge wohl die jüdiſche Religion die reichſte Quelle der zärtlichſten Menſchenliebe ſein müſſen? — Nun wahrhaftig! Dem Himmel ſei die Menſchenliebe geklagt, zu deren Beweiſung der Glaube an den Jehova ſeine Bekenner auffordert! „Du ſollſt denen, die andern Göttern dienen, nicht die mindeſte Gunſt beweiſen, dich mit ihnen nicht

befreunden, ihnen kein Glück oder Gutes wünſchen, dein Lebelang, ewiglich! Du ſollſt ſie vielmehr auszurotten und zu vertilgen ſuchen! Alle Arten der Ungerechtigkeit, des Stehlens und Raubens, ſind dir gegen ſie erlaubt! Ja ſelbſt deines Bruders, deines eignen Kindes, des Weibes in deinen Armen, des Freundes der dir iſt, wie dein Herz, ſollſt du nicht ſchonen, dich ſeiner nicht erbarmen, ſondern ſollſt ihn erwürgen, und deine Hand die erſte zur Ermordung über ihn ſein laſſen, ſo bald er auch nur heimlich ein Wörtchen von fremden Göttern fallen läßt. — — Das iſt mir eine Menſchenliebe, wie ſie die Religion geben kann, wenn ſie recht Religion iſt! — — Nimmer und in Ewigkeit ſoll ihr auch nur der mindeſte Eingang in mein Herz verſtattet werden! — Nein, ich mag nicht von der Religion lernen, wie ich meinen Nächſten lieben, und Menſchenfreund ſein ſolle? Ich will es einzig und allein von der Natur lernen!

„Ohne künftiges Leben,“ ſagt Mendelſohn ferner, „iſt Menſchenliebe, Schwachheit!“ Hierauf antworte ich: daß ich die Fortdauer des Menſchen nach dem Tode keineswegs leugne. Aber dieſe Hoffnung beruhet bei mir nicht auf Gründen der Religion; denn hier wäre ſie auf Sand gebaut! ſondern auf Gründen, die mir die Natur darbietet, und aus welchen ſie die Vernunft durch die ſicherſten und analogiſchen Schlüſſe herleitet.

1) Es ſind das ganz verſchiedene Dinge, die nichts mit einander gemein haben und gar nicht zuſammen gehören, nämlich: die Phantome verwerfen, welche ſich die Phantaſien der Menſchen vom zureichenden Grunde machen und ausbilden, und die ſie unter dem Namen von Gottheiten verehren! und, — die Fortdauer des Menſchen nach dem Tode leugnen! Der Atheismus bezieht ſich, ſowohl dem Wort= als Sachverſtande nach, lediglich auf Jenes. Er faßt blos die Leugnung und Verwerfung jener Gottheits=Phantome in ſich: keineswegs aber begreift er auch die Leugnung und Verwerfung der Hoffnung der Unſterblichkeit des Menſchen ſelbſt in ſich. Ein andres iſt ja: wenn von der Beſchaffenheit meines zureichenden Grundes die Rede iſt! ein andres: wenn von mir ſelbſt, und von meinem gegenwärtigen und künftigen Daſein geſprochen wird. Es iſt wahrer Unverſtand, dieſe himmelweit von einander verſchiedenen Dinge, mit einander zu verwechſeln und in eins zuſammen zu kneten!

2) Dieſem, was eben geſagt iſt, zufolge, kann es Atheiſten geben, die zugleich, neben ihrem Atheismus, auch die Fortdauer des Menſchen

nach dem Tode leugnen! Es kann aber auch Religionsbekenner geben, die, neben ihrer Religion, die Hoffnung der Unſterblichkeit verwerfen!

Wenn ein Atheiſt an der Fortdauer des Menſchen nach dem Tode zweifelt, oder ſie gar verwirft: ſo iſt dies eine beſondre, zu ſeinem Atheismus hinzugekommene Meinung bei ihm, die gar nicht aus ſeinem Atheismus floß, ſondern die nur als eine ganz fremde und ihm gar nicht verwandte Meinung, ſich neben demſelben, in einem und eben demſelben Kopfe einquartirte.

So freimüthig und unzweideutig ich mich nun auch ſchon ſelbſt für die Hoffnung eines künftigen Lebens erkläre und bekenne, ſo theuer und werth mir dieſe ſelige Lehre auch iſt, und ſo viele allgemeine Ermunterungen ſie auch für mich mit ſich führt, hier im Gutesthun nach meiner beſten Erkenntniß nicht müde zu werden, die Schwierigkeiten, welche mir auf dem Wege der Rechtſchaffenheit aufſtoßen, mit ſtandhaften Muthe zu überwinden, und in guten, meinen Nebenmenſchen nützlichen Handlungen ſo reichlich, als möglich, zu ſäen, damit ich auch dort reichlich erndten möge: ſo deucht mich doch, daß es zu weit gegangen ſei, wenn man annehmen wolle, daß jene Hoffnung der eigentliche ſtärkſte Hauptbewegungsgrund ſei, der einen Menſchen zur Uebung der Rechtſchaffenheit und zu einer würdigen vernünftigen Aufführung in der hieſigen menſchlichen Geſellſchaft nur erwecken könne! — Es iſt unleugbar: Das Gegenwärtige, das auf unſre Sinne wirkt, hat überall eine ſtärkere Kraft, uns zu reizen und zu bewegen, als das, was künftig iſt, und ſich uns nur aus einer dunkeln Ferne her zeigt! Und man gebe nur genau auf ſich ſelbſt Acht, ſo wird man finden, daß, wenn man auch noch ſo ſehr gewohnt iſt, ſich mit den frohen Ausſichten in die Zukunft oft zu unterhalten und zu ermuntern, dieſe Betrachtungen doch eigentlich nur mehr Quelle der Beruhigung, des Troſtes, und der ſtillen Freude für uns ſind, als daß ſie uns bei den, im gemeinen Leben vorkommenden Gelegenheiten, wo wir zu handeln haben, und bei den einzelnen Entſchließungen, die wir faſſen, zum eigentlichen, nächſten und unmittelbaren Bewegungsgrunde dienen ſollten. Nein, nach den gegenwärtigen Umſtänden und nach der vorhandenen äußerlichen Lage, in welcher wir uns jedesmal mit unſrer Entſchließungs- und Handlungsfähigkeit befinden, und ſo, wie unſre Sinne, dieſe Umſtände und dieſe Lage, unſerm Verſtande und unſrer Vernunft angeben, dieſe Vernunft auch unſre alten, ſchon geſammelten Erfahrungen dabei zu Rathe ziehen kann; darnach, ſage ich, erfolgen insgemein und natürlich unſre Entſchließungen und

Handlungen, ohne alle Rückſicht, die wir etwa dabei auf ein künftiges Leben nach dem Tode nähmen! Und wenn dieſer letztere Gedanke ja bisweilen hinzu kommt, ſo kommt er doch insgemein zu ſpät, um noch eigentlicher Bewegungsgrund ſein zu können! kommt gemeiniglich hinterher, wenn die Entſchließung ſchon gefaßt, und vielleicht die ganze Handlung ſchon vollbracht iſt! Es würde auch eine ganz wunderbare, und ich möchte faſt ſagen, abenteuerliche Bewandtniß mit dem Menſchen haben, wenn er hier in der gegenwärtigen Geſellſchaft und Verbindung leben und handeln ſollte, die Triebfedern aber, die ihn handelnd machten, in einer ganz andern Welt und Verbindung der Dinge ſtatt fänden? wenn die Maſchine hier ſein und die Gewichte, durch welche ſie in Bewegung geſetzt werden könnte und müßte, in einem ganz andern Zuſammenhange der Dinge, in einem ganz andern künftigen Zuſtande vorhanden und zu ſuchen wären. Man kann ſich auch bei jedem vorkommenden Falle, wo der Menſch ſich entſchließen und handeln ſoll, durch die ſchwächſte Ueberlegung überzeugen: daß es jene Bewandtniß mit dem Menſchen gar nicht haben könne und daß die Erwartung eines künftigen Lebens wohl ein allgemeiner, und eben darum weniger kräftiger, niemals aber ein beſondrer, nächſter, und unmittelbarer Bewegungsgrund zu irgend einer einzelnen, ſpeciellen, vernünftigen Entſchließung und Handlung für den Menſchen ſein könne. Ich will es an einem Beiſpiele zeigen: Ich halte mich z. E. überzeugt, daß, wenn ich ein würdiger, mithin auch glücklicher Bürger der dortigen Geſellſchaft dereinſt werden wolle, ich mich hier ſchon möglichſt befleißigen müſſe, mich als einen würdigen Bürger der gegenwärtigen Geſellſchaft aufzuführen. Allein wie wende ich dieſen allgemeinen Grundſatz nun bei den einzelnen Handlungsarten, die ich hier zu üben habe, an? Müſſen mir hier nun nicht meine Sinne, meine Vernunft, meine Natur, die Naturen andrer Menſchen und Dinge, die ich kennen lerne, und alle meine menſchlichen Erfahrungen, die ich mache, müſſen mir, ſage ich, dieſe Dinge nicht die eigentlichen Lehrmeiſter ſein, die mich unterrichten, was, und wie ich zu handeln habe, um ein guter Bürger dieſer Geſellſchaft zu ſein? Und geſetzt, ich fände weder in meiner menſchlichen Natur, noch in denen Dingen, die hier von außen auf meine Sinne Eindrücke machen, keine Warnungen wider die Laſter der Trunkenheit, der Unmäßigkeit, der zügelloſen Ausſchweifungen in der Wolluſt, oder der Ungerechtigkeit, der Falſchheit, des Betruges, der Verleumdung, der Hartherzigkeit u. ſ. w. wider meinen Nächſten? würde jener allgemeine Grundſatz von einem künftigen Leben

alsdenn wohl das kräftige Motiv ſein können, mich dieſer Laſter zu enthalten und der entgegengeſetzten Tugenden zu befleißigen? Kann ſich das Jemand, der auch nur des ſchwächſten Nachdenkens fähig iſt, einbilden? — Nein, wo die Motive aus dem gegenwärtigen Leben für einen Menſchen keine Kraft haben; da werden die aus einem künftigen Zuſtande nach dem Tode hergenommenen vollends nichts vermögen!

Herrn Mendelſohns fernere Beſchuldigungen gegen den Atheismus laſſen ſich noch in folgende Sätze zuſammendrängen:

1) Ein bündiger Atheiſt müſſe Alles aus Eigennutz thun.

2) Die Ohngötterei ſei die eigentliche Quelle alles Fanatismus: wenigſtens ſei es zweifelhaft, ob bei Religionsbekennern der Fanatismus ohne innere Ohngötterei wüthend werden könnte?

3) Herr Mendelſohn weiß offenbare Atheiſten nachzuweiſen, die mit Wuth und Verfolgung ihre Lehre auszubreiten geſucht hätten.

4) Ein Atheiſt ſei ein Menſch, der Alles fürchtet, nur keinen Gott.

Was den erſten Satz betrifft: Ein bündiger Atheiſt müſſe Alles aus Eigennutz thun, ſo frage ich den Herrn Mendelsſohn: ob irgend ein Menſch, ein Thier, oder ein Weſen, es ſei, welches es wolle, ſich regen und bewegen, oder irgend eine Entſchließung faſſen, oder die allerkleinſte Handlung unternehmen könne, anders, als aus dem Triebe der Selbſtliebe oder des Eigennutzes? Wenn eine Pflanze ſich unter den übrigen Pflanzen Platz zu machen ſucht; wenn ſich ihre ſaugenden Gefäße öffnen, um aus der Luft und Erde Nahrungsſäfte an ſich zu ziehen, wenn ein Vogel den einen Baum verläßt, und nach einem andern hinfliegt, wenn der Menſch Hand oder Fuß bewegt, die kleinſte Entſchließung faßt, irgend eine Handlung übt, hier erwählt, dort verwirft: liegen nicht überall bei dieſen Bewegungen und Veränderungen, die dieſe und alle übrigen Weſen, es ſei mit Bewußtſein, oder ohne Bewußtſein, an ſich bewilligen, liegen, ſage ich, dabei nicht überall die Geſetze der Selbſtliebe oder des Eigennutzes zum Grunde? Iſt der Gewinn irgend eines Vortheils nicht bei allen Regungen, Bewegungen, Beſtrebungen und Handlungen aller Weſen die eigentliche wahre Abſicht, und der einzige Zweck? Selbſt die Aufopferungen, welche ein Menſch für Andre macht, wenn ſie auch noch ſo ſehr Verleugnungen ſeines Eigennutzes zu ſein ſcheinen! alle Wirkungen und Handlungen des Wohlwollens und der Gütigkeit, ſtammen ſie nicht im Grunde aus der eigennützigen Abſicht bei dem Menſchen her, ſich ein Vergnügen machen, und ſeine eigene Zufriedenheit dadurch ſchaffen zu wollen? Selbſt alle Religionsübungen,

welcherlei ſie nur ſein mögen, werden ſie nicht alle aus Eigennutz unternommen, und abgewartet? — Warum geht Herr Mendelſohn in den Tempel? warum betet er? warum feiert er ſeinem Jehova zu Ehren Feſttage? warum ſetzt er ſich, wenn es das Gebot ſo haben will, auf einen Aſchenhaufen? warum wartet er mit Genauigkeit ſeine Religionsgebräuche ab? warum anders, als, um ſeinen Jehova bei guter Laune über ſich zu erhalten? um deſſen Zorn zu verhüten, und ſich ſeines ſegnenden Wohlgefallens würdig zu machen? — Wenn Herr Mendelſohn die Ueberzeugung hätte, daß er von dem Jehova im mindeſten weder etwas zu fürchten, noch zu hoffen habe, würde er noch wohl geneigt ſein, ſich auch nur mit einem einfachen Kopfnicken ſeinetwegen zu incommodiren? Hat alſo das ganze Gebäude ſeiner Religionsübungen etwas anderes als den Eigennutz zur Schwelle? Oder, wenn etwa Herr Mendelſohn, wie es jedoch nicht den Schein hat, heller Philoſoph genug ſein ſollte, ſich in ſeinem Herzen über den ganzen Religionskram hinwegzuſetzen, es aber doch, um der Verbindungen mit ſeinen Brüdern willen, für gut fände, ſich den äußerlichen Schein eines echten Juden vor ihren Augen zu bewahren, wäre auch das alsdann nicht wieder Eigennutz? — Kurz, Herr Mendelſohn ſoll ewiglich diejenige Entſchließung und Handlung nicht zu nennen oder anzugeben im Stande ſein, die irgend ein Menſch anders, als aus dem Bewegungsgrunde des Eigennutzes faſſen oder üben könnte. Die Sache iſt unmöglich, weil die Selbſtliebe die einzige nur mögliche Triebfeder aller unſrer Handlungen iſt. Hieraus ergiebt ſich aber auch ſchon überhaupt, wie unphiloſophiſch ſeine obige Behauptung ſei, inſofern er dem Atheiſten über den Eigennutz eine Beſchuldigung machen will. Herr Mendelſohn hätte ſich gar nicht in das moraliſche Fach einlaſſen ſollen, da es ihm ſogar an den allererſten Elementarbegriffen zur Beurtheilung des handelnden Menſchen fehlt.

Allein, vielleicht nimmt er das Wort Eigennutz im engſten Verſtande: wo es die Geſinnung eines Menſchen bezeichnet, der bei ſeinen Handlungen nur blos ſeinen unmittelbaren Privatvortheil dergeſtalt zur Abſicht zu haben pflegt, daß er ſich auch bei vorkommenden Fällen kein Bedenken daraus macht, demſelben das allgemeine Beſte der Geſellſchaft aufzuopfern? — Gut! ſo frage ich ihn; wo ſtammt dieſe Geſinnung bei einem ſolchen Menſchen her? Offenbar doch einzig und allein aus den eingeſchränkten Begriffen und Kenntniſſen, die ein ſolcher Menſch alsdann von ſeinem Glücke, oder von demjenigen hat, was mehr, und

was weniger ſeinen Wohlſtand befördert? Es bleibt immer richtig: Eigennutz iſt bei allen Handlungen der Menſchen, die wahre einzige Abſicht und der einzige Bewegungsgrund, der ſie nur zu Handlungen antreiben kann! Aber nun kommt es darauf an: ob? und wo der Menſch ſeinen größern Vortheil ſieht?

Meint nun Herr Mendelſohn, ein Atheiſt greife immer nur nach dem nächſten Vortheil, ſo heißt das mit andern Worten: Ein bündiger Atheiſt ſei allemal ein dummer Teufel! — Und ſo wird alſo wohl der theologiſche Glaube den Menſchen klug machen? und der größte Gläubige, oder, der den meiſten Aberglauben in ſeinem Kopfe beherbergen kann, der größte Philoſoph ſein? — O, des philoſophiſchen Mendelſohns!!!

Die zweite Beſchuldigung war: Die Ohngötterei ſei die eigentliche Quelle alles, beſonders, des wüthenden Fanatismus. — Was mag doch Herr Mendelſohn für einen Begriff vom Fanatismus haben? Das Wort kommt her von fanum, ein Göttertempel: und bedeutet den Eifer, mit welchem Jemand ſeiner Götterlehre oder Theologie und ſeinem Religionsſyſteme anhängt, es vertheidigt, es allein gehuldigt und dagegen alle anders denkenden Menſchen mit ihren Meinungen verbannt wiſſen will. — Nun möchte ich in aller Welt wiſſen, wie der bündige Atheiſt, der gar keine beſtimmte Gottheit hat, und anbetet, dennoch für dieſebe eifern, und von dem Feuer des Fanatismus für die Ehre eines Dinges entbrannt ſein könne, deſſen Exiſtenz er leugnet?

Gerade die jüdiſche Religion iſt, wie ſchon gezeigt worden, die Quelle des Fanatismus. Und der Grund davon liegt in den jüdiſchen Religionslehrſätzen ſelbſt. Nach derſelben iſt die Gnade Gottes ein bloßes Familien-Vermächtniß, das dem Abraham und ſeinem Saamen ausſchließungsweiſe geſtiftet und verſichert worden iſt. (5. Moſ. 7, 6.) Daher ergiebt ſichs von ſelbſt, daß das Beſtreben, Proſelyten zu machen, nie im Ernſte wahre Abſicht und wirkliches Geſchäft bei den Juden werden könne! Ich, der ich nicht aus jüdiſchem Blute entſproſſen bin, mag noch ſo feierlich zum Judenthume übertreten wollen, ſo kann ich doch nie ein echter Jude und Erbe des Abrahamitiſchen Seegens werden: weil dieſe Möglichkeit ſchon durch meine Geburt verſchüttet iſt, und ich nun hinterher nicht mehr in den Saamen Abrahams zurückgepflanzt werden kann. Aus dieſem Grunde, weil die Gnade Gottes blos ein Familien-Vermächtniß und Fidei-Commiß für die Juden iſt: ſo verbietet ihnen ihre Religion auch ausdrücklich, ſich mit keinen andern Völkern

zu befreunden; ſich nicht durch Heirathen mit ihnen zu vermiſchen; ſondern dieſe, als von Gott verworfene und verſtoßene Menſchen, als geborne Feinde deſſelben anzuſehen; ihnen nicht die mindeſte Gunſt zu erweiſen; ihnen nicht einmal Gutes oder Glück zu wünſchen ihr Lebelang, ewiglich: ja vielmehr, wo ſie der Herr in die Hände geben würde, d. h. wo ſie ſie übermannen könnten, ſie auszurotten und zu vertilgen. (5. Moſ. 7.) Wenn alſo die echte jüdiſche Religion, ſo, wie ſie in dem moſaiſchen Documente begründet iſt, genommen wird: ſo muß ihr Fanatismus der allerwüthendſte und grauſamſte bleiben, weil er blos auf die Geburt ſieht! und wenn dieſe nicht echt jüdiſch iſt, ſich auf keine andern Bedingungen und Friedensvorſchläge mit andern Religionsbekennern einlaſſen, oder ihnen das mindeſte Gehör geben darf: Da hingegen nach dem Glauben der Chriſten und andrer Religionsbekenner die Gnade Gottes ein allgemeiner Schatz iſt, zu deſſen Gewinn einem jeden Menſchen ohne Anſehen der Perſon der Zutritt durch die Annahme des von ihnen empfohlenen Religionsbekenntniſſes offen ſtehe! Mithin kann ſich ihr verfolgender Fanatismus auch eigentlich nur bis auf die Heranzwingung eines anders Glaubenden zu ihrem angeblich allein ſeligmachenden Glauben erſtrecken. Iſt dieſer Zweck erreicht, ſo iſt jener gemeiniglich auch beſänftigt und befriedigt: wenigſtens liegt in ihren Religionsſätzen doch kein ausdrücklicher Befehl oder Bewegungsgrund, die Wuth gegen einen fremden Religionsbekenner, oder anders Denkenden, weiter zu treiben! Aber bei dem jüdiſchen Fanatismus, ſage ich, kann blos und allein die Abſtammung von Abraham, Gnade vor ſeinen Augen finden! Hier iſt und bleibt allein die äußere ſtärkere Macht, die ihm andre Religionsbekenner entgegen zu ſetzen vermögen, das einzige Mittel, ihn in Zaum und Zügel zu halten. Und hierin liegt auch der wahre Grund, warum ſeit der Zerſtörung Jeruſalems alle Nationen des Erdbodens, ohne ausdrückliche Verabredung, dennoch ſo einmüthig die Marime angenommen haben und ihr bis auf den heutigen Tag folgen und folgen müſſen: die unter ihnen lebenden Juden nicht empor kommen zu laſſen, ſondern ihre bürgerliche Freiheit eingeſchränkt, und die Flügel, wie man zu reden pflegt, ihnen immer beſchnitten zu halten; damit ſie ſelbſt von ihnen nur nichts zu fürchten haben mögen. Ich will es gern zugeben, daß es viele Juden von ſo edlem, rechtſchaffnem, und menſchenfreundlichem Gemüthscharakter gebe, der es ihnen nie erlaubt, der Stimme ihrer Religion gehorſam zu ſein, die ſie durchaus zum Menſchenhaß auffordert: und ich bedaure dieſe Edlen und Gutgeſinnten von

ganzem Herzen, daß ſie, der Rechtſchaffenheit ihres Herzens und Wandels ohngeachtet, dennoch das drückende Joch mit tragen müſſen, das alle Staaten auf die ganze jüdiſche Nation, um der menſchenfeindlichen Religion willen, die ſie bekennen, legen und halten zu müſſen, gezwungen ſind. Ja es thut mir um die ganze jüdiſche Nation ohne Ausnahme leid, daß ſie in der unglücklichen Lage iſt, in einer Religion geboren zu werden, die ihre Bekenner allen übrigen Menſchen nothwendig verdächtig machen muß; die Dieſe durchaus zur Vorſicht und Vorkehrung nöthiger Sicherheitsanſtalten wider Jene auffordert; die es alſo leider hindert, daß Jene von Dieſen nie, mit Vertrauen und Zuverſicht, als gleiche Mitbürger angenommen, und zum Genuß gleichmäßiger geſellſchaftlicher Rechte zugelaſſen werden könne. Ganz gewiß würden auch ſelbſt die laſterhaften Juden nie der Abſchaum geworden ſein, wenn ihre Geburt ſie mit einer beſſern Religion zuſammengebracht hätte! Allein, da die Sache mit ihrer Religion nun einmal ſo ſteht, wie ſie ſteht, ſo mag man nicht nur überhaupt gegen die ganze jüdiſche Nation ſo menſchenfreundlich denken, als man wolle; ſondern auch in einzelnen Fällen dieſen und jenen einzelnen Juden in ſeinen edlen und redlichen Geſinnungen und Handlungen tauſendmal vorzüglicher finden, als viele Chriſten und andre Religionsbekenner: ſo muß man doch eingeſtehen, daß, ſo lange ſie Anhänger und Bekenner einer ſo menſchenfeindlichen Religion ſind und bleiben, dieſe ſie andern Menſchen ſchlechterdings verdächtig machen und halten müſſe! und daß ein williges, vernünftiges Zutrauen der andern Bürger zu ihnen, um jenes Grundes willen, platterdings unmöglich ſei!

Die Juden beweiſen einen ungemeſſenen Nationalſtolz durch die eiferſüchtige Sorgfalt, die ſie anwenden, um die alte Scheidewand, welche Moſes zwiſchen ihnen und allen andern Menſchenfamilien gezogen hat, immer noch unverletzt zu erhalten! Welcher Jude wird ſich z. E. entſchließen, ſich mit einer Chriſten-Tochter in ein öffentliches Ehebündniß einzulaſſen? Und geſetzt auch, daß dieſe die jüdiſche Religion annehmen wollte, würde ſie geduldet werden? Welche Verfolgungen würden ſich von Seiten der Juden ergeben? Und doch könnte dieſe ganze Nation allem Druck, den ſie leidet, mit einemmale ein Ende machen, wenn ſie nur von ihrer Seite ſo willfährig wäre, die äußerliche Scheidewand wegzuwerfen, als die Chriſten dies von ihrer Seite zu thun, von langen Zeiten her ſchon verſucht haben und noch verſuchen! Und worauf gründet ſich nun dieſer jüdiſche Nationalſtolz? Er muß

doch etwas für ſich zu haben glauben, das ihn für alle Bedrückungen und für alle gegenſeitige Verachtung, die er leidet, entſchädige? Von Seiten der menſchlichen Natur kann er keine Vorzüge behaupten. Denn dieſe iſt allen Menſchen gemein. Aber, der alte Religionswahn, daß die jüdiſche Nation die Kinder des Reichs, und das von Gott beſonders erwählte Volk ſei! macht ihnen alle übrigen Völker in ihren Augen verächtlich und geringſchätzig. Denn jener Wahn ihrer privaten Erwählung iſt von dem menſchenfeindlichen Gedanken der geſchehenen Verwerfung aller übrigen Völker unzertrennlich und im Grunde ein und eben derſelbe Gedanke. Bleibt aber dieſer Gedanke bei ihnen ſtehen, ſo können die andern Nationen nimmermehr den Juden trauen. Jene müſſen Dieſen, um ihrer eignen Sicherheit willen, die Hände gebunden halten.

Warum beſtehen ſie darauf, ein abgeſondertes Volk bleiben zu wollen, das ſich mit keinem andern Volke, das ſeine Abſtammung nicht von Abraham herrechnen kann, vermiſchen mag? Warum wollen ſie es nicht zugeben, daß ihre Nation, mit den eigentlichen Bürgern des Landes durch gegenſeitige Verheirathungen zu einer Familie zuſammenſchmelze? Warum wollen ſie uns nicht den mindeſten Theil an ihrem Abrahamitiſchen Segen nehmen laſſen, und gleichwohl verlangen, daß wir ihnen an unſerm geſellſchaftlichen Segen gleichen Antheil mit uns bewilligen ſollen? Warum wollen ſie einen beſondern Staat im Staate ausmachen? Macht ſie ein ſolches Begehren nicht offenbar verdächtig? und wäre es nicht wahre Unvorſichtigkeit, wenn die eigentlichen Bürger ihnen eine ſo verdächtige Prätenſion bewilligten, und dadurch ihre ganze Sicherheit aufs Spiel ſetzten? — Kurz und gut: So lange die Juden mit andern Menſchen nicht eine Familie werden wollen: ſo lange beweiſen ſie dadurch, daß ſie wider andre Menſchen etwas haben, daß ihnen dieſe in ihren Augen verächtlich und wohl gar verabſcheuungswürdig ſind! und ſo lange iſt es unmöglich, daß ihnen Dieſe trauen könnten.

Nun treffen wir auf die allerliebſte Erklärung, die Herr Mendelſohn von einem Atheiſten angiebt. Was iſt ein Atheiſt für ein Ding? — Wer Ohren hat, zu hören; der höre! — Ein Atheiſt iſt ein Wütherich, der Alles fürchtet, nur keinen Gott! — Hat man jemals, ſo lange die Welt ſteht, einen ſolchen monſtröſen Begriff in rerum natura realiſirt geſehen? Wie mag ein ſolches Geſchöpf ausſehen, das ſich zwar vor keinem unſichtbaren Gott, aber außer dieſem vor allem fürchtet, was auf ſeine Sinne Eindrücke macht? ein Geſchöpf, das alſo von

dieſer unbegränzten Furcht getrieben, ſich in einer ewigen Flucht vor Allem, was außer Gott da iſt, befinden muß? das, wenn es noch eines Wunſches fähig iſt, keinen andern haben kann, als den: aus der Welt, dieſem Inbegriff lauter ihm furchtbarer Dinge, herausfliehen zu können! und das, wenn es auch ein ſolches Loch aus der Welt hinausfände, alsdann doch noch die Furcht vor ſich ſelbſt mitnähme, und dem ſchreckenden Bewußtſein ſeines eignen Daſeins nicht entfliehen könnte? Und wenn man ſich dieſen Haſen aller Haſen, der ſich ſogar vor ſich ſelbſt fürchtet, zugleich als einen Wütherich, und als von ſchrecklichem Eifer beſeelt, vorſtellen ſoll, kommt alsdann nicht ein wahres Abſurdum heraus? Dies Unding ſoll ein Wütherich gegen die Unſchuld ſein? — Alſo fürchtet es wohl die Unſchuld nicht? — Und doch ſoll es Alles fürchten! — Alſo iſt die Unſchuld, von der Herr Mendelſohn ſpricht, auch wohl ein Unding? — Doch, wer mag das verhedderte Zeug auseinander wickeln? Ich verſtehe das Kauderwelſch nicht, und weiß in der Theorie von den Undingen, und ihren gegenſeitigen Verhältniſſen untereinander, nicht Beſcheid. — Indeſſen kann ich doch nicht umhin, ihm wenigſtens eine, aus der alltäglichen Erfahrung hergenommne Frage vorzulegen. Woher kommt es denn, daß es unter ſeinem Volke ſowohl, als unter andern Religionsbekennern, ſo unzählig viele giebt, die von Jugend auf in der Lehre von Gott unterrichtet ſind, und es ſteif und feſt glauben, daß dieſer Gott ſie ſehe, höre, und umgebe; und die gleichwohl durch dieſen Glauben im mindeſten nicht zurückgehalten werden, wenn ſie geſonnen ſind, ihre unartigen Lüſte zu befriedigen, und unedle Handlungen zu begehen? Sie gehen fleißig in die Tempel, und hören von der Strafgerechtigkeit des Himmels predigen; kehren aus denſelben geradeswegs zu ihren Laſtern der Ungerechtigkeiten und Betrügereien im Handel und Wandel, zur Befriedigung ihrer Leidenſchaften des Ehrgeizes, der Habſucht, des Haſſes, der Rache, der Unzucht u. ſ. w. zurück. Was vermag alſo die Furcht vor Gott, die ihnen ihr Glaube predigt, bei ihnen? Die Buhlerin glaubt einen Gott, vor dem man ſich fürchten müßte; und fährt, mit aller Gottesfurcht, in ihren Ausſchweifungen ununterbrochen fort. Der Dieb und Räuber zweifelt nicht daran, daß Gott ihn ſehe; und daß dieſer Gott hier und dort ſtrafen könne: — iſt er aber nur ſicher, daß kein Menſch ihn ſehe; ſo ſtört ihn im übrigen ſein Glaube an Gott und die Furcht vor demſelben, in ſeinem Unternehmen auch nicht. Der betrügliche Handelsmann wartet ſeinen Gottesdienſt fleißig ab, und bekennt es, daß Gott gerecht ſei, und vor ſeinen Augen keine

Sünde verborgen bleiben könne; demohngeachtet läßt er keine Gelegenheit, wo er ſeinen Nächſten vervortheilen kann, ungenutzt vorübergehen. Der Stolze, der Ehrgeizige, der Rachgierige, der Verleumder, u. ſ. w. ſind doch mehrentheils keine Atheiſten?! Sie glauben alle, daß man Gott fürchten müſſe; — und fröhnen bei aller ihrer Rechtgläubigkeit und Gottesfurcht, ungeſtört ihren Lüſten? Iſt das nicht die alltägliche laute Erfahrung? — Was für Kraft hat alſo die Furcht vor einem Gott, die Menſchen von Vergehungen abzuhalten? wie will denn alſo Herr Mendelſohn ſein Urtheil rechtfertigen: daß ein Menſch, auf den gegenwärtige und ſichtbare Dinge mehr Eindruck machen, als die Vorſtellung eines unſichtbaren verborgenen Gottes; der mehr die ihm vor Augen liegenden Gefahren ſcheue, als die entfernten Strafgerichte des Himmels; daß ein ſolcher Menſch der allergefährlichſte und zu allen Bosheiten fähigſte Menſch ſei? — Zum Beſchluß will ich noch ein paar Anmerkungen hinzufügen:

a) die erſte ſoll einen unmaßgeblichen Vorſchlag für diejenigen aus dem Hauſe Jacob enthalten, welche etwa, über die unangenehme Lage, in welcher ſie ſich zeither gegen die eigentlichen Bürger des Staats befunden, ſchon längſt mißvergnügt, gern an ihrer Seite die Scheidewand wegwerfen, und treue, redliche Bürger des Staats werden möchten; wenn ſie nur nicht gezwungen würden, bei ihrer Losſagung von der jüdiſchen Religion auch nothwendig eine von den herrſchenden Religionen der Geſellſchaft, deren echte Bürger ſie werden wollen, annehmen zu müſſen? Es giebt gewiß viele Juden, denen ihre jüdiſche Religion gar nicht ans Herz gewachſen iſt; denen die Entſagung derſelben gar keine große Ueberwindung koſten möchte; deren Verſtand ſich Gründe genug geſammelt hat, die ſie zu dem Entſchluß beſtimmen können, die Religion ihrer Väter zu verabſchieden: Aber — was ſollen ſie machen? — Nach der herrſchenden Idee, die die Phantaſie auf den Thron erhoben hat, ſoll doch ein jeder Bürger irgend eine Religion haben? und in Deutſchland gar, eine von den drei beſtimmten und allein privilegirten ſogenannten chriſtlichen Religionen! — So viele Gründe nun die Vernünftigern unter den Juden auch haben, ihre jüdiſche Religion zu verwerfen; ſo ſehr fehlt es ihnen an Gründen, welche ihnen die Annahme einer dieſer herrſchenden Religionen empfehlen könnten. Die Lage der Sache iſt ſo, daß ſie blos mit der Religion einen Tauſch treffen ſollen! und hier ſcheint ihnen keine des Eintauſchens werth zu ſein. Sie möchten gern die ihrige vertauſchen; aber ſie möchten ſich nicht gern dafür

mit neuen Ungereimtheiten beladen. Jemehr ihre Entſchloſſenheit, mit ihrer alten Religion brechen zu wollen! von einem aufgeklärten Verſtande und von einem reifen Nachdenken bei ihnen zeugt, deſto weniger will ſich dieſer aufgeklärte Verſtand bequemen, neue Widerſprüche, die ihm als Friedensbedingungen vorgelegt werden, zu unterſchreiben. Meine Gedanken hierüber ſind folgende:

Der Staat hat, wofern man der Stimme der Vernunft, der menſchlichen Natur und den angebornen Rechten der Menſchheit Gehör geben will, bei allen Religionsangelegenheiten ſeiner Bürger eine nur blos verneinende, keineswegs aber eine bejahende Stimme. Ja ſelbſt, die ganze Abſicht des geſellſchaftlichen Zuſammenlebens der Menſchen hat es, wenn ſie erreicht werden ſoll, zur unumgänglich nothwendigen Bedingung, daß ſich der Staat in Anſehung der Religion ſeiner Bürger blos mit der verneinenden Stimme, die ihm übertragen iſt, begnüge; und ſich auf keine Weiſe, auch nicht in der mindeſten Aeußerung, eine bejahende Stimme darüber anmaße! weil, wenn dies letztere geſchieht, das Glück der Geſellſchaft, anſtatt gebaut und gefördert zu werden, vielmehr unausbleiblich gewiß verwüſtet und zerſtört wird! — Ich will mich nun deutlicher erklären, was ich unter der verneinenden und bejahenden Stimme verſtehe?

Wenn ich ſage: der Staat hat nur blos eine verneinende Stimme bei der Religion ſeiner Bürger, ſo heißt das ſoviel: der Staat kann diejenigen und ſolche Religionslehrſätze ſeinem Bürger verbieten und unterſagen, die geradezu Intoleranz und Menſchenhaß lehren, Aufruhr predigen, und alſo wider das Wohl und Glück der Geſellſchaft ſtreiten, oder, mit der Grundabſicht, warum Menſchen in Geſellſchaft zuſammen leben, im Widerſpruch ſtehen. Aber dieſe verneinende Macht hat er auch nur bis ſo weit, und um keinen Schritt weiter, als das allgemeine Wohl der Geſellſchaft, wenn es beſtehen ſoll, dieſe Verneinung erheiſcht und erfordert! So lange eine Religionsmeinung von der Art iſt, daß das Wohl der Geſellſchaft neben ihr beſtehen kann: ſo darf der Staat ſeine verneinende Stimme nicht wider dieſelbe von ſich hören laſſen, oder die ihm anvertraute Macht zur gewaltſamen Unterdrückung derſelben mißbrauchen, weil er von den Bürgern zu keiner Unterjochung ihrer unſchuldigen Gewiſſensfreiheit und zu keiner Uebung eines willkührlichen Gewiſſenszwanges über ſie, bevollmächtigt iſt. Die große Abſicht, warum Menſchen in Geſellſchaft leben, nemlich: mit gemeinſchaftlichen Händen ihr gemeinſchaftliches Glück zu bauen, iſt das große Grundge-

ſetz, dem der befehlende Theil im Staate, ſo gut unterworfen iſt und bleiben muß, als der gehorchende: und Jener muß ſich alſo mit dem Gebrauch der ihm anvertrauten Macht lediglich nach jenem Grundgeſetze richten.

Nie und in keinem einzigen Falle aber hat der Staat eine bejahende Stimme über die Religion ſeiner Bürger! d. h. der Staat kann keine poſitive Religion anbefehlen; kann nicht von dem Bürger fordern: ſo, oder ſo, ſolle er ſich die Gottheit vorſtellen! dieſe, oder jene Religionsmeinung ſolle er haben, annehmen, bekennen und lehren u. ſ. w. ja der Staat kann überhaupt dem Bürger nicht befehlen, daß dieſer irgend eine Religion haben ſolle! Denn der Staat hat blos auf das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft zu ſehen, und kann nur von dem Bürger fordern, daß er ein ſolches Verhalten beobachte, das dieſem allgemeinen Wohl zuträglich ſei. Und zu einem ſolchen vernünftigen Verhalten in der Geſellſchaft liefert die natürliche Vernunftsmoral die Regeln. Mit dieſer hat es alſo der Staat zu thun. Die Religion hingegen bezieht ſich blos auf Gottesverehrungen, und lehrt eigentlich nicht, wie ſich der Menſch in der Geſellſchaft? ſondern, wie er ſich gegen die Gottheit zu verhalten habe? — Die Gottheit, und die menſchliche Geſellſchaft aber ſind zwei ganz verſchiedne Dinge. Kommt nun die Theorie, die ſich Jemand von der Gottheit macht, oder ſein Religionsſyſtem, dem Wohl der Geſellſchaft, deren Bürger er iſt, nicht in die Quere; hat und bekennt er keine Religionsmeinung, welche mit den Pflichten, die er in der Geſellſchaft zu beobachten hat, im Widerſpruch ſtehen; iſt ſeine Religion mit ſeinen Bürgerpflichten verträglich: ſo muß, ſo lange dieſe Bedingung dauert, es übrigens durchaus ſeiner eigenen Gewiſſensfreiheit überlaſſen bleiben, welche Religionsmeinungen es ſein mögen, die er für wahr hält? — Denn der Staat iſt an ihm befriedigt! — Will dieſer nicht da, wo er kein Intreſſe hat, mit willkührlicher tyranniſcher Gewalt über die Gewiſſensfreiheit ſeiner Bürger herrſchen: ſo muß er ihre Religion unangetaſtet laſſen, ſo lange er ſie von einer Seite unſchuldig findet, und darf die Annehmung keiner andern von dem Bürger mit Gewalt fordern. Sagt nur ein Bürger: ich kann mir gar keine nähere Vorſtellung von der Gottheit machen; ich weiß nicht was die Gottheit iſt? mithin weiß ich auch nicht, wie ich ſie auf eine ihr anſtändige Art verehren ſoll? ja ich muß daraus, daß ſich dieſelbe mir völlig unentdeckt gelaſſen hat, ſchließen, daß ſie kein Gegenſtand meiner Dienſte und Verehrungen ſein wolle: ich kann mich alſo mit gar keiner Religion befaſ-

ſen. — Aber, ich will als ein treuer und redlicher Bürger der Geſellſchaft leben, und hier denen mir obliegenden Pflichten ehrlich nachkommen: ſo iſt der Staat bei dieſem Bürger nicht allein ebenfalls mit ſeinen gerechten Forderungen in Anſehung des bürgerlichen Verhaltens, die er nur an ſeine Bürger machen darf, befriedigt; ſondern noch obenein viel geſicherter, als bei dem Bürger, der zugleich Religionsbekenner iſt. Denn bei Jenem kann er auch ſogar der Furcht entübrigt ſein, die er in Anſehung des Letztern behalten muß: daß nemlich irgend ein Religionswahn ihn zur Uebertretung einer bürgerlichen Pflicht auch nur je verleiten könne; da er gar keine Religion hat!

Dieſe Grundſätze, deucht mir, ſind von ſo einleuchtender Wahrheit, daß ich nicht ſehe, wie ihnen mit Verſtand auch nur in einem Worte widerſprochen werden könne? Und ſo würde ſich alſo die obige Frage: wie es diejenigen Juden anzufangen hätten, die ihre Religion wohl verlaſſen, aber nicht gern zugleich eine andre annehmen wollten, wider die ihr Verſtand ſich ebenfalls ſträubet? von ſelbſt entſcheiden laſſen. Der Staat hat ja, ihr vom Hauſe Jacobs! auch in Anſehung eurer Religion keine andre, als nur eine verneinende Stimme! und es iſt ihm nicht zu verdenken, daß er dieſe ſeine verneinende Macht gegen euch, in Verſagung der geſellſchaftlichen Rechte und Vortheile geltend macht! Da es am Tage liegt, daß eure Religionsſätze dem Wohl der Geſellſchaft widerſprechen. — Sagt euch von eurer Religion los! ſo iſt der Staat befriedigt. Ob ihr dann an jener Statt eine andre Religion, wider die der Staat nichts einwendet, annehmt? oder, ob ihr gar keine Religion weiter bekennen, ſondern blos der natürlichen Vernunftsmoral in Beobachtung aller geſellſchaftlichen Pflichten gemäß leben wollet? das kann und muß dem Staate gleichgültig ſein; und bleibt, den unverletzbaren Rechten der Menſchheit zufolge, lediglich eurer eignen Gewiſſensfreiheit überlaſſen! Es kommt blos auf die Wegräumung eines Hinderniſſes, und nicht auf die Hinſtellung einer neuen Sache an! Und jenes Hinderniß iſt eure Religion! Fällt dieſe dahin: ſo fallen die Urſachen eurer Abſondrung von den übrigen Bürgern zugleich mit hinweg; ſo werdet ihr weiter keinen Zweifel und Anſtoß darin finden, euch bei vorkommenden Gelegenheiten durch Verheirathungen mit andern Bürgern zu vermiſchen, und euch zur Tragung gleicher Laſten in Friedens- und Kriegszeiten mit ihnen zu verbinden. Und geſchieht dies; bequemet ihr euch an eurer Seite, echte treue Bürger der Geſellſchaft und mit den übrigen Bürgern eine einzige große Familie zu ſein! ſo

wird ſich kein geſitteter Staat der handgreiflichen Ungerechtigkeit ſchuldig machen, euch bei dieſer Verfaſſung eurer Exiſtenz in der Geſellſchaft fernerhin die gleichmäßige Theilnehmung an allen geſellſchaftlichen Vortheilen und Rechten, gleich den urſprünglichen Bürgern, zu verſagen!

Allein, möchtet ihr ſagen, gewiſſe politiſche Anordnungen im Staate haben ſich mit einigen Religionsgebräuchen der herrſchenden Kirchen ſchon ſo vermiſcht und vermengt, und hängen ſo genau an einander, daß, wenn wir uns jenen unterwerfen wollten, wir dieſen zugleich werden mit huldigen ſollen? Man nehme z. E. die löbliche Einrichtung mit den Geburtsregiſtern. Sind dieſe nicht mit den Taufregiſtern dieſelbigen? Ich antworte hierauf: dem Staate kann an der Tauf-Ceremonie im mindeſten nichts gelegen ſein. Er gewinnt und verliert nichts dadurch, ob einem Kinde oder erwachſenen Menſchen eine Hand voll Waſſer über den Kopf gegoſſen wird, oder nicht? Die Kindtaufe iſt ohnehin etwas, das nicht einmal das Vorurtheil des Alterthums für ſich hat; ſondern als eine ſpätere Erfindung einer andächtelnden Phantaſie, der Geſchichte zufolge, angeſehen werden muß. Da alſo dem Staate nur blos daran gelegen ſein muß, zu wiſſen, welche neue Bürger ihm geboren werden? und mit welchen Kindſchaftsrechten dieſe da ſind? ſo ſehe ich nicht ab, was ihn hindern ſollte, dem Verlangen derer zu willfahren, die ihre Kinder in die Regiſter der Gebornen eintragen laſſen wollten, ohne ſie der Tauf-Ceremonie zu unterwerfen, und den bloßen Geburtsſcheinen dieſelbige gerichtliche Kraft zu ertheilen, welche die Taufſcheine haben. Ich bin gewiß, daß, wenn nur erſt einige Juden bei der Verfaſſung ihrer jüdiſchen Religion, dieſe einfache Einrichtung, der Haltung bloßer Geburtsregiſter, beim Staate für ſich bewirkt hätten, alsdann, ehe man ſichs verſähe, unzählige Chriſtenfamilien, denen ſchon längſt die Tauf-Ceremonie nicht mehr hat ſchmecken wollen, auch hinzutreten und dieſe Einrichtung über ihre Kinder bewilligen würden. Und auch dies würde alsdann ein neues Mittel werden, die bürgerliche Vereinigung derer, die aufgehört hätten, Juden zu ſein, mit den alten Bürgern des Staats deſto leichter zu befördern. — Auf eine ähnliche Art könnten auch, im Fall bei den Trauungs-Ceremonien ſich Irrungen ergeben ſollten, dieſe ſehr leicht gehoben werden. — Was aber die Sabbaths-Feier betrifft, ſo würde ich denen aus dem Judenthume, die ihre Religion verließen, ohne eine neue annehmen zu wollen, rathen, daß, da doch nun ihre Feier des letzten Wochentages mit ihrer Religion zugleich aufhören müßte, und ihnen folglich nun alle Tage der Woche

einen gleichen Werth hätten; ſie diejenigen Tage, welche ſich die ganze Bürgerſchaft des Staats feierte, für ſich zu bloßen Ruhetagen machen ſollten. Und in der That, gelten ſie bei unzähligen Chriſten für etwas mehreres? — Dieſe Tage könnten auch angewandt werden, um ſich an denſelben moraliſche und allerlei andre wiſſenſchaftliche Vorleſungen halten, und ſich in den mancherlei nützlichen Kenntniſſen, die man gern haben möchte, und zu denen die gewöhnlichen Berufsgeſchäfte in der Woche keine Zeit verſtatten, unterrichten zu laſſen.

b) In meiner zweiten Anmerkung will ich nur noch denen gutmüthigen Religionslehrern, die vielleicht über die Sachen, von denen in dieſer Schrift gehandelt iſt, vorher weniger nachgedacht hatten, und ſich nunmehro mit ihren Ueberzeugungen und Zweifeln in Verlegenheiten geſetzt ſehen, aus denen ſie ſich nicht zu helfen wiſſen, den kurzen Rath geben: Macht es, wie Jeſus! Es iſt euch unbenommen, euch ſo, wie er that, der bildlichen Vorſtellung eines himmliſchen Vaters zu bedienen, wenn ihr die Menſchen zur Zufriedenheit mit ihren Schickſalen, und zur frohen Erwartung eines immer glücklichern Lebens ermuntern wollt. Schonet mit der Klugheit und Vorſicht, die er übte, der herrſchenden Vorurtheile, da, wo ſie noch zu mächtig ſind; damit durch ungeſtümes Angreifen derſelben nicht das Gute gehindert werde, das ihr ſonſt noch hättet ſtiften können. Eifert aber auch nie für Ceremonien-Dienſt. Vertraget ſowohl den Andächtigen, als auch den, der es nicht iſt. Lobt nicht den Einen; ſcheltet nicht den Andern. Wenn ihr nicht das Herz habt, oder die Umſtände es euch nicht erlauben, Glaubenslehren zu beſtreiten! ſo laßt ſie wenigſtens ſchlummern. Ueber alles aber laßt es euer unabläſſiges Geſchäft ſein, Moral zu lehren! Bei dem gemeinen Mann iſt ſeine ganze Religionskenntniß ſo durch und durch chaotiſch, daß er ſich ſelber nicht die mindeſte Rechenſchaft darüber geben kann. Es iſt ein bloßer Schall von Worten und Redensarten, der ihm immer ſo und ſo vor den Ohren geſchallt, und an welchem ſich alſo blos dieſe gewöhnt haben. Man ſuche die vorhandene Verwöhnung der Ohren an einen gewiſſen Mißklang, allmählig durch die Angabe verwandter beſſrer Töne abzuſtimmen. Man ſuche den ſubjectiviſchen Glauben erſt in die Cur zu nehmen, und laſſe den objectiviſchen ſo lange ſtille ruhen, bis jener ſo weit gebracht iſt, daß er anfängt, mit letzterm ſelbſt unzufrieden zu werden. Man wecke die Vernunft des gemeinen Mannes, welche zeither bei dem bloßen Wörterkram hatte ſchlafen müſſen, allmählig durch die Vorlegung ſolcher Wahrheiten auf, die er auf der Stelle begreifen, einſehen, und

für unwiderſprechliche Wahrheiten gelten laſſen muß, und bei denen zugleich ſeine Selbſtliebe ſich mit ihrem Intreſſe durchaus verwickelt findet. Alsdann wird dieſe ſeinen Verſtand immer muntrer machen und die Aufmerkſamkeit deſſelben ſchärfen. Der Lehrer kann hernach, wenn er erſt mit ſeinen Zuhörern auf dieſen Zug iſt, ihrem Verſtande eine Wahrheit nach der andern vorlegen; er wird auf dieſem Wege immer ihre Aufmerkſamkeit für ſich finden. Ja je länger ſich ihr Verſtand vorher geruht hatte, deſto muntrer wird er ſich nun zeigen; mit deſto mehrerer Erwartung und Begierde, mehr zu lernen, werden ſie ſich nun in den Hörſälen einfinden. Nun lernen ſie eigentlich erſt ihren Lehrer als Lehrer anſehen und ſchätzen: weil ſie ſich ihres Lernens von ihm bewußt werden. Nun werden die neuen Kenntniſſe, die ſie ſich einſammeln, auch ein ihnen angenehmer Gegenſtand, von welchem ſie ſich in ihren Privatgeſellſchaften und andern Zuſammenkünften unterhalten. Ihr Verſtand freut ſich nun des neuen Vermögens, nunmehro über Sachen urtheilen zu können, von denen ſie vorher nichts verſtanden: und die Zweifel, auf die er noch ſtößt, ſchärfen ſeine Aufmerkſamkeit für die künftigen Gelegenheiten, die ihm weitern Unterricht anbieten. — So, ſage ich, iſt es eine von der Erfahrung beſtätigte Wahrheit, daß der Verſtand des gemeinen Mannes, für die Aufnahme beſſrer Belehrungen dieſer Art der fähigſte ſei: weil die Vorurtheile bei ihm durch nichts unterſtützt ſind, und nicht den mindeſten Schatten von einem Fundamente haben, auf welchem ſie ruheten; ſondern in einem bloßen Wortſchall und leerem Wörterkram beſtehen. Eben ſo begreiflich iſt es auch, warum die Theologen die Unbeſchnittenſten an Herzen und Ohren ſind, ſobald von Abdankung falſcher Religionsmeinungen die Rede iſt. Denn die Phantaſie dieſer Leute hat zugleich eine Menge von Worten zuſammengekettet, die, ihrem Vorgeben nach, die Beweisgründe ihrer göttlichen Wahrheiten ſein ſollen. Iſt nun gleich die Vernunft, und wenn ſie ſich über dieſe Arbeit zu Tode quälte, nicht im Stande, die mindeſte Beweiskraft für ſich in dieſen angeblichen Gründen zu finden, ſo dient Jenen dies Wortgeklapper doch wenigſtens dazu, um ihre eignen ſowohl, als auch die Ohren Andrer damit zu betäuben; damit der Widerſpruch, den die Vernunft macht, nicht gehört werden möge. Und wer es bedenkt: wie ſehr der Eigennutz dieſer Leute bei der Erhaltung der Religionsmeinungen ſeine Rechnung finde, wie ihr ganzes hierarchiſches Anſehen darauf beruhe, welche Demüthigung es für den geiſtlichen Stolz ſei, von ſeiner ganzen hohen Gelehrſamkeit es eingeſtehen zu ſollen,

daß ihr weſentlicher Inhalt ein Traum ſei u. ſ. w. — wer das, ſage ich, erwägt, — nun! dem wird es ja begreiflich ſein: warum der Stamm Levi ſeine Stiftshütte mit ſolcher äußerſten Zärtlichkeit und Sorgfalt bewacht? warum er, ſobald ſich eine Gefahr von ferne zeigt, gleich bereit iſt, mit Petro, für ſeinen Herrn in den Tod zu gehen? jedoch, wenn ſie näher kommt, — und der Streit hitzig wird! — auch — allenfalls — davon läuft? — und — ſein — Heiligthum — im Stiche — läßt? — — — —

II.

Erweis
des
himmelweiten Unterſchiedes
der Moral
von
der Religion!
nebſt
genauer Beſtimmung der Begriffe
von
Theologie, Religion, Kirche
und
(proteſtantiſcher) Hierarchie,
und des Verhältniſſes dieſer Dinge
zur
Moral und zum Staate.

Von
einem unerſchrockenen Wahrheitsfreunde.

Frankfurt und Leipzig, 1788.

Im Eingange dieſer Schrift bemerkt Schulz, daß, ſoviel man auch ſchon über das Verhältniß der Religion und Kirche zum Staate geſchrieben habe, dieſe Frage doch noch keineswegs ins Reine gebracht worden ſei. Die Urſache aller vorhandenen Verwirrung liege offenbar darin, daß die Hauptbegriffe nicht genau, richtig und deutlich genug beſtimmt worden ſeien. Geſchehe dies, und habe man dann edle, unparteiiſche und freimüthige Wahrheitsliebe genug, ſich die ganz natürlich und nothwendig ſich ergebenden Conſequenzen, welche es auch ſein mögen, gefallen zu laſſen, ſo könne das Endurtheil über dieſe, für das Wohl des ganzen Menſchengeſchlechtes und aller bürgerlichen Geſellſchaften deſſelben auf Erden höchſt wichtige Frage unmöglich noch ferner ungewiß und ſchwankend bleiben.

Zur Hauptunterſuchung ſelber übergehend bemüht ſich Schulz, die einzigen wahren Begriffe, die man von Religion und Theologie haben müſſe, aufzufinden. Offenbar, ſagt er, ſind doch, ſowohl dasjenige, was man Theologie, als, was man Religion nennet, Sachen, die ihre Beziehung auf die Gottheit haben? — Hierüber wird Niemand mit mir ſtreiten.

Nun frägt ſich aber, was iſt Gott? oder, was denkt man ſich unter dem Wort Gott? — Auch hier wird mir jeder verſtändige Leſer zugeſtehen, daß, wenn man genau reden will, unter dem Worte Gott nichts anderes und mehreres, als, die Quelle, oder der Urſprung der Welt, oder mit andern Worten, der zureichende Grund vom Daſein der Welt, gemeint und verſtanden werde.

Daß die Welt einen zureichenden Grund ihres Daſeins habe, und haben müſſe, oder, welches einerlei iſt, daß ein Gott ſei! — iſt gewiß noch keinem im Kopfe geſunden Menſchen zu leugnen eingefallen. Was nun aber dieſe Weltquelle, oder die Gottheit, eigentlich ſei? worin ſie beſtehe? was ſie für eine Natur und Beſchaffenheit habe? ob ſie von der Welt verſchieden? oder in derſelben enthalten ſei? u. ſ. w. — alle dieſe Fragen ſind für uns ſchlechterdings unbeantwortlich. Unſre Vernunft iſt mit allen ihren Urtheilen an die Empfindungen der Sinne gebunden. Wo die Sinne nun nichts empfinden, da kann die Vernunft auch über einen ſolchen, den Sinnen nie gegenwärtig geweſenen Vorwurf gar nicht urtheilen. Da nun die Gottheit durchaus kein Gegenſtand iſt, der von unſern Sinnen empfunden werden kann, ſo weiß auch unſre Vernunft platterdings nicht die kleinſte nähere Beſtimmung von der Beſchaffenheit dieſer Gottheit anzugeben: ſondern, alles Wahre und

Gewiſſe aller ihrer Erkenntniß und alles ihres Wiſſens von Gott, ſchränkt ſich blos auf den trocknen ganz allgemeinen, und im übrigen ganz unbeſtimmten Satz ein, zu deſſen Annehmung ſie ſich vermöge ihrer eignen Natur, und zufolge des großen überall herrſchenden Geſetzes der Cauſalität gezwungen ſieht: — Das Daſein der Welt muß ſeine Urſach haben, woraus es ſtammt! — Im übrigen iſt es gleichgültig, ob man ſtatt des Worts Urſach, das Wort, Gott, oder zureichender Grund, oder Weltquelle, oder ein anderes gleichbedeutendes ſetzt.

Er behaupte, fährt Schulz fort, hiermit gar nichts Neues und Unerhörtes; denn ganz abgeſehen davon, daß ſelbſt die Scharfſinnigſten unter den Kirchenvätern eingeſtanden, wie die tiefſte Unwiſſenheit das Reſultat ihres ſchärfſten Nachdenkens über die Gottheit geblieben ſei, ſei dieſes ja bis auf den heutigen Tag das einſtimmige Bekenntniß ſelbſt aller ſogenannten Gottesgelehrten ohne Ausnahme. Den Satz von der Unerforſchlichkeit und Unbegreiflichkeit der Gottheit für den menſchlichen Verſtand hätten die größten Philoſophen mit den unmündigſten Katechismus-Gläubigen gemein.

Hierauf geht Schulz zu dem ſchon in der „philoſophiſchen Betrachtung" entwickelten Gedanken über, daß die Phantaſie kein von der Vernunft leer gelaſſenes Fach der Unwiſſenheit dulde, ſondern mit ihren Bildern, Hypotheſen, Meinungen und Muthmaßungen fülle. Und ſo werde es denn möglich, daß zu gleicher Zeit die tiefſte Armuth und der größte Reichthum an Erkenntniß Gottes in einem Kopfe bei einander wohnen, und das Bekenntniß von der Unbegreiflichkeit Gottes, mit der Verſichrung tauſend Dinge von Gott erkannt und begriffen zu haben, aus einem Munde erſchallen können! möglich: daß, ohngeachtet alle Menſchen mit einem Munde bekennen, daß keiner von ihnen es wiſſe und wiſſen könne, was Gott ſei? dennoch viele unter ihnen ſich zu gleicher Zeit Gottesgelehrte nennen, und von den Uebrigen auch dafür gehalten werden! möglich: daß dieſe Gottesgelehrten die Natur und das Weſen der Gottheit, mit allen Eigenſchaften und Kräften derſelben, und den verſchiedenen Arten ihrer Verhältniſſe zur Welt und den verſchiedenen Theilen derſelben zu lehren, zu erklären, erweislich zu machen, und die übrigen Menſchen darin zu unterrichten, ſich erkühnen; — und es zu gleicher Zeit als einen Hauptlehrſatz in ihrer Gottesgelehrſamkeit annehmen und öffentlich behaupten, daß die Natur der Gottheit ein für alle menſchliche Erkenntniß-Kräfte unerreichbarer und unerforſchlicher Gegenſtand ſei! möglich: daß der Glaube, Gott habe ſich Menſchen

offenbaret, ſei ihnen erſchienen, habe mit ihnen geredet, gehandelt, gezürnt, ſich wieder mit ihnen verſöhnt, u. ſ. w. zugleich mit dem Glauben, daß kein Menſch Gott je geſehen habe, noch ſehen könne, und daß Niemand wiſſen könne, was in Gott ſei? ſich in einem Gehirne paaren kann!

Schulz vergleicht die Theologen, deren Aller Bewußtſein von dieſem Widerſpruch eingenommen ſei, mit jenem Candidaten, der über Joh. 3, 8. ſeine Zuhörer mit dem Unterricht vom Winde erbauen wollte und ſeiner Predigt folgende drei Theile gab. In dem erſten ſolle die Frage beantwortet werden: wo der Wind herkäme? — In dem zweiten, die Frage: wo der Wind hinführe? — Und in dem dritten ſolle gezeigt werden, daß wir Menſchen beides nicht wüßten.

Die Phantaſie alſo habe den Menſchen (obſchon den einen mehr, den andern weniger) mit ſo vielen beſondern Ideen, näheren und poſitiven Beſtimmungen und daraus hergeleiteten Lehrſätzen über die unbekannte Gottheit verſorgt, daß die Erde freilich in dieſem Verſtande voll des Erkenntniſſes Gottes geworden ſei und der Lehrſatz von der Unbegreiflichkeit und Unerforſchlichkeit Gottes ſeine ganze Bedeutung verloren zu haben ſcheine.

So wie indeß, fährt Schulz fort, ein jeder Menſch ſeinen eignen Kopf und ſeine individuelle Vorſtellungsart hat, ſo wird man auch nicht zwei Menſchen finden, deren beſondre Vorſtellungen und Lehrmeinungen, den Weltgrund oder die Gottheit betreffend, nicht mehr oder weniger verſchieden ausfallen würden, wenn ſie ſie genau angeben ſollten. Der gleichförmige Unterricht, und die äußerlichen einſtimmigen Symbole ſind nicht vermögend, dieſen Unterſchied zu verhüten oder wegzuſchaffen.

Und nun ſind wir im Stande, den richtigen Begriff von Theologie und Religion anzugeben. Nämlich:

Der Inbegriff der beſondern Lehrſätze und Meinungen, die jemand von der Weltquelle oder der Gottheit hegt, und der beſondern (nähern, mehr oder weniger beſtimmten) Vorſtellungen, die er ſich ſowohl von ihrer innern Natur und ihren Eigenſchaften, als auch von ihren Verhältniſſen zu der Welt und den Theilen derſelben macht, heißt: ſeine Theologie.

Iſt dieſe Theologie eines Menſchen ſo beſchaffen, daß er zufolge derſelben, etwas gegen den Weltgrund oder die Gottheit thun zu können und zu müſſen glaubt, hält der Menſch, ſeiner Theologie zufolge, gewiſſe Handlungen und Uebungen, die er gegen die Gottheit vornehmen

könne, und die ihre unmittelbare Beziehung auf dieſelbe haben ſollen, bei ſich für möglich und nothwendig: — ſo entſteht daraus ſeine Religion.

Dieſer Definition fügt der Verfaſſer folgende Erläuterungen hinzu:

1) Blieben die Menſchen dem Lehrſatze der Vernunft von der gänzlichen Unbegreiflichkeit und Unerforſchlichkeit der Gottheit getreu und conſequent; bedächten ſie, daß das Wahre und Gewiſſe aller unſrer Erkenntniß und alles unſers Wiſſens von Gott ſich blos auf den einfachen, trockenen, ganz allgemeinen, ſpeculativiſchen und metaphyſiſchen Satz einſchränke: die Welt muß einen zureichendeu Grund ihres Daſeins haben, oder, es muß einen Gott geben, und beſchieden ſie ſich nun im übrigen der unleugbaren Schranken ihres menſchlichen Erkenntnißvermögens und der gänzlichen Unmöglichleit, irgend etwas mehreres, beſonderes, näheres und beſtimmtes von der Beſchaffenheit dieſer Weltquelle wiſſen zu können: — ſo hätten wir gar keine Theologie und gar keine Religion in der Welt. Dieſe beiden Dinge fielen alsdann von ſelbſt ganz weg. Sie könnten gar nicht da ſein. Man würde nichts von ihnen wiſſen. Man würde ſie auch nicht einmal dem Namen nach kennen. — Denn, jener Satz: die Welt muß einen zureichenden Grund ihres Daſeins haben, iſt ja blos ein allgemeines Urtheil, das auch nicht die kleinſte beſondre Vorſtellung oder nähere Beſtimmung dieſes Weltgrundes angiebt oder in ſich faßt, woraus ſich auch nur der dürftigſte Lehrbegriff oder die allerärmſte Theologie herleiten ließe. — Eben ſo giebt uns jener allgemeine Satz auch nicht das mindeſte zu thun, legt uns kein Geſchäft, keine Uebung auf, hat auf alle unſre Begehrungskräfte und auf unſer ganzes Empfindungsſyſtem keinen Einfluß, iſt für unſre ganze Handlungsart völlig müßig und unfruchtbar, und kann alſo bei keinem Menſchen irgend eine Religion erzeugen.

2) Die Theologie iſt das Frühere, die Religion das ſpätere, jene die Theorie, dieſe die Praxis, jene die Mutter, dieſe die Tochter.

3) Hieraus aber folgt nicht, daß eine jede Theologie auch eine Religion zur Folge haben müſſe! Ich kann nicht ſo ſchließen: wo eine Theologie iſt, da muß auch allemal eine Religion ſein! Keinesweges. Es giebt auch unfruchtbare Theologien, die keine Religion erzeugen. Das theologiſche Syſtem oder die beſondere Vorſtellungsart, welche ſich ein Menſch von dem Weltgrunde oder der Gottheit und ihren Beziehungen auf ihn macht, kann ſo geſtaltet ſein, daß ſie ihm ſchlechterdings nichts gegen die Gottheit zu thun giebt. Seine Theologie iſt alsdann

ein Syſtem von blos müßigen Speculationen, die ihm keine Religionshandlung oder Andachtsübung abfordern: und alsdann fällt natürlicher Weiſe die Religion bei einem ſolchen Menſchen weg, und ſein theologiſches Lehrgebäude ſteht für ſich einſam da. Hierher gehören z. E. das Lehrgebäude des Spinoza und das Syſtem der Natur des Herrn von Mirabaud. Ein Atheiſt im weitläufigen Verſtande iſt ein Menſch, der keine Religion hat: aber er kann doch dabei eine Theologie haben. Hingegen ein Atheiſt im ſtrengſten Sinne iſt ein Menſch, der weder eine Theologie noch Religion hat.

4) Aber umgekehrt kann ich überall und ohne Ausnahme ſo ſchließen: Wo wirklich eine Religion bei einem Menſchen gefunden wird, da kann und muß man eine gewiſſe Theologie in dem Kopfe dieſes Menſchen annehmen und vorausſetzen, aus der ſeine Religion entſpringt, und ohne welche dieſe bei ihm nie hätte ſtattfinden können.

Bei Gelegenheit des letzteren, vierten Satzes läßt ſich Schulz gegen Semler auf eine genauere Definition von Theologie und Religion ein, deren hauptſächlichſte Aufſtellungen folgende ſind:

Man will zwar heutzutage faſt allgemein unter Theologie nur eine gelehrte Wiſſenſchaft von Gott und göttlichen Dingen verſtehen, die lediglich und ausſchließungsweiſe nur denen, die Theologen und Gottesgelehrte von Profeſſion heißen, nöthig ſei, ihnen nur zukomme, und ihnen auch nur allein überlaſſen werden ſolle: und Herr Semler hat ſich von jeher vorzüglich bemüht, dieſen Begriff von Theologie in der Welt gangbar zu machen. Allein Herr Semler, und alle, die ihm hierin gefolgt ſind, mögen ſagen, was ſie wollen; ſo werden ſie in Ewigkeit dieſen falſchen Begriff nicht rechtfertigen können. Die Herrn geben doch im ganzen zu, und werden es nicht leugnen können, daß ſelbſt nach ihren Begriffen die Theologie eine Beſchäftigung für das Erkenntnißvermögen ſei, die Religion aber ihre Hauptbeziehung auf das Herz und die handelnden Kräfte des Menſchen habe! Nun ſehen ſie wohl ein, daß, wenn ein Menſch mit Bewußtſein handeln ſolle, er gewiſſe Vorſtellungen, Lehrmeinungen und Grundſätze haben müſſe, die ihn ſo oder ſo handeln machen. Die Religion des Nichttheologen erfordert alſo, ſelbſt nach ihrer eignen Angabe, gewiſſe Erkenntniſſe und Lehrſätze, als Grundtheile, ohne welche ſie nicht entſtehen und da ſein kann. Die Herrn Theologen langen alſo aus ihrem theologiſchen Magazin ſo viele Lehrmeinungen heraus und zählen ſie dem Nichttheologen zu, als ſie zur Hervorbringungen einer Religion bei dem Letztern nöthig

halten. Weil ſie ihm aber doch nur etwas, und nicht alles gegeben, weil ſie ihm nur eine gewiſſe kleinere Summe theologiſcher Lehrſätze haben zufließen laſſen, als die ihre iſt, die ſie für ſich ſelbſt behalten haben, ſo behaupten ſie nun: der Laie habe gar keine Theologie. Weniger, heißt alſo bei dieſen Herrn ſo viel, als gar nichts!

Was enthält denn jeder Katechismus, den jeder Nichttheologe doch lernen muß, anders, als theologiſche Lehrmeinungen? Ueberdies haben wir ſchon hinlängliche und deutlichere Unterſcheidungszeichen, die die weitläufigern theologiſchen Kenntniſſe des Doctoris Theologiä von dem kleinern Umfang der Lehrmeinungen eines Layen unterſcheiden, und das ſind die Worte: gelehrt, und nicht gelehrt. Herr Semler thut alſo nicht allein etwas völlig unnützes daran, daß er dem Worte gelehrt das Wort theologiſch, als völlig gleichbedeutend und gar nichts mehr ſagend, zur Seite ſtellen will; und dies um ſo vielmehr, da derſelbige Begriff, der nun nach ihm dieſe beiden Worte gemeinſchaftlich haben ſollen, dem Worte gelehrt ſchon von uralten Zeiten her zugehörig iſt: dem Worte theologiſch aber nun erſt von ihm untergeſchoben und ganz neu, wider alle Etymologie, angedichtet wird, ſondern er unterhält dadurch auch in der Sache ſelbſt die größte Verwirrung.

Denn dadurch, daß man ſchon lange nicht mehr die Lehrmeinungen, welche der Religionsbekenner hat, und aus welchen ſeine Religion bei ihm ſtammet, von ſeiner Religion ſelbſt, oder den Andachtsübungen, die er zufolge jener Lehrmeinungen abwartet, ſorgfältig genug unterſchieden, ſondern beides unter eiuen Begriff zuſammengebracht und mit dem allgemeinen Namen Religion benannt iſt: dadurch iſt doch offenbar die Bedeutung dieſes Wortes viel weitläufiger geworden. Je weitläufiger und weniger beſtimmt aber ein Begriff iſt: deſto ungewiſſer und ſchwankender iſt er, deſto mehrere Mißverſtändniſſe und Mißdeutungen läßt er zu, und deſto leichter kann er in der Anwendung die Quelle der gröbſten Irrthümer werden. Noch mehr: da man einmal angefangen hatte, die alte Bedeutung des Wortes Religion, und den urſprünglichen, auf die bloßen Andachtsübungen eingeſchränkten Begriff deſſelben, durch Hinzufügung und Unterſchiebung gewiſſer theologiſcher Lehrmeinungen zu erweitern: ſo ſchritt man, wie es gemeiniglich zu geſchehen pflegt, nun immer weiter. Man begnügte ſich nicht damit, blos diejenigen ganz eigentlich theologiſchen Lehrſätze, welche zunächſt das Weſen Gottes und das ſpecielle Verhältniß deſſelben zu den Menſchen angeblich betreffen ſollten, zur Religion zu rechnen, ſondern man warf nach und

nach auch ganz fremde und nicht theologiſche, bloße Vernunfts- und Naturwahrheiten hinein. Lehrſätze, die blos den phyſiſchen Zuſtand des Menſchen und deſſen Veränderungen betrafen (z. E. von der Fortdauer nach dem Tode), mußten nun durchaus Religionslehren werden; ja ſogar die ganze geſellſchaftliche Moral mußte den Religionsſtempel annehmen und ſich in dies heilige Gebiet verſetzen laſſen; die ganze Natur wurde für ein allgemeines Religionsbuch erklärt, in welchem jedes Blatt beſondern Unterricht von Gott ertheile u. ſ. w. So fuhr man mit allen Vernunfts- und Naturwahrheiten, ſie mochten von dem theologiſchen Fach noch ſo weit entfernt liegen, in die Religion hinein: und dadurch wurde dieſe ein ſolches Magazin, worin man kluges und dummes, Wahrheit und Irrthum, Vernunft und Aberwitz, nach Belieben finden kann, — Ein wahres Quodlibet! —

Nun kam Herr Semler. Es kann ſein, daß er es merkte, daß man zu viel zur Religion rechnete, und daß er die gute Abſicht hatte, dies zu viele der Religion wieder abzunehmen, und den Begriff derſelben eingeſchränkter, beſtimmter, und dadurch wahrer zu machen, um der dadurch eingeriſſenen Schwärmerei einigen Einhalt zu thun. — Allein unglücklicherweiſe ſah er der Sache nicht tief genug auf den Grund. Er fing an zu bröckeln und nahm der Religion von ihrem unermeßlichen Gebiete, das größtentheils aus lauter unrechtmäßigen Uſurpationen beſtand, nur eine überaus kleine und unbeträchtliche Provinz ab. Dies hätte man nun wohl dem erſten Schein nach, als wenigſtens etwas Gutes anſehen und gelten laſſen können. — Allein, daß er nun hinter dieſer abgenommenen Provinz die Grenzſteine legte, und dadurch alle übrigen unrechtmäßigen Beſitzungen der Religion, für ihr wahres, ihr rechtmäßig zugehöriges, wohl hergebrachtes Eigenthum erklärte und ihr zugeſtand, und daß ihm alle Welt dies auf ſein Wort glaubte, und durch ſein Anſehen verleitet, keiner ſich einen weitern Zweifel in Anſehung der übrigen Provinzen beifallen ließ; ſondern den titulum possessionis, welchen die Religion davon führte, für hinlänglich documentirt uud ausgemacht ſchon annahm und vorausſetzte, — dies war es eben, wodurch nicht nur jener kleine Vortheile ganz vernichtet, ſondern der alte Schaden bei weitem noch viel größer gemacht wurde.

Denn, man bedenke: Was hat Herr Semler dadurch der Religion eigentlich abgenommen, daß er ſagte: „die Theologie muß von der Religion geſchieden werden!“ — unter der Theologie aber keineswegs alle und jede Lehrſätze von Gott und deſſen angeblichem nähern Verhält-

niſſe zu dem Menſchen, die der Religionsbekenner mit dem Theologen von Profeſſion gemein hat, ſondern nur blos das wiſſenſchaftliche und gelehrte, was dieſer vor jenem in dieſer Art von Kenntniſſen voraus haben ſoll, verſtand? —

Was bleibt nun dem Semleriſchen Theologen übrig, wenn man von ſeiner Theologie alle die Lehrſätze abzieht, die der Religionsbekenner auch haben und wiſſen muß, wenn bei ihm eine Religion zum Vorſchein kommen und geboren werden ſoll? — Wird es etwas mehreres und beſſeres ſein, als eine Portion Schulfüchſereien, Sophiſtereien, Wortklaubereien? — Noch mehr! da der Kopf eines Religionsbekenners anders geformt iſt, als des andern ſeiner, der eine ſich alſo wohl vielleicht mit ein paar trocknen Lehrmeinungen begnügt, und für ſeine Religion genug daran hat, der andere aber zu ſeiner nothwendigen Beruhigung durchaus mehr wiſſen muß und zu wiſſen verlangt, . als ihm ſein Katechismus auftiſcht: der dritte und vierte vielleicht von ſolchen Zweifeln über die zu ihrer Religion gehörigen Glaubenslehren gequält werden, daß der Theologe ſie in ſeine ganze Rüſtkammer führen, und ihnen viele ſeiner gelehrten Waffen, die doch nur zu ſeinem alleinigen Gebrauche beſtimmt waren, mittheilen muß, um, wo möglich, die quälenden Zweifel niederzuſchlagen und Gewiſſensruhe wieder herzuſtellen: der Kopf des fünften, von den eingenommenen Glaubens- und Religionslehren vielleicht gar ſolche heftige Schmerzen empfindet, zu deren Stillung in der ganzen gelehrten Apotheke des Theologen ſchlechterdings kein Balſam zu finden iſt: — — wie will nun Herr Semler die Grenze zwiſchen dem, was der Religionsbekenner zu wiſſen nur braucht und bedarf, und dem, was ſein Theologe mehr, als jener wiſſen muß, angeben, feſtſetzen, und auf die kleinſte mögliche Art beſtimmen können? — Wenn die Religion auch Lehrſätze in ſich faßt und die Theologie nur die weitere Entwicklung derſelben begreift: — wo hört alsdann die Religion mit ihren Lehrſätzen auf? und wo fängt die Theologie mit ihren weitern Entwicklungen an? Oder, mit andern Worten: Was ſcheidet den Religionsbekenner von dem Semleriſchen Theologen, wenn, und in ſofern Jener es eben ſowohl, als Dieſer, mit Lehrmeinungen zu thun hat? — Herr Semler, und alle, die ſich durch falſchen Begriff haben täuſchen und zum Nachbeten verleiten laſſen, ſollen in Ewigkeit dieſen Scheidepunkt nicht anzugeben im Stande ſein: — wofern ſie anders auf die wirkliche Natur der Menſchen, auf die unendliche Verſchiedenheit derſelben und auf die daraus entſtehende eben ſo große Verſchiedenheit ihrer

Bedürfniſſe ſehen und ſich nicht etwas blos in ihrer Phantaſie träumen wollen.

Man ſiehet alſo, daß Semler durch ſeine Art, die Theologie von der Religion zu ſcheiden, den Begriff der Religion keineswegs berichtiget, genauer beſtimmt, oder in engere Grenzen eingeſchloſſen hat.

Aber auf der andern Seite hat er eben dadurch, daß er dem Religionsbekenner, als ſolchem, alle Theologie abſprach, — die Lehrmeinungen, welche der Religionsbekenner hat, und überall doch haben muß, als, zu deſſen Religion ſelbſt weſentlich gehörig angenommen! — folglich den falſchen, zu weitläufigen Begriff, den man ſchon von Religion hatte, durch ſein Anſehen noch mehr beſtätigt und ihn vollends in den Umlauf gebracht. — Seit dieſer Zeit hat man auch von Theologie weit weniger überall reden gehört; aber deſto mehr von Religion! — Religion iſt das allgemeine Schiboleth geworden. Anſtatt, daß man ſonſt Syſteme der Theologie hatte, ſo erſcheinen nun lauter Syſteme und Lehrgebäude der Religion. Alles was ſonſt theologiſche Schrift genannt wurde, führt jetzt den Namen einer Religionsſchrift. — Das Wort Theologie iſt ausgemerzt, aus der Sprache des gemeinen und geſellſchaftlichen Lebens verbannt, und in die Rüſtkammer unter die alten Meublen geworfen, und dagegen das Wort Religion auf den Thron erhoben worden: — und nun denken unſre ſeienwollende Aufklärer, wer weiß was, gewonnen, und zur Erleuchtung des Menſchengeſchlechts ausgerichtet zu haben! — Man bedenkt nicht, daß man nun die Theologie in die Religion gepackt, und dadurch noch mehr Verwirrung angerichtet hat.

Und dieſe Verwirrung iſt eben die unglückliche Urſache von der faſt allgemeinen Täuſchung, in der ſich unſre Zeitgenoſſen befinden. Denn, da der Begriff der Religion ſo ungeſtaltet weitläufig gemacht worden iſt, daß ihm nicht nur alle die theologiſche Lehrmeinungen ſelbſt, aus welchen die Religion entſpringt, mit eingewebt, ſondern, wie oben erwähnt iſt, auch die ganze geſellſchaftliche Moral, die phyſiſche Lehre von der Fortdauer nach dem Tode, ja faſt alle Vernunfts- und Naturwahrheiten ebenfalls einverleibt worden ſind: — ſo werden dadurch ſo gar ſelbſt die Klügern geblendet, und mit ihrem Urtheil auf eine Seite hingezogen, wohin ſie gewiß nicht fallen würden, wenn man die ganz heterogenen Dinge, aus welchen nun die Religion zuſammengeſetzt iſt, aus einander gelaſſen, und den reinen, urſprünglichen Begriff der Religion, nach welchem ſie blos die unmittelbaren Dienſte, Verehrungen und Andachtsübungen ſelbſt, welche von Menſchen der Gottheit dargebracht werden,

in ſich faßte und bezeichnete, beibehalten hätte. — So mancher ſonſt vernünftiger Mann entſchuldigt und vertheidigt jetzt oft die offenbarſten Alfanzereien und Kirchenfratzen, blos, — weil ſie zur Religion gehören, die er, um der anderweitigen vortrefflichen und vernünftigen Wahrheiten willen, die ſie zugleich in ſich faßt, theils nicht ſelbſt verwerfen kann, theils auch nicht gern von andern verworfen ſehen möchte. — In Schriften ſowohl, als in mündlichen Unterredungen, überall wirft man mit dem Worte Religion um ſich, ohne es zu wiſſen und ſich ſelbſt ſagen zu können: was man denn eigentlich unter dieſem Worte verſtehe? Der Eine lobt die Religion, der Andere tadelt ſie. Der Eine ſpottet über ſie, der Andere findet ſie ehrwürdig. Ja ſelbſt Männer, die zu den Aufgeklärteſten gerechnet werden, ſelbſt Gelehrte und Philoſophen, die einen großen Namen haben, ſelbſt Doctores Theologiä vom erſten Range reden in ihren Schriften und in ein- und ebendemſelben Buche ſo zweideutig von der Religion; — ſind in ihren Urtheilen bald für, bald wider dieſelbe: daß man offenbar ſieht, daß der verworrenſte Begriff von der Religion bei ihnen zum Grunde liege, aus dem denn auch nichts anders, als ſolche verworrene und ſich widerſprechende Urtheile entſpringen können.

Freilich haben alle dieſe Menſchen in ihren ſich widerſprechenden Urtheilen über die Religion zu gleicher Zeit Recht, ſo lange der Begriff von Religion ſo unmäßig weitläufig und eine Niederlage von tauſend verſchiedenen Dingen iſt! denn, da man Kluges und Dummes, Meinungen und Handlungen, die ſchönſten, dem Menſchen unentbehrlichſten Lehren und die albernſten Grillen, erweisliche Vernunfswahrheiten und abgeſchmackte Geſchichtsmährchen, die nothwendigſten Moralvorſchriften und die müßigſten Andachts-Ceremonien u. ſ. w., da man, ſage ich, das alles pêle-mele der Religion einverleibet und den Begriff der Religion alſo zu einem wahren Pot-pourri von Vernunft und Unvernunft gemacht hat: — ſo kommt es nun, wenn von Religion die Rede iſt, darauf an, von welcher Seite der, der ſie jetzt lobt oder tadelt, über ſie ſpottet, oder ſie ehrwürdig findet, die Religion anſieht?

Der Unterſchied zwiſchen der Theologie des Theologen von Profeſſion, und der Theologie deſſen, der kein Theologe von Profeſſion, aber doch Religionsbekenner iſt, beſteht blos in dem Mehr oder Weniger! — Immer zugegeben, daß die Theologie des Theologen von Profeſſion mit andern ſogenannten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen viel ausſtaffirter iſt, als die Theologie des gemeinen Religionsbekenners, und

daß jener vielmehr davon zu reden wiſſe, als dieſer: ſo folgt doch nichts mehreres daraus, als: daß die theologiſche Grillenfängerei des Einen viel größer, weitläufiger und reichhaltiger an Chimären iſt, als des Andern ſeine! Im übrigen mag auch der einfältigſte Religionsbekenner ſeine Andachts-Ceremonien, an die er gewohnt iſt, mit noch ſo kümmerlicher Gedankenloſigkeit abwarten, ſo liegen doch immer gewiſſe Lehrmeinungen dabei in ſeinem Kopfe zum Grunde; — er mag ſich dieſe nun ſelbſt gemacht, oder ſie von Andern eingeſogen haben. Geſetzt z. E. daß ein ſolcher Einfältiger bei ſeinen Andachts-Ceremonien auch ſonſt keinen weitern, als nur den verworrenen Gedanken hat, daß er glaubt: Er müſſe dieſe Ceremonien machen, ſonſt ſtrafe ihn Gott, ſo iſt dieſer Gedanke ſeine Theologie! — Und ſo einfach dieſer Gedanke auch zu ſein ſcheint, ſo ſind doch offenbar viel nähere Beſtimmungen und Lehrmeinungen von der Beſchaffenheit Gottes, von ſeiner Luſt und Macht zu ſtrafen, von der Möglichkeit, ihn wieder zu beſänftigen und bei guter Laune zu erhalten, von dem Vergnügen, daß dieſer Gott an der vorliegenden Ceremonie, die ihm gemacht wird, empfinde, u. ſ. w. in jenem einfach ſcheinenden Gedanken enthalten. Und dieſe gehören alle zu ſeiner Theologie! — Daß alle dieſe ſeine theologiſchen Urtheile bei ihm in der dunkelſten Verworrenheit durch einander liegen, thut hier nichts! und benimmt ihnen darum eben ſo wenig das Recht, ſeine wirkliche Theologie zu ſein und dafür erkannt werden zu müſſen, als die Albernheit ſeiner Andachts-Ceremonie, die er zufolge jener ſeiner Theologie macht, — und die vielleicht blos darin beſteht, daß er (gleich den Domherrn) in einer ihm ganz unverſtändlichen Sprache ſeinem Herre-Gott ein abgeſchmacktes Gebet vorlieſt, es hindert: daß dieſe Ceremonie nicht als eine wirkliche Religionsübung bei ihm angeſehen, gelten, und dafür anerkannt werden müßte.

Nach dieſer Auseinanderſetzung geht Schulz zu der fünften Erläuterung über.

5) Die Verſchiedenheit der Religionen unter den Menſchen ſtamme aus der Verſchiedenheit ihrer Theologien. Was die ſogenannten kirchlichen Theologien und Religionen betreffe (die Schulz weiterhin bequemer die Orakel-Theologien und Religionen der Prieſter nennt) ſo werde es einem Jeden von ſelbſt einleuchtend ſein, daß nach Maßgabe der Verſchiedenheit der kirchlichen Theologien auch die kirchlichen Religionen verſchieden ſeien. So weichen z. E. die katholiſche kirchliche oder Orakel-Religion und die lutheriſche kirchliche oder Orakel-Religion darum von

einander ab, weil ihre beiderſeitige kirchliche oder Orakel-Theologien von einander verſchieden und eine jede jener Religionen ihrer Theologie entſprechend ſei.

Allein bei den einzelnen Menſchen, fährt Schulz fort, die als Glieder einer gewiſſen kirchlichen Geſellſchaft angeſehen werden, möchte es manchem ſcheinen, ließe ſich wohl gar keine Verſchiedenheit weder in der Religion, noch in der Theologie gedenken: weil ja eben ihre kirchliche Verbindung in dem Bekenntniß und der Annehmung einer und eben derſelbigen gemeinſchaftlichen Theologie und Religion beſtände? Und gleichwohl iſt nichts gewiſſer, als, daß man bei genauer Beobachtung finden wird, daß bei einer jeden angeblichen kirchlichen Geſellſchaft, dennoch ein jedes Mitglied ſeine beſondere ihm allein eigene, und von der Theologie der Uebrigen verſchiedene Theologie habe; und daß nach dieſer Verſchiedenheit ihrer theologiſchen Vorſtellungen ihre wirkliche Religionen eben ſo verſchieden ausfallen.

Denn a) iſt es ſchon darum, weil zwei Menſchen, zwei Menſchen ſind, d. h. weil ein jeder einzelner Menſch ſeine individuelle von jedes andern Menſchen ſeiner verſchiedene Vorſtellungskraft und Vorſtellungsart hat, ganz unmöglich, daß zwei Menſchen ſich einerlei Vorſtellungen von Gott, der noch dazu ein unſichtbarer und keinem einzigen menſchlichen Sinne vorliegender Gegenſtand iſt, machen ſollten, und alſo wirklich einerlei Theologie haben könnten. — Was abſolut unmöglich iſt, das kann auf keinerlei Weiſe in der Wirklichkeit gefunden werden.

b) Alle Uebereinſtimmungen der Glieder einer kirchlichen Geſellſchaft in Anſehung ihrer Theologie liegt blos in dem äußerlichen harmoniſchen Wortgeklapper. Sie haben einerlei Glaubenslehren, mit einerlei Worten, aus einerlei Katechismus gelernt. Wenn ſie alſo dieſe wieder herſagen, ſo iſt freilich eine gewiſſe Uebereinſtimmung, aber — doch blos in den Worten da. — Nun unterſuche man aber die Vorſtellungen, welche ein Jeder von ihnen mit dieſen Worten verbindet, die Begriffe, welche er ſich davon macht, die Meinungen, welche er ſich daraus bildet; — und man wird nicht zwei Glieder einer und derſelben ſogenannten Kirche finden, die hier noch übereinſtimmen werden.

c) Eben ſo verſchieden ſind auch ihre wirkliche Religionen von einander. Man laſſe ſich nur auch hier wieder nicht durch eine gewiſſe einzelne ſcheinbare Uebereinſtimmung irre führen, z. E. daß man einerlei Taufe, Abendmahl, Gebetsformeln, oder andre Andachts-Ceremonien unter ihnen findet. Dieſe ſcheinbare Uebereinſtimmung in der Religion

iſt hier bei ihnen das, was jenes übereinſtimmende Wortgeklapper in ihrer Theologie war. Aber, man ſehe nur die einzelnen religiöſen Handlungen ſelbſt, wie ſie jeder abwartet, und inſofern ſie die Früchte und Wirkungen ihrer eigenen Theologien ſind, näher an; ſo wird man den allgemeinen Grundſatz: verſchiedene Urſachen haben verſchiedene Folgen, auch hier beſtätigt finden. Man ſehe z. E. auf das Abendmahl. Der Eine genießt es oft; der Andre ſelten; der Dritte gar nicht. Der Eine hat ſeine beſtimmte Zeit dazu; der Andre wartet gewiſſe nähere Veranlaſſungen und Bewegungsgründe dazu ab; der Dritte thut's, wenn es ihm einfällt. Der Eine unterzieht ſich vorher vielen Vorbereitungs-Andachten, z. E. Faſten, Beten, Beichtgehen u. ſ. w. Der Andere kürzt davon etwas ab; der Dritte unterläßt ſie alle. Der Eine legt beim Genuß deſſelben alle ſeine Geſichtszüge in die ernſthafteſten Falten, nimmt die demüthigſte Stellung des Leibes an, verkehrt die Augen und ſieht gen Himmel, zirkelt ſeine Schritte und Tritte dabei ab, ja ſogar ſein ſchwarzer Rock muß andächtig ſein; der Andere erlaubt ſich in allen dieſen Dingen mehrere Freiheit; der Dritte verräth durch ſein dreiſtes Herumſehen auf ſeine Nebengäſte und durch die Bemerkung der kleinſten Nebenvorfälle die offenbarſte Gleichgültigkeit und die ſorgenloſeſte Zerſtreuung ſeines Gemüths. Der Eine bringt die übrige Zeit des Tages noch mit Beten, Singen, und anderweitigen gottſeligen Uebungen zu; der Andere läßt es bei der, ſeinem Herre-Gott am Altare gemachten Aufwartung bewenden, und hält ſeine Andacht vorjetzt damit abgethan und beendigt, u. ſ. w. Ebenſo verſchieden ſind die Gebetsübungen. Ein lutheriſcher Prediger fand in ſeiner Gemeinde einen Mann, der es in ehrlicher Einfalt von ſich bekannte, daß er das Vaterunſer nicht könne, aber die W e i ſ e davon kenne er; und da der Prediger dieſe Weiſe wiſſen wollte, ergriff der Bauer den Hut und hielt ihn vors Geſicht: darin beſtand die Gebetsübung dieſes echten Mitgliedes der Lutheriſchen Kirche.

Die letzte und ſechſte Erläuterung lautet:

6) Je nachdem ſich die Theologie eines Religionsbekenners verändert, danach verändert ſich auch ſeine Religion. Und iſt die Veränderung, welche die Theologie eines vorher noch ſo eifrigen Religionsbekenners leidet, etwa gar ſo groß, daß gar keine Religion ferner mit ihr verträglich iſt: — muß dann nicht die ganze Religion weichen, und bei ihm ihren Abſchied nehmen? (wie dies der Fall bei den Spinoziſten, und auch bei dem Anhänger des „Syſtems der Natur“ iſt.) Oder, kann und wird da, wo die ganze Theologie ſelbſt bei einem Menſchen

völlig zu Grunde gegangen iſt (wie bei dem ſtrengſten Atheiſten, der ſich durch den vernünftigen Lehrſatz von der Unerforſchlichkeit des Weltgrundes von allem müßigen Geſchwätz über dieſen unbegreiflichen Gegenſtand abhalten läßt), noch eine Religion übrig bleiben?

Daher koſtet es auch gar keine Mühe, die Religion eines Menſchen herumzuwerfen, ſobald ich nur erſt ſeine Theologie umgeſtimmt habe: denn jenes erfolgt alsdann von ſelbſt. — Hingegen findet ein jeder Angriff, den ich zuerſt auf ſeine Religion mache, ohne vorher ſeine Theologie anders geſtimmt und in mein Intereſſe gezogen zu haben, den hartnäckigſten Widerſtand. Und dies geht ganz natürlich zu. Denn ich führe ja in dieſem Falle wider den Grundſatz des zureichenden Grundes Krieg! — Ich laſſe die Urſache ſtehen: und will ihr ihre Folgen verbieten? — Ich laſſe den Baum in ſeinem ganzen friſchen und geſunden Leben daſtehen, und verlange doch von ihm, entweder, daß er gar keine, oder, daß er eine ihm ganz fremde und gar nicht natürliche Frucht tragen ſolle? — Wie widerſprechend!!

Nachdem Schulz ſo die Begriffe von Theologie und Religion mit ſcharfen Linien gezeichnet, geht er zu dem „Unterſchied zwiſchen Theologie und Religion auf der einen — und der Moral auf der andern Seite'' über. Seine Betrachtung ergiebt folgende vier Hauptſätze.

1) Jene Dinge haben es mit ganz verſchiedenen Gegenſtänden zu thun, die ſich gar nicht mit einander verwechſeln laſſen. Die Theologie und Religion beziehen ſich, wie wir ſchon geſehen haben, mit allen ihren Lehrſätzen, Vorſchriften und Uebungen lediglich auf die Gottheit oder den zureichenden Grund der Welt. — Die Moral oder Sittenlehre hingegen faßt die Vorſchriften desjenigen vernünftigen Verhaltens in ſich, das der Menſch gegen ſich ſelbſt, gegen ſeine Mitmenſchen oder die Geſellſchaft, und gegen die übrigen ihn umgebenden und ihm bekannten ſichtbaren Dinge und Geſchöpfe, in ſoweit er nämlich mit Bewußtſein auf dieſe Gegenſtände wirken kann, zu beobachten hat. Wenn alſo ein Religionsbekenner dieſe Gegennſtände, worauf ſich die Moral bezieht, nicht für die Gottheit ſelbſt halten und bekennen und alſo ſpinoziſtiſch denken, und ſeine Religion dadurch ſelbſt für Thorheit und müßiges Spielwerk erklären will; ſo muß er auch zugeben: Ein anderes ſind Theologie und Religion! ein anderes iſt die Moral!

2) Alle Vorſchriften, nach welchen ein Religionsbekenner ſeine Religion einrichtet und abwartet, und die er aus ſeinen theologiſchen Lehrmeinungen herleitet (wir wollen ſie der Kürze wegen Religions-

Vorſchriften nennen) laſſen ſich gar nicht als wahr erweiſen. Sie ſind, ihrer Natur nach, ungewiß und unſicher und gar kein Vorwurf der Vernunft, ſondern des blinden Glaubens oder der Phantaſie. Daher auch das Wort Glaube, und der Begriff, den man mit dieſem Worte verbindet, nach welchem nämlich ein blinder Glaube die Stelle der Unterſuchungen, des Erweiſes, und der vernünftigen Ueberzeugung vertreten, und den Mangel derſelben ergänzen muß, ein Hauptwort und ein Hauptbegriff in allen Theologien, und die Uebung dieſes Glaubens die Hauptforderung und die Hauptübung bei allen Religionen iſt. — Die Urſach hiervon iſt begreiflich. Da der zureichende Grund der Welt der einzige Gegenſtand iſt, mit dem es Theologie und Religion nur zu thun haben, keine menſchliche Vernunft aber im Stande iſt, von der Natur und Beſchaffenheit dieſes Weltgrundes auch nur das allermindeſte anzugeben, oder die Frage, worin derſelbe beſtehe? auch nur mit der ſchwächſten Gewißheit beantworten zu können: ſo iſt es platterdings unmöglich, von der Wahrheit, Bündigkeit und der verbindlichen Kraft irgend einer Religions-Vorſchrift einen Erweis zu führen, der für die menſchliche Vernunft überzeugend ſein könnte! — Wer will, wer kann es erweiſen, daß dieſe oder jene beſtimmte Handlungsart die rechte, die wahre und pflichtmäßige ſei? wenn dieſe Handlungen ſich auf einen Gegenſtand beziehen ſollen, den man gar nicht kennt und von dem man gar keinen nähern Begriff hat??? — Alle Religions-Vorſchriften ohne Ausnahme ſind alſo, aufs wenigſte geſagt, durch und durch ungewiß, unſicher, und keines Erweiſes ihrer Wahrheit fähig, ſondern können nur mit blindem Glauben gehuldigt werden. —

Die Moral hingegen leitet ihre Vorſchriften aus der Natur des Menſchen, und der übrigen Geſchöpfe, auf welche ſie ſich bezieht, her: in ſoweit nemlich dieſe Naturen den menſchlichen Sinnen vorliegen, von denſelben empfunden, von dem menſchlichen Verſtande erkannt, und von der menſchlichen Vernunft beurtheilt werden können. Hier iſt alſo offner lichtvoller Tag über die Quelle, aus der die Moral ihre Gebote ſchöpft! Ein jeder kann hier mit eigenen Augen zuſehen, und nach dem Maaß ſeiner Verſtandes-Kräfte es begreifen, verſtehen, und überzeugt werden: daß die Geſetze, die die Moral gebietet, in ſich wahrhaftig, und für den Menſchen nothwendig und verbindend ſind. Daher kommt auch die allgemeine Billigung der Moral-Vorſchriften unter den Menſchen! — Die menſchlichen Urtheile ſind in keiner Wiſſenſchaft ſo einſtimmig, als in der Sittenlehre. Blos die verſchiedenen Lagen, und

das verſchiedene Maaß von Erkenntniß und Beurtheilungskräften, das unter den Menſchen ſtatt findet, machen es, daß der Eine ſchärfer und weiter darin ſieht, als der Andere: und aus dieſen verhältnißmäßigen engern und weitern Geſichtskreiſen der einzelnen Menſchen können Abweichungen in ihren moraliſchen Urtheilen von einander entſtehen. — So weit ſie aber wirklich mit einander ſehen, ſo weit ſind ſie auch miteinander einſtimmig.

3) Was den Nutzen betrifft, den die Religions-Vorſchriften ſchaffen ſollen, ſo geben es die Religionsbekenner ſelber zu, daß die Gottheit nicht den allermindeſten Vortheil von allen Religions- und Andachts-Uebungen der Menſchen ziehen könne; weil ſie gar keiner Vermehrung oder Verminderung ihrer Vollkommenheiten fähig iſt! — Die Gottheit kann durch keine Verehrungen herrlicher, durch keine Demüthigungen größer, durch kein Gebet klüger, durch keine Gelübde und Gaben reicher, durch keine Ceremonien und Aufwartungen zufriedner und vergnügter, durch keinerlei Art von Dienſten glücklicher werden! — ſo wie ſie auch keinen möglichen Mißhandlungen ausgeſetzt iſt; nicht beraubet, nicht verletzet, durch keine Gottesläſtrungen beſchimpfet und überall auf keine mögliche Weiſe beleidigt werden, oder durch irgend eine Verhaltungsart des Menſchen das mindeſte verlieren kann! — Kurz, der zureichende Grund der Welt kann durch keine Bemühungen der Menſchen weder zureichender noch unzureichender gemacht werden, als er es ſchon an und für ſich ſelbſt iſt, und nothwendig ſein muß.

Ebenſo wenig kann auch ein Vortheil namhaft gemacht werden, der der menſchlichen Geſellſchaft aus den Religions- und Andachts-Uebungen erwüchſe. Was gewinnt die Geſellſchaft dadurch, wenn z. E. hier Einer ſich ein Aſchen-Fleckchen an der Stirn machen läßt? dort ein Andrer ſich auf ein Aſchenhäufchen ſetzt? oder, wenn ein Menſch eine Privat-Unterredung mit ſich ſelber hält, worin er entweder der Weltquelle dafür dankt, daß ſie Weltquelle iſt; oder ihre unbekannten Eigenſchaften und Tugenden rühmt; oder, ſich etwas von ihr ausbittet; oder, ſich als eine ſchlechte Folge von ihr, als ſeinem zureichenden Grunde, anklagt? u. ſ. w. Was, ſage ich, gewinnt die Geſellſchaft dadurch, wenn es geſchieht? und was verliert ſie, wenn es unterbleibt?

Wenn alſo weder Gott noch die Geſellſchaft von den Religions-Vorſchriften und Uebungen etwas gewinnt; dieſe aber doch einen Nutzen haben ſollen; ſo muß ihn wohl der Religionsbekenner ſelbſt einerndten. Und hier müſſen wir es nun freilich einem jeden Religions-Gläubiger

ſelber überlaſſen, wie hoch er ſich die Vortheile und den Gewinn von ſeinen Andachts=Uebungen anzuſchlagen und zu berechnen wiſſe? — Wir müſſen es dem Einen überlaſſen, wenn er die Reinigung, die ein Bramine im Ganges mit ihm vornahm, als eine Quelle großer Glückſeligkeiten für ſich, rühmt! — dem Andern, wenn er verſichert, im Gegentheil dadurch unendliche Seligkeiten gewonnen zu haben, daß kein unheiliger Bramine ihn in den heidniſchen Ganges getaucht, ſondern ein chriſtlicher Prieſter ihm in der Kindheit den Kopf mit heiligerem Waſſer gewaſchen habe! — Dem Dritten, wenn er alle die Segnungen, die ein reinigender Ganges und ein chriſtliches Taufwaſſer gewähren ſollen, verlacht und ſich dagegen das jüdiſche Beſchneidungsmeſſer lobt, das ihn von der, der Gottheit ſo anſtößigen und ärgerlichen Vorhaut befreit, und dadurch des höchſten und beglückendſten Wohlgefallens derſelben würdig gemacht habe! — Wir müſſen es dahin geſtellt ſein laſſen, welches untrügliche Verwahrungs=Mittel wider alle Unglücksfälle die pantomimiſche Bezeichnung mit einem Kreuze an der Stirn und Bruſt ſei? — oder, welche beruhigende Tröſtungen und ſüße Zufriedenheit es dem Andächtigen gewähre, wenn er der ihm unbekannten Weltquelle ſeine Noth klagt, und ſie erſucht, mit beſſern Schickſalen für ihn fließend zu werden, u. ſ. w.

Feilich kann man von manchen Religions=Uebungen eine offenbare Schädlichkeit nachweiſen. Iſt nicht ſelbſt die Meinung derer, welche das Weſen der Religion in innre Empfindungen, in ein von lauter heiligen Betrachtungen und Regungen erfülltes und begeiſtertes Gemüth ſetzen wollen, die unglücklichſte Quelle des geiſtlichen Stolzes, des Religions= und Menſchenhaſſes, ja nur allzuoft der unſeligſten Schwärmerei, die ſchon unzählige Menſchen theils auf das Schaffot, theils in das Tollhaus geführt hat?

Der herrliche Segen hingegen und die überſchwänglichen Vortheile, welche dem einzelnen Menſchen ſowohl, als jeder Geſellſchaft aus der Befolgung der Moral=Vorſchriften zuwachſen, ſind ſo zweifelsfrei, unleugbar, und am Tage liegend, und ihrer iſt ein ſo großer, von allen Seiten zuſtrömender Reichthum, daß auch das blödeſte Auge ſie nicht überſehen und verkennen kann. Dringt nicht die tägliche Erfahrung einem Jeden die Ueberzeugung auf: daß Mäßigkeit im Genuß der Nahrungsmittel und der Vergnügungen höchſt vortheilhaft, Unmäßigkeit hingegen höchſt ſchädlich ſei? daß Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Treue in ſeinen Zuſagen, Friedfertigkeit und alle Pflichten der Gerechtigkeit ganz

unumgängliche und unerläßliche Bedingungen und Obliegenheiten für jeden Bürger der Geſellſchaft ſind? daß Dienſtfertigkeit, Mitleiden, Sanftmuth, liebreiche Zurechtweiſungen und alle Tugenden der Menſchenliebe die eigentlichen Mittel ſind, die unſre menſchlichen Tage auf Erden froh, und unſer Zuſammenleben beglückt und geſegnet machen? u. ſ. w.

4) Die Moral iſt von einer allgemeinen Verbindlichkeit für alle Menſchen. Theologie und Religion hingegen ſind die blos willkührliche und veränderliche Privatſache des einzelnen Menſchen.

Man mag auf denjenigen Theil der Moral ſehen, der dem einzelnen Menſchen die Regeln eines vernünftigen Verhaltens gegen ſich ſelbſt vorſchreibt, ſo wird hier keiner gefunden werden, der dieſe Pflichten ohne Schaden und unvermeidliche Beſtrafung ſeiner ſelbſt, übertreten könnte. Denn dieſe Regeln ſind alle aus der Natur des Menſchen hergenommen. Sie beobachten, heißt alſo nichts anders, als, ſeiner eigenen Natur gemäß leben: — ſie übertreten, nichts anders, als, ſeine eigene Natur zerſtören.

Oder, man mag denjenigen Theil der Moral anſehen, der die Vorſchriften des Verhaltens gegen unſre Nebenmenſchen oder die Geſellſchaft, in allen unſern bürgerlichen Verhältniſſen in ſich faßt; ſo kann auch hier kein einziger Bürger, unter welcherlei Vorwand es auch immer ſein möge, ſich für berechtigt halten, irgend eine Pflicht zu übertreten, die er, der Moral zufolge, ſeinem Nebenmenſchen und der Geſellſchaft ſchuldig iſt; weil ohne die Beobachtung dieſer Pflichten der ganze Zweck der Geſellſchaft, oder die Erhaltung und Vermehrung ihres allerſeitigen Glücks ſchlechterdings nicht erreicht werden kann. Daher hat die Geſellſchaft auch das Recht, von jedem Bürger, er ſei Fürſt und Landesherr, oder er ſei Unterthan, die Beobachtung der Moral-Vorſchriften ſchlechterdings zu fordern.

Eben ſo iſt auch die Verbindlichkeit der Moral-Vorſchriften etwas feſtſtehendes und von einer unveränderlichen Kraft! z. E. die Pflicht, ſich im Genuß der Vergnügungen und der Nahrungsmittel zu mäßigen; gegen ſeine Nebenmenſchen ehrlich, gerecht, dienſtfertig u. ſ. w. zu ſein; dieſe Pflichten, ſage ich, ſind nicht etwa nur heute Pflichten! und können morgen, oder jemals aufhören, es zu ſein! — Nein, ſondern ſie bleiben ewig Pflichten und als ſolche in ihrer ganzen Kraft und Verbindlichkeit unverändert ſtehen. Nie werden an ihrer Stelle Unmäßig-

keit, Ungerechtigkeit, Falſchheit, Undienſtfertigkeit u. ſ. w. Pflichten des Menſchen werden! —

Den Satz, daß der Theologie und Religion alle Verbindlichkeit für den Menſchen fehle, daß dieſe Dinge durchaus willkührlich und Privatſache desjenigen Menſchen ſeien, der ſie habe und haben wolle, daß der Menſch ſie verändern, umkehren, ja gänzlich abſchaffen könne, legt Schulz ferner auf folgende Weiſe in ſeine einzelnen Theile auseinander.

a) Kein Atheiſt hat noch durch ſeine Losſagung von aller Theologie und Religion das mindeſte an ſeiner menſchlichen Natur eingebüßt. Ja, wenn wir auf das Zeugniß der Erfahrung hören wollen; ſo ſind bis jetzt noch die bündigſten Atheiſten auch zugleich die beſten, rechtſchaffenſten, vergnügteſten, und zufriedenſten Menſchen geweſen! Und dies iſt auch ganz natürlich; — weil, nach geſchehener Abdankung der Theologie und Religion die beglückenden Moral-Vorſchriften das einzige waren, wonach ſie ihre Denkungs- und Handlungsart bildeten. — Wären Theologie und Religion von einer ebenſo allgemeinen und nothwendigen Verbindlichkeit für den Menſchen, als es die Moral iſt: ſo könnte es ja gar keine Atheiſten geben, die ihr Leben froh genöſſen. Ihr Atheismus müßte ja alsdann ebenſo natürliche Folgen und Strafen ebenſo nothwendig und unvermeidlich mit ſich führen, als Saufen und Freſſen, Ausſchweifungen in der Wolluſt, Falſchheit, Zankſucht, kurz, als alle Uebertretungen der Moral-Vorſchriften dergleichen nach ſich ziehen. Allein, ein ſolcher natürlicher Zwang fehlt bei der Theologie und Religion gänzlich. Dieſe Dinge kann ein Menſch haben, oder nicht haben: ohne daß er in jenem Falle etwas an ſeiner Glückſeligkeit gewinnt, und in dieſem etwas daran verliert.

b) Theologie und Religion ſind auch jedesmal eine Privatſache, die den Nebenmenſchen und die Geſellſchaft gar nichts angeht, ſondern die ſchlechterdings des einzelnen Menſchen eigene und außergeſellſchaftliche Angelegenheit iſt. Denn

α) das Verhältniß zwiſchen dem Menſchen und dem Weltgrunde oder der Gottheit iſt, wie man ſich daſſelbe auch immer gedenken mag, doch kein ſolches Verhältniß, das nur erſt aus dem Zuſammenleben nur erſt möglich würde, und ohne daſſelbe gar nicht gedacht werden könnte. Keineswegs. Auf dieſe Art hätte ja alsdann Adam, da er noch allein war, mit ſeinem Herr-Gott in keinem Verhältniſſe ſtehen können! — Und man verſetze z. E. den Menſchen aus der Geſellſchaft

auf eine wüſte Inſel hin. Was hindert ihn hier, wenn er ſonſt Luſt dazu hat, ſeine eigene Theologie und Religion zu haben? Er würde, wenn er an dieſen Dingen Geſchmack fände, ſich ſelbſt Laie und Prieſter ſein.

β) Da der Weltgrund oder die Gottheit von keiner einzigen menſchlichen Vernunft erforſcht werden kann, ſo kann es ja auch mitten in der Geſellſchaft keinen einzigen Menſchen geben, der in der Theologie und Religion, mit Grunde, Verſtand, und der Wahrheit nach, ein Lehrer des Andern ſein könnte! — „Wenn ein Blinder dem andern den Weg zeigen will: werden ſie nicht alle Beide in die Grube fallen?" Es muß alſo ſchlechterdings der eigenen Freiheit eines jeden einzelnen Menſchen überlaſſen bleiben, ob und welche beſondern Vorſtellungen er ſich von der Gottheit machen und ob und wie er dieſelbe verehren wolle.

γ) Schon weil die Erfahrung lehrt, daß es nicht zwei Menſchen gebe, die einerlei Theologie und Religion hätten, ſind dieſe Dinge im Grunde ſchon überall wirklich die Privatſache der einzelnen Menſchen.

δ) Da eine jede Theologie und Religion ohne Ausnahme, ihre unmittelbare, aber auch einzige und einfache Beziehung nur auf die Gottheit hat, und ihrer Natur nach ſie nur allein auf dieſen Gegenſtand haben kann, ſie folglich mit allen geſellſchaftlichen Angelegenheiten nicht das mindeſte zu ſchaffen hat: — ſo, ſehen wir ja, geht ja auch die ganze Theologie und Religion des Bürgers, ſie mag auch geſchaffen und geartet ſein, wie ſie immer wolle, die Geſellſchaft und den Nebenmenſchen gar nichts an! Keines andern Menſchen Glück oder Unglück, Wohl oder Wehe hängt auch nur im allermindeſten mit der Theologie und Religion eines Bürgers zuſammen, oder davon ab. Mithin hat ja die Geſellſchaft auch nicht das allerkleinſte Intereſſe, ſich um die Theologie und Religion eines Bürgers zu bekümmern, oder dieſe Privatſache deſſelben nicht ſeine Privatſache ſein und bleiben zu laſſen?

ε) Aus allen dieſen unbeſtreitlichen Gründen geht die ganz unwiderſprechliche Wahrheit hervor: daß kein Staat, keine Geſellſchaft, keine Geſellſchaft, keine Obrigkeit, ſie mag Fürſt und Landesherr, oder Conſiſtorium heißen, keine Prieſterſchaft, kein Vater und Mutter, kurz, weder eine Geſellſchaft, noch irgend ein einzelner Menſch — über die Theologie und Religion, oder Nichttheologie und Nichtreligion irgend eines ihrer Nebenmenſchen das allermindeſte zu gebieten haben. Hier iſt ſich ein jeder einzelner Menſch ſein eigener und einziger Geſetzgeber.

Die Theologie und Religion können alſo da ſein, die Moral hingegen muß der Geſellſchaft wegen da ſein.

Aus dem ſo dargelegten „Unterſchiede der Theologie und Religion von der Moral'' zieht Schulz vier Schlußfolgen:

1) Die Theologie mit der Religion haben ihren Poſten zwiſchen dem einzelnen Menſchen und ſeinem Herrn-Gott. Hier gehören ſie, ihrer Natur nach, her. Dies iſt die einzige Religion, in der ſie, ſo lange ſie wahrhaftig Theologie und Religion ſein und bleiben und nicht ganz andre Dinge werden ſollen, nur leben können. Hier können ſie aber auch ſo lebendig, geſchäftig und eifrig ſein, als ſie wollen, oder der einzelne Menſch, deſſen Theologie und Religion ſie ſind, es gut findet. — Die Moral hingegen commandirt in der Geſellſchaft! und hier geht ſie der Poſten, auf welchem die Theologie und Religion ſtehen und ihre Geſchäfte treiben, ganz und gar nichts an. Die Moral hat auch, ſo lange die Theologie und Religion auf dem ihnen angewieſenen Poſten, zwiſchen dem einzelnen Menſchen und ſeinem Herr-Gott, bleiben; ſo lange ſie ihn nicht verlaſſen, und ſich in die Angelegenheiten der bürgerlichen Geſellſchaft miſchen; folglich eben dadurch aufhören, Theologie und Religion zu ſein; und an deſſen ſtatt anfangen, bürgerliche Ungerechtigkeit und Beleidigung zu werden: ich ſage: die Moral hat auch, ſo lange dies nicht geſchieht, ebenſowenig Intereſſe dabei, warum ſie ihre Herrſchaft über das theologiſche und Religions-Gebiet auszudehnen ſuchen ſollte; ſo wenig ein Erden-Fürſt ſich mit den Mondbürgern abzugeben, oder dieſen Mond zu ſeinem Gebiete zu ziehen, Luſt haben wird.

So wie nun aber die Moral ſich um die für ſie fremden und zu ihrem Departement gar nicht gehörigen Angelegenheiten der Religion und Theologie unbekümmert laſſen muß: — ſo iſt ſie auf der andern Seite auch wieder die Alleinherrſcherin in der Geſellſchaft! wo ſie ebenfalls ſchlechterdings keine Mitregentenſchaft der Theologie und Religion dulden darf; ſondern das Recht hat, dieſe Dinge, ſo bald ſie ſich auch nur im mindeſten in die bürgerlichen Verhältniſſe und geſellſchaftlichen Angelegenheiten miſchen wollen, mit Nachdruck aus denſelben herauszuweiſen und auf ihren beſtimmten Poſten, wohin ſie gehören, zurückzuzwingen.

Da nämlich ein jeder Religionsbekenner (wie oben erwieſen iſt, und wie auch Niemand wird leugnen können), ſeine eigene, beſondere, und von jedes andern Religionsbekenners ſeine verſchiedene Vorſtellung

von der Gottheit hat; und da im Grunde und wenn man die Sache beim Lichte beſieht, (weil doch kein Menſch die Gottheit ſelbſt kennt!) dieſe Vorſtellung eines Jeden von der Gottheit — ſein eigentlicher Herr-Gott iſt, den er anbetet: ſo wollen wir dieſen beſondern, eigenthümlichen Herr-Gott eines jeden einzelnen Religionsbekenners mit dem beſondern Zenith eines jeden einzelnen Menſchen vergleichen. Dieſe Vergleichung paßt um ſo vielmehr, da man ſich den Herr-Gott ohnehin ſchon gemeiniglich über ſich, und als im Himmel wohnend, zu gedenken pflegt.

Wenn nun alſo ein jeder Religionsbekenner ſein beſondres Zenith, oder ſeinen beſondern Herr-Gott hat, ſo iſt ſeine Theologie und Religion die, von ſeinem Scheitel bis an ſein Zenith, in perpendiculärer Richtung hinaufſtehende Leiter, auf welcher er nach Belieben und wie es ihm ſelbſt gut dünkt, in ſeiner Phantaſie hinauf, oder herunterſteigen, bald dieſe bald jene Stufe betreten, ſich auf der einen längere auf der andern kürzere Zeit verweilen, bald im Steigen begriffen ſein, bald ſich wieder ausruhen kann u. ſ. w. Er kann auch die Stufen in dieſer Leiter verändern, ihre Zahl vermehren, oder vermindern, einige alte herauswerfen, und andre neue einziehen, wie es ihm gefällt; d. h. er kann ſeine theologiſchen Lehrmeinungen ſowohl, als ſeine Religions- und AndachtsUebungen verändern, einige davon wegwerfen, andre annehmen u. ſ. w. Ja er kann, wenn es ihm ſo am beſten zu ſein ſcheint, ſeine ganze Leiter wegnehmen, ſie gänzlich caſſiren und vernichten, und den Raum zwiſchen ſeinem Scheitel und ſeinem Zenith fernerhin für ſich leer laſſen: d. h. er kann ein Atheiſt werden! Und ſollte es ihm hinterher gar wieder einfallen und behagen, die ſchon abgeworfne Leiter dennoch wieder aufzurichten, ſo ſteht ihm auch dieſes frei: — ſo wie es ihm unbenommen bleibt, ſie, wenn er will, hundertmal wegzuwerfen, und eben ſo oft, entweder in derſelbigen oder in einer veränderten Art, wieder herzuſtellen; oder ſie ein für allemal auf ewig zu caſſiren; — kurz! damit zu ſchalten und zu walten, wie er will: — wenn es N.B. nur immer derſelbige Ort, nämlich, zwiſchen ſeinem Scheitel und ſeinem Zenith, bleibt, wo er ſein Spiel, oder ſeine ernſthafte Beſchäftigung — mit ſeiner theologiſchen und Religionsleiter treibt. So lange er ſich an dieſem beſtimmten Orte damit hält und dieſe perpendiculäre Richtung nicht dabei verliert, — ſo irret er im übrigen mit allem, was er nur mit ſeiner Leiter beginnet oder beginnen mag, keinen einzigen ſeiner Nebenmenſchen. Kein einziger von dieſen kann klagen, daß Jener, was

er auch nur mit ſeiner Religionsleiter vornehmen mag, ihn dadurch beleidige! — weil ja Keiner denſelbigen Scheitel und daſſelbige Zenith, folglich auch nicht denſelbigen Perpendicul mit ihm gemeinſchaftlich hat, oder haben kann! — ſondern ein jeder dieſer Nebenmenſchen auch wieder ſeinen eigenen beſondern Scheitel und Zenith hat, wo er es denn mit der Zwiſchen-Linie, oder ſeiner theologiſchen und Religions-Leiter auch kann und halten mag, wie es ihm ſelbſt gefällig iſt.

Auf dieſe Weiſe, und wenn alſo dieſe Dinge das bleiben, was ſie ihrer Natur nach ſind und nur ſein können, iſt es ja ganz unmöglich, daß ein Menſch dem andern mit ſeiner Theologie und Religion zu nahe kommen könnte. Denn, wollte Jemand ſeine Leiter ſchräge ſetzen, und alſo den Spielraum ſeines Nebenmenſchen beunruhigen, ſo verliert ja Jener eben dadurch ſein Zenith! Seine (Leiter) Theologie und Religion hören alsdann auf, dasjenige zu ſein, was ſie ſein ſollten: ſie verlieren ihre ganze Natur und ferneres Daſein; und an ihrer Stelle tritt moraliſche Ungerechtigkeit und Beleidigung des Nächſten ein, die von der Moral zurückgetrieben werden muß. Daher wird ein ſolcher Beleidiger auch nicht als ein Religionsbekenner, (denn als ſolcher ſündigt er hier nicht; ja, als Religionsbekenner, kann er, im ſtrengen Verſtande des Worts und der Sache, niemals ſündigen! ſich nie irgend eines möglichen moraliſchen Vergehens ſchuldig machen!) ſondern, als ein freventlicher Störer der bürgerlichen Ruhe und als ein Religions-Verfolger, mit Recht beſtraft.

Eben ſo wenig kann irgend ein Religionsbekenner von ſeinem Nachbar verlangen, daß dieſer nicht eine eigene Religions-Leiter haben, ſondern ſich der ſeinigen bedienen ſolle! Oder, — dieſer mag nun eine eigne Leiter ſchon haben; — oder, er mag ſich mit gar keiner Theologie und Religion befaſſen, und alſo Atheiſt ſein; — ſo kann Jener doch in keinem Falle von ihr verlangen, daß er zu ihm auf ſeine Leiter hinſteigen, dieſe auch für ſich annehmen und gebrauchen, oder mit andern Worten: daß er durchaus mit ihm einerlei Theologie und Religion haben, annehmen, und bekennen ſolle! Der Narr, der dies verlangt, gehört doch offenbar ins Irr- und Tollhaus! Denn er verlangt ja nichts geringeres, als: daß der Andre nicht ſeinen eigenen Kopf und ſein eignes Zenith, ſondern, wider alle mögliche Möglichkeit und trotz aller abſoluten Unmöglichkeit, mit ihm ein und eben denſelbigen Kopf und ein und eben daſſelbige Zenith gemeinſchaftlich haben ſolle! — Kurz, da ein jeder Menſch ſeinen eigenen Kopf und ſein eigenes Zenith hat, ſo hat ein Jeder auch

Platz genug für ſeine eigene theologiſche und Religions-Leiter; ſo kann Keiner dem Andern dabei hinderlich ſein; ſo kann auch Keiner des Andern ſeine Theologie und Religion haben; kann ſie auch nicht nutzen und gebrauchen; ſondern, wenn er eine hat, ſo muß es durchaus ſeine eigne, und eine von des Andern ſeiner verſchiedene ſein: — hat er aber gar keine? ſo leidet auch wieder kein Andrer das geringſte darunter! und es hat alſo Niemand das Recht, ſich darum zu bekümmern, oder Jenen darüber zur Rede zu ſtellen, und ihm im mindeſten deswegen Vorwürfe zu machen, außer höchſtens — der Candidat des Irrhauſes, dem man alle dumme und verrückte Streiche zu gute halten muß.

Ebenſo ſind auch alle Theologien und alle Religionen, ſo viele derſelben, und bei ſo vielen einzelnen Menſchen ſie auch nur in der Welt gefunden werden mögen, gleich wahr! und, gleich falſch! — Eine jede Theologie und Religion muß demjenigen, der ſie jetzt hat, ſeine jetzt einzig wahre, und eine jede Theologie und Religion eines Andern muß ihm durchaus eine falſche ſein. Denn, er hat nun einmal dieſen und keinen andern Kopf, — dieſes und kein andres Zenith, — und zwiſchen dieſen beiden Endpunkten iſt auch nur die einzige Vertical-Linie, welche ſeine Theologie und Religion ausmacht, möglich. — Und, da es dieſe Bewandniß mit jedem andern Religionsbekenner auch hat: ſo giebt es alſo gerade ſo viel wahre Theologien und Religionen, als es falſche giebt! und umgekehrt ꝛc. — und, ſo iſt alſo die eine Theologie und Religion ſo wahr, und ſo falſch, als die andre! und keine einzige iſt es mehr, oder weniger, als die Andere! — (Denn das Objekt iſt allen gleich unbekannt: mithin gilt das ſubjektive Urtheil des Einen von demſelben ſo viel, als des Andern ſeines).

Dieſer allgemeine und unbeſtreitliche Charakter der Wahrheit und Falſchheit, der von allen Theologien und Religionen in der Welt ohne eine einzige Ausnahme prädicirt werden kann und muß, hebt aber darum die anderweitigen Verſchiedenheiten nicht auf, die ſich unter den einzelnen Theologien und Religionen befinden. Wo mehrere Dinge einerlei Art und Gattung gefunden werden, da müſſen ſich dieſe Dinge auch durch gewiſſe Beſonderheiten und einzelne eigenthümliche Merkmale von einander unterſcheiden laſſen. — Die Leiter des Einen kann alſo mehrere, und die des Andern wenigere Stufen haben; d. h. die Theologie des Einen kann mehrere Lehrmeinungen, und ſeine Religion mehrere Andachtsübungen in ſich faſſen, als dies bei einem Andern gefunden wird: die Phantaſie des Einen kann allerlei ſeltſame Sprünge und

lächerliche Grimaſſen auf ihrer Religions-Leiter machen; unterdeſſen die Phantaſie des Andern mit gravitätiſchem Anſtande, mit vollwichtigen Mienen eines hohen, heiligen Ernſtes, und mit regelmäßig abgemeſſenen Schritten ihre Andachts-Leiter befeſtigt u. ſ. w. Alle dieſe Verſchiedenheiten aber hindern es doch, wie Jeder leicht ſieht, nicht, daß darum die Leiter des Einen nicht ſo gut eine, zwiſchen deſſen Kopf und Zenith verticalſtehende Leiter wäre, als des Andern ſeine; und daß alſo der Charakter der verhältniß- und gleichmäßigen Wahrheit und Falſchheit, nicht ein allgemeiner, allen und jeden Theologien und Religionen in der Welt ohne Ausnahme zukommender Charakter ſein ſollte!

Aber, nun laßt uns auf die Moral ſehen! Seitwärts dem Menſchen ſteht ihm ſein Nebenmenſch und die Geſellſchaft! und hier iſt das Gebiet der Moral. Wenn alſo die Theologie und Religion ihre Richtung vertical und zum Zenith hinauf nehmen: — ſo nimmt hingegen die Moral die ihrige horizontal! und erſtreckt hier ihre Alleinherrſchaft über alles, was in dieſer Richtung rund um den Menſchen her befindlich iſt, womit er in irgend einem Verhältniß ſteht, und worauf alle ſeine Handlungen, die er mit Bewußtſein unternimmt, irgend eine Beziehung haben können. Und, da der Nebenmenſch das vornehmſte Weſen iſt, was der Menſch neben ſich hat und kennt, ſo ſtehen auch alle diejenigen Handlungen des Menſchen, die auf den Nebenmenſchen den mindeſten Bezug haben, alle bürgerliche und geſellſchaftliche Verhältniſſe u. ſ. w. ganz vorzüglich unter den Befehlen der Moral.

2) Was denjenigen Theil der Moral betrifft, der die Vorſchriften eines vernünftigen Verhaltens des Menſchen gegen ſich ſelbſt angiebt: ſo ſieht jedermann leicht, daß es durchaus dem einzelnen Menſchen ſelbſt überlaſſen bleiben muß, wie er die etwaigen Colliſionen, welche zwiſchen dieſen Moral-Vorſchriften und ſeinen Religions-Andachten entſtehen, mit einander ausgleiche. Denn, da dieſer Theil der Moral ſo gut, als die Theologie und Religion, die bloße Privatſache des einzelnen Menſchen iſt, ſo hängt auch das eine ſo gut, als wie das andere, von dem eigenen Gutachten des Menſchen ab. Ja, die bürgerliche Moral, welche durchaus alle Beleidigungen des Nebenmenſchen und alle Kränkungen ſeiner Rechte verbietet, nimmt ſogar hier die Gewiſſensfreiheit des ängſtlichen und ſich ſelbſt (freilich unnöthiger und unnützerweiſe) peinigenden Religionsbekenners in ihren Schutz, und vertheidigt dieſelbe von Amtswegen wider alle gewaltſame Eingriffe, die andere auf ſie machen wollen, und wider alle zwingenden Verſuche, den Privat-Gewiſſens-Streit

des Religionsbekenners durch ein fremdes Urtheil, das nicht auch ſein eigenes iſt, zu ſchlichten. Alles, was ſie dem Nebenbürger erlaubt, ſind höchſtens blos ſanftmüthige, liebreiche Vorſtellungen und brüderliche Zurechtweiſungen, die er dem, der durch ſeine Religion mit den Pflichten gegen ſich ſelbſt in Widerſpruch geräth, machen darf: — wobei er aber durchaus die eigene Freiheit des Letztern, ſich ſelbſt ſo oder anders zu entſchließen und nach eigener Ueberzeugung in dieſer Sache zu handeln, ſchonen und reſpektiren muß.

Man überſehe nur hierbei die ausdrückliche Vorausſetzung nicht, daß es nämlich Colliſionen zwiſchen der Theologie und Religion einer — und denjenigen Moral-Vorſchriften andrer Seits ſein müſſen, die blos das Verhalten des Menſchen gegen ſich ſelbſt, und alſo nur ſolche Handlungen betreffen, die ihre unmittelbare, nächſte, einfache Beziehung auf den Handelnden ſelbſt, keineswegs aber auf irgend einen Nebenmenſchen haben.

Sollten aber die Theologie und Religion eines Menſchen mit ſolchen ſeiner Pflichten, die ſein bürgerliches Verhältniß in der Geſellſchaft betreffen, Händel anfangen wollen; ſollten jene bei ihm über ſolche ſeiner Handlungen commandiren wollen, die, ich will nicht ſagen, nach vielen gemachten Conſequenzien und vorausgeſetzten ungewiſſen Möglichkeiten, mit der Zeit endlich auch wohl eine gewiſſe nachtheilige Beziehung auf einen Nebenmenſchen und die Geſellſchaft zu haben ſcheinen könnten; (denn, wenn man ſich ſolche uneingeſchränkte Conſequenzienmacherei erlauben, und auch die entfernteſten möglichen Folgen einer Handlung mit in den Anſchlag bringen will, um ihre Zuläſſigkeit und Unzuläſſigkeit darnach zu beſtimmen: ſo geht alle Freiheit des Menſchen verloren! Man reſpektirt dann ſeine individuelle Perſönlichkeit und die Rechte derſelben nicht mehr: ſondern behandelt ihn, als wenn er eine bloße Eigenſchaft wäre; ein Etwas, das kein eignes Beſtehen für ſich hätte; ſondern nur aus dem Begriff der Geſellſchaft reſultirte); ſollte alſo, ſage ich, die Theologie und Religion eines Menſchen ſolche Handlungen von ihm fordern wollen, die geradezu in die bürgerlichen Verhältniſſe eingreifen und wodurch das Recht eines Nebenmenſchen wirklich gekränkt und unmittelbar beleidigt würde: — ſo kann und darf die Moral dies nicht dulden. Sie muß ein ſolches Beginnen der Theologie und Religion als einen feindlichen Eingriff und Anfall anſehen, der auf ihr Moral-Gebiet gemacht und wodurch ihre Majeſtäts-Rechte in Gefahr geſetzt werden. Sie muß ſich alſo der beleidigenden und angrei-

ſenden Theologie und Religion widerſetzen: und, wenn dieſe Feinde nicht mit Güte weichen wollen; ſie mit Gewalt in ihre vorigen Grenzen und auf den Poſten hin, wohin ſie gehören, nämlich: zwiſchen dem einzelnen Menſchen und ſeinem Herr-Gott, zurückzwingen; und ſchlechterdings darauf beſtehen, daß ſie ſich mit ihren Befehlen auf dieſen einzigen Ort einſchränken, aus allen bürgerlichen Verhältniſſen und der menſchlichen Geſellſchaft aber die Naſe heraus halten ſollen. (Oder, mit andern Worten: die Moral darf nur die Augen recht aufthun; ſo wird ſie finden: daß ſie hier mit der wirklichen Religion und Theologie dieſes Menſchen im Grunde keinen Krieg zu führen, ſondern vielmehr einer wahren, bürgerlichen, moraliſchen Ungerechtigkeit und Beleidigung, die dieſer Menſch an ſeinem Nächſten begehen will, zu ſteuern und zu wehren hat).

Geſchähe es ferner, daß bei einem Menſchen in einem Krankheits-Anfalle, ſeine Theologie und Religion mit den Moral-Pflichten gegen ſich ſelbſt, in zu heftigen Streit geriethen; z. E. wenn ein melancholiſcher Menſch ſich, um ſeiner theologiſchen und Religions-Gewiſſens-Scrupel willen, das Leben nehmen wollte; — ſo ſieht Jedermann, daß hier der Fall gar nicht ſtatt findet, wo dem Menſchen die Entſcheidung des Privat-Streits, in welchem er mit ſich ſelbſt verwickelt iſt, überlaſſen werden könnte. Der Kranke kann nicht ſelbſt entſcheiden: ihm fehlt das Vermögen dazu. Hier tritt alſo mit allem Recht die bürgerliche Moral der bloßen einfachen Natur-Moral zu Hülfe, nimmt den kranken Menſchen in ihren Gewahrſam, entſcheidet an ſeiner Statt, mit ihrer eigenen Autorität, ſeinen Colliſions-Fall, bedient ſich auch ihrer in Händen habenden Macht, um ihre Entſcheidung geltend zu machen, und bindet dem Kranken allenfalls Hände und Füße, ohne ſich dadurch im geringſten einer Ungerechtigkeit gegen das eigene Entſcheidungsrecht des Menſchen in ſeinen Privat-Sachen ſchuldig zu machen.

3) Es ergiebt ſich nun der Begriff von ſelbſt, den man ſich von Toleranz und Intoleranz zu machen habe. Wenn die Theologie mit ihrer Religion und die Moral mit ihren beſondern abgeſtochenen Grenzen auf ganz verſchiedenen Gebieten ſtehen, ſo läßt ſich gar nichts von einer Toleranz oder Intoleranz, die dieſe Dinge gegen einander über kännten, gedenken. Wenn man von dieſen Dingen, die für ſich ein gleiches Recht, da zu ſein, haben, die gar nicht eines in des andern Gebiet hinüberſchweifen können, ohne aufzuhören, das zu ſein, was es iſt, ſagen wollte, ſie dulden ſich, ſo dulden ſich auch der Fiſch im Waſ-

ſer, und der Vogel unter dem Himmel mit einander! und ſo findet auch eine gegenſeitige Duldung zwiſchen den Erd-, Mond-, Jupiter- und Saturn-Bürgern ſtatt! —

Ebenſo ſind die Worte Toleranz und Intoleranz durchaus leere und bedeutungsloſe Worte, wenn man ſie auf die — richtig verſtandenen — einzelnen Theologien und Religionen der einzelnen Menſchen in ihrem Verhältniß zu einander anwenden will.

Aber, woher kommt denn das doch gleichwohl ſo laute Geſchrei von Toleranz und Intoleranz im Betreff der Religions-Angelegenheiten unter den Menſchen?

Jede Religions-Intoleranz beſteht in der Unterdrückung der Gewiſſensfreiheit Andrer, iſt folglich eine bürgerliche moraliſche Ungerechtigkeit der allergröbſten Art, ſo daß derjenige, der ſich rühmt, tolerant zu ſein, damit nichts anders von ſich ſagt, als: daß, ohngeachtet er das Vermögen in den Händen habe, die gröbſte und niederträchtigſte moraliſche bürgerliche Ungerechtigkeit an ſeinem Nächſten auszuüben, und die angebornen Menſchenrechte deſſelben mit Füßen zu treten, er ſich doch dieſes Vermögens nicht bedienen, ſondern den andern in dem Genuß der ſeiner menſchlichen Natur unmittelbar anklebenden Rechte ungekränkt laſſen wolle. — Ein feiner Ruhm! dem gemäß ich als ein Erwachſener mich auch der Toleranz gegen das Leben eines unſchuldigen ſchwachen Kindes, das ich erwürgen kann, rühmen könnte!

Der Prieſterſchaft gebührt einzig und allein die Ehre, nicht nur dieſe aller verabſcheuungswürdigſte Art der bürgerlichen und moraliſchen Ungerechtigkeit erfunden, ſondern auch dieſes verfluchte Gift unter den Menſchen verbreitet zu haben.

Um nämlich das abſcheuliche Gebäude der Hierarchie aufführen zu können, hielten es die Prieſter für nöthig, eine gewiſſe, von ihnen beſtimmte Theologie und Religion zur Haupt-Theologie und Religion zu erheben, und ſie, als ein alleingeltendes Orakel, ihren Nebenmenſchen aufzudringen. Dies Unternehmen begriff natürlicherweiſe auf der andern Seite das Verdrängen und Unterdrücken der Gewiſſensfreiheiten der Menſchen und ihrer Privat-Theologien und Religionen nothwendig und unmittelbar in ſich.

Nachdem es ihnen gelungen war, ihre ſataniſche Abſicht durch die ſchändlichſten, niederträchtigſten, gewaltſamſten, grauſamſten, und blutigſten Mittel durchzuſetzen und nun die Vernunft und Gewiſſensfreiheit ihrer Nebenmenſchen an der Kette ihrer Orakel-Theologie und Religion

einmal angeſchloſſen lag, ſo ſorgte ſie dafür, daß jeder in die Welt ankommende Menſch, ſofort des Gefühls ſeines angebornen Menſchenrechts beraubt und ſeine Vernunft in die Falten des blinden Glaubens an ihre Orakel-Theologie eingewickelt würde.

Dies iſt der Schlüſſel zur Auflöſung des ſonſt ganz unbegreiflichen Räthſels, wie Religions-Verfolgungen möglich ſind, da doch kein Menſch bei der Theologie und Religion des andern, ſie mag auch beſchaffen ſein, wie ſie immer wolle, das geringſte weder gewinnen noch verlieren kann! Mag doch der andere zwiſchen ſeinem Scheitel und ſeinem Zenith immerhin ſeine, nach ſeiner eignen Phantaſie geformte Leiter haben; was geht das mich? was geht es einen Dritten? — Vierten? — Fünſten? was geht das einen jeden andern Menſchen, wer dieſer auch ſein mag, an? da ja, außer ihm allein, kein Einziger von uns allen, jemals ſeinen Kopf, ſein Zenith und ſeine dazwiſchen befindliche Religionsleiter erhalten und das mindeſte daran gewinnen kann? Wer ſollte ſichs nun als möglich gedenken und vorſtellen können, daß vernünftig ſein wollende Menſchen über ein ſolches Object ſich zanken, balgen, martern und auf die unvernünftigſte und grauſamſte Art verfolgen und ermorden könnten? — Iſt das nicht die tollſte Raſerei, die ſich denken läßt? — Iſt es nicht raſend, darüber noch einer Toleranz zu bedürfen, daß man ſeinen eignen Kopf und ſein eignes Zenith hat?

O ſei ſie doch ſo laut als möglich herausgeſagt, die große Wahrheit, welche Vernunft und Natur predigen, und, die ableugnen zu wollen, nur entweder ein Prieſter vom verworfenſten Charakter die unverſchämte Frechheit haben; oder, ein von Prieſtern bethörter und verblendeter Laie unverſtändig genug ſein kann: — die große, unbeſtreitliche Wahrheit! — Weder der Atheiſt noch irgend ein Religionsbekenner, welcherlei dieſer auch ſein mag, braucht um Toleranz zu bitten. Er kann Gerechtigkeit fordern. Es iſt nicht Güte und Nachſicht, — nein, es iſt Schuldigkeit, abſolute unerläßliche Schuldigkeit, daß ein Jeder, wer er auch ſein mag, Fürſt! oder Unterthan! die Gewiſſensfreiheit eines jeden ſeiner Nebenmenſchen durchaus ungekränkt laſſe, weil ſie kein bürgerliches, oder aus der Geſellſchaft entſpringendes, ſondern ein ihm ſchon angebornes, und ſeiner menſchlichen Natur weſentlich zugehöriges Recht iſt! — Es iſt abſolute Schuldigkeit des Landesherrn ſowohl, als jedes andern Bürgers, daß er ſeinen Nebenmenſchen in ſeiner Theologie oder Nichttheologie, — Religion oder Nichtreligion, ungehindert ſein laſſe, was dieſer ſelbſt ſein will: ohne daß jener dafür von

8*

dieſem das kleinſte gute Wort verlangen, oder den geringſten Dank erwarten kann. Denn, wenn er noch dafür Dank verlangen wollte, ſo könnte dieſe Forderung keinen andern Sinn haben, als: daß ich ihm dafür danken ſolle, daß er in Abſicht auf mich kein Ungerechter, kein Räuber meiner angebornen Menſchheitsrechte: für ſich ſelbſt aber, und in Betracht ſeiner eigenen Perſon, kein unvernünftiger Menſch ſei! – Und wäre ein ſolcher Dank und Ruhm nicht die ärgſte Beſchimpfung ſelbſt? — Eben dieſe Bedeutung würde auch eine jede Bitte haben, mit der ich ihn erſt noch lange erſuchen ſollte, mir meinen, — ſei es Atheismus, oder Religions-Glauben, oder Unglauben! — frei zu laſſen: weil ich ja dadurch offenbar den Verdacht gegen ihn äußerte, daß ich ihn für fähig hielte, ein unvernünftiger Menſch und ein ungerechter Beleidiger meiner unſchuldigen Gewiſſensfreiheit zu ſein! —

Wenn alſo von einer Toleranz und Intoleranz, die die Theologie und Religion, — und die Moral, gegenſeitig üben könnten, gar keine Rede ſein kann, weil dies unmöglich iſt, ſo lange ein jedes dieſer Dinge das bleibt, was es ſeiner Natur nach nur ſein kann; ſo kann man ganz gewiß ſein, daß da, wo von Religions-Toleranz oder Intoleranz geredet wird, allemal eine bürgerliche moraliſche Ungerechtigkeit zum Grunde liege, die derjenige, der ſie begeht oder zu begehen Luſt hat, mit einem ganz falſchen, und unſtatthafterweiſe von der Religion hergenommenen Vorwande zu bedecken und zu beſchönigen ſucht. Das beklagenswürdigſte dabei iſt dann dies: daß auch die Geſetzgeber und Richter in der bürgerlichen Geſellſchaft obenein gemeiniglich ebenfalls ſo blind ſind, dies nicht zu bemerken! ſondern, daß ſie ſich vielmehr durch den falſchen Religions-Vorwand, der ihnen vorgeſpiegelt wird, täuſchen und blenden und zu dem Wahn hinreißen laſſen, daß ſie ſelbſt glauben, die Religion ſei hier wirklich im Spiel! und daß ſie dann durch ihren Wahn ſich zu ſolchen Verfügungen, geſetzlichen Verordnungen und obrigkeitlichen Entſcheidungen verleiten laſſen, die der wahrhaftig zum Grunde liegenden bürgerlichen Ungerechtigkeit Vorſchub thun, ihr das Wort reden, ihr öffentliche Geſetzmäßigkeit und ungehinderte Freiheit verſchaffen, zur Beleidigung des Nebenbürgers und zur Zerſtörung des Glücks der Geſellſchaft ſo wirkſam zu ſein, als es nur ihre ſchwarze Natur und verwerfungswürdige Abſicht in jedesmaligem Falle mit ſich bringt.

Z. E. wenn ein Vater ſeinem Teſtament die Clauſel beifügt, daß, im Fall eines ſeiner Kinder die väterliche Religion verließe, daſſelbe mit einer kleinen Erbportion abgefunden oder gar enterbt ſein ſollte (wie

dies inſonderheit bei den Juden oft vorkommt) ſo iſt dies offenbar eine moraliſche bürgerliche Ungerechtigkeit, denn:

a) die bürgerlichen Geſetze ſichern dem Kinde die natürliche Erbfolge. Jener väterliche Wille iſt alſo eine Beleidigung der Moral, auf welche die bürgerlichen Geſetze allein ſich gründen und ſich gründen müſſen, wenn die Geſellſchaft beſtehen ſoll. Kann nun ein von der Religion hergenommener Vorwand die Uebertretung eines bürgerlichen Geſetzes rechtfertigen, ſie zur Nichtübertretung machen, kann er das bürgerlich Unrechtmäßige zum bürgerlich Rechtmäßigen umſchaffen, dann gute Nacht geſellſchaftliches Wohl und Glück, gute Nacht Ordnung, gute Nacht Moral und Vernunft. Hat ein Narr die Freiheit, ein bürgerliches Geſetz, das ihm nicht anſteht, unter einem Religions-Vorwand umzuſtoßen: wer will es denn den übrigen Bürgern verbieten, unter lauter beliebigen Religions-Vorwänden mit allen bürgerlichen Geſetzen nach Gefallen zu ſpielen, und bald ſo, bald anders herumzuſpringen? — So viel Recht der eine dazu hat, ſo viel Recht hat ja ein jeder Andrer auch? — Entweder erlaubt ſich alſo der Richter und Geſetzgeber eine bloße blinde Willkür, und macht heute etwas zum bürgerlichen Geſetz, oder verfährt nach demſelben, wovon morgen ſchon wieder das Gegentheil bei ihm gültig iſt, handelt alſo ohne alle Prinzipia, und despotiſirt im Staate! — oder, es ſteht in der Macht des Bürgers, ob er ſich den bürgerlichen Geſetzen entziehen, oder unterwerfen will!

b) Jener Wille des Vaters enthält die gröbſte Ungerechtigkeit gegen die Gewiſſensfreiheit des Kindes. Das Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern iſt ein blos geſellſchaftliches Verhältniß, die Abhängigkeit der Kinder von den Eltern kann ſich alſo auch nur auf geſellſchaftliche Angelegenheiten, Rechte und Freiheiten, nicht aber auf die menſchliche Natur und die derſelben weſentlich anklebenden Rechte erſtrecken. Hier findet kein Vorzug ſtatt, hier iſt das Eine ſo frei wie das Andre. Hätte der Vater das Kind ohne Angabe eines Grundes enterbt, ſo wäre die Ungerechtigkeit nicht ſo groß, der Vater hätte ſeinem Kinde nur ein Eigenthum, welches kein weſentlicher Theil ſeiner menſchlichen Natur iſt, genommen, die Ungerechtigkeit wird erſt dadurch ſo empörend, daß der Vater das Unweſentliche, das Eigenthum, mit der weſentlichen und individuellen Freiheit des Kindes in Beziehung ſetzt und die letztere durch das erſtere zu beherrſchen trachtet. Daher dürfte kein Richter von Beurtheilungskraft und Gerechtigkeitsliebe auch nur einen Augenblick anſtehen, eine ſolche verwerfungswürdige und die

ſchwärzeſte Ungerechtigkeit enthaltende Bedingung eines Teſtaments für null und nichtig zu erklären.

c) Wenn jede Religion ihre einzige und einfache Beziehung zwiſchen dem Menſchen und ſeinem Herr-Gott hat, ſo hat keine Religion mit irgend einem geſellſchaftlichen Verhältniſſe das geringſte zu thun. Mithin iſt die Verſichrung eines Menſchen, ſeine Religion fordere von ihm dieſe und jene von den bürgerlichen Moral-Geſetzen abweichende Handlungsart gegen ſeinen Nächſten ein durchaus nichtiger und erlogner Vorwand.

Kein Richter darf den unbeſtimmten Satz, daß man der Gewiſſensfreiheit des Andern ſchonen müſſe, annehmen, ohne die beſtimmte Grenze zu kennen, wie weit dieſe Gewiſſensfreiheit in ihren Forderungen nur gehen könne. Sonſt wird er mit ſeinen Urtheilen im Finſtern tappen und oft die gröbſten Ungerechtigkeiten befördern helfen. Gäbe, z. B. ein Richter einem Iſraeliten den Satz zu, ſeine Religion und ſein Gewiſſen fordre von ihm, daß er ſein den Glauben der Väter verlaſſendes Kind enterbe: was wollte derſelbe Richter, wenn er conſequent bleiben wollte, einem andern Iſraeliten antworten, der ſein Weib oder Kind erwürgt hätte, weil es ihm eine fremde Religion die nicht die väterliche oder jüdiſche ſei, als eine beſſere angeprieſen hätte, und der, um ſeine pflichtmäßige Befugniß dazu zu erweiſen, ſich auf den ausdrücklichen Moſaiſchen Befehl (5. Moſ. 13, 6—10) beriefe? Zumal da der Richter ganz gewiß, in allen Moſaiſchen Schriften, keinen ſo genau und mit ſo deutlichen Worten beſtimmten Befehl, über das Enterben des Kindes, der Religion wegen, finden wird, als der angeführte über das Erwürgen deſſelben lautet!

Aber ſo wenig man ſich auf eine Orakel-Theologie und Religion, ſo wenig darf man ſich auf ſeine Privat-Religion und Gewiſſensfreiheit berufen, um dieſe oder jene geſellſchaftliche Handlung zu rechtfertigen. Dem enterbenden Vater würde alſo auch ſeine Privatreligion nicht als Entſchuldigungsgrund dienen können, denn wenn er ſich ſeinen Herr-Gott nach ſeiner Privat-Phantaſie, nach ſeinem Privat-Geſchmack machen darf, ſo hat das Kind daſſelbe natürliche Recht.

Ganz und gar aber würde es nach dem Irrenhauſe klingen, wenn ein Vater behaupten wollte, ſeine Privat-Religion leide dabei, daß ſein Kind nach ſeinen (des Vaters) ſchon erfolgten Tode, einen andern Geſchmack in der Religion äußerte. Als ob nicht mit dem Vater auch ſeine Privat-Religion und Gewiſſensfreiheit ſtürbe.

Was ſoll man nun dazu ſagen, wenn der Groß-Kanzler v. Carmer die Religion in ſein „Geſetzbuch für die Preuß. Staaten" feierlich einführt, ja der Religion das Präſidium bewilligt und der Moral gebietet, einer angeblichen Religion wegen dort eine Ausnahme von der Allgemeinheit der bürgerlichen Geſetze zu machen, wo ſie durch einen nichtigen Religionsvorwand gefordert iſt.

Wenn im 1. Th. der §. 23 ſo lautet: „Ein Chriſt kann mit ſolchen Perſonen keine Heirath ſchließen, welche, nach den Grundſätzen ihrer Religion, ſich den chriſtlichen Ehegeſetzen zu unterwerfen, behindert werden,"

und der §. 733. „Ehen, die wegen Unterſchieds der Religion nicht ſtatt finden können, ſind von Anfang an nichtig," ſo kann man billig fragen: Was hat denn die Religion mit den Ehegeſetzen zu ſchaffen? ſie beſchränke ſich ihrer Natur nach auf das Privat-Verhältniß des Menſchen zu ſeinem Privat-Herr-Gott, hier wird ſie kein weiſer Geſetzgeber turbiren, aber eben ſo wenig kann es ihr nachgeſehen werden, daß ſie ſich in geſellſchaftliche Angelegenheiten miſche.

Es ſind nur drei Fälle möglich:

Entweder muß alle Religion aus dem Geſetzbuche verwieſen werden, und ihrer Natur nach iſt es unumgänglich.

Oder: Wenn Einem Religions-Vorwande in Einem Punkte nachgegeben werden ſoll, ſo muß das bei andern eben ſo giltigen Religions-Vorwänden auch geſchehen. Wenn alſo z. B. die angebliche jüdiſche Religion für kräftig gehalten und ihr das Vermögen eingeräumt wird, die Juden von den Ehegeſetzen des Staats eximiren zu können, ſo muß ſie auch von den Criminal-Geſetzen des Staates losſprechen können. Der Geſetzgeber muß dann annehmen, daß bei den Vorſchriften ihrer angeblichen Religion, welche den Juden das Berauben und Erwürgen der Andersgläubigen vorſchreiben, dieſe Religion die Grenzen ihres Gebiets nicht überſchritten habe. Und in dem Theile des Criminalgeſetzbuches, wo das Stehlen und Morden unter Bedrohung harter Strafen verboten iſt, muß für die Juden eine Ausnahme gemacht und eben ſo ausdrücklich, wie bei den Ehegeſetzen geſchehen, hinzugefügt werden: „daß den Juden das Berauben und Erwürgen der Gojims frei gelaſſen werden müſſe; und ſie deshalb zu keiner Verantwortung gezogen werden könnten, weil ihre Religion ihnen dieſe Handlungen bei aller Gelegenheit, wo ſie ſie nur ausüben könnten, ausdrücklich und aufs ernſtlichſte anbeföhle; ſie folglich nach den Grundſätzen ihrer

Religion, ſich den Criminal-Geſetzen im Staate zu unterwerfen, behindert würden."

Oder: Wenn der Geſetzgeber von dieſen beiden angegebenen Fällen keinen wählen, ſondern nach ſeinem Gutdünken der Religion (d. i. einem Religions-Vorwande) hier einen beſtimmten Einfluß auf die bürgerlichen Geſetze des Staates verſtatten, dort aber denſelben wieder verweigern will: — ſo giebt er dadurch zu verſtehen, daß er blos willkürlich handle, und daß ein despotiſches sic volo, sic jubeo, hierin bei ihm die Stelle der Gründe vertrete. —

4) Als vierten Folgeſatz ſtellt Schulz auf, daß eine Zuſammenſchmelzung und weſentliche Vereinigung der Theologie und Religion mit der Moral in ſich unmöglich und widerſprechend ſei. Es könne ſchlechterdings keine theologiſche Moral geben. Das würde ein veränderliches unveränderliches Ding ſein. Jede theologiſche Moral ſei eine durch die Theologie verfälſchte, verſtümmelte und verkrüppelte Moral. Die Religionsvorſchriften ſeien zu den Etiquetten und Hofceremoniellen zu rechnen. Sei nämlich die Religion der Inbegriff der Dienſte und Verehrungen, welche ein Menſch ſeiner Theologie zu Folge ſeinem Herr-Gott abſtatten zu müſſen, ſich verbunden glaube, wie ſolle man die ſpeciellen Regeln, nach welchen ein Religionsbekenner ſeine Dienſte einrichte, die Ordnung, mit welcher er dabei zu Werke gehe, und in der er die eine Ehrenbezeugung oder das eine Andachtsſtück vorangehen und das andre nachfolgen laſſe, ſchicklicher nennen als ein Hof-Ceremoniell. Man möge nur bedenken, zu welchen ceremoniöſen Handlungen die Theologie Anlaß gebe: Das Aufbauen und Schmücken des Altars, das Räuchern auf demſelben, die Concerte, die man der Gottheit bringt, die beſondern Feſt-Tage, die gefeiert werden, die Galakleider, in welchen allein der Andächtige vor ſeinem Herr-Gott zu erſcheinen wagt, die Kleiderordnung der Prieſter, das Lichtbrennen am hellen Mittage in den Tempeln, welches alles man nur als Hofetiquette erklären könne, da es ſonſt überflüſſig ſei. Der eine werfe ſich aufs Angeſicht, der andre blos auf die Knie, der Dritte laſſe den Kopf ſinken, der vierte ſtehe gerade, wie ein ſpaniſcher Grand vor ſeinem Könige, hier kehre einer ſein Geſicht nach Morgen, dort ein andrer ſeine Augen jen Himmel, noch ein andrer halte ſie verſchloſſen, dieſer ſchlage oft und laut an ſeine Bruſt, jener halte ſeine Hände flach aneinander geſchlagen, dort lege ſie ein andrer gefaltet auf ſeinen Magen: und nun müſſe man billig fragen: was hat die Etiquette mit der Moral zu thun. —

In dem folgenden Abſchnitte

Von der Kirche

ſucht Schulz zu beweiſen, daß die Kirche „ein pures nur in der Phantaſie exiſtirendes Schattengerüſte und Hirngeſpinnſte, eine den Kopf ſchwindlig machende Chimäre, ein Geſpenſt“ ſei. Seine Beweisführung geht in folgenden Sätzen vorwärts.

Man verſteht unter dem Worte Kirche gemeiniglich einen Haufen Menſchen, die zuſammen eine und eben dieſelbe Theologie und Religion haben; oder, wo die Theologie und Religion des Einen auch die Theologie und Religion des andern und der Uebrigen iſt. Allein, ein nur halb aufmerkſamer Blick in die wirkliche Welt und auf die ganz offne tägliche Erfahrung kann uns ſchon überzeugen, daß jener Begriff der Uebereinſtimmung mehrerer Menſchen in eine und eben dieſelbe Theologie und Religion, eine bloße Chimäre ſei! und daß folglich eine ſolche Kirche, bei der dieſe Uebereinkunft der Glieder gefunden werden wolle, nur in Utopien geſucht werden müſſe. Denn

1) Verſchiedne Vorſtellungskräfte bringen auch verſchiedne theologiſche Vorſtellungsarten hervor.

2) Das ganz gedankenloſe, blos mechaniſche Herplappern einer Katechismus-Formel wird kein vernünftiger Menſch für ein wirkliches Bekenntniß eigener Vorſtellungen und Lehrmeinungen halten können und wollen. Der Plapperer ſagt nur, was er ehemals aus dem Katechismo gelernt habe, nicht, was er ſelbſt denke, und welches ſeine eignen Vorſtellungen ſind. Letztrer wird man ſo viel verſchiedene finden, als die Zahl Köpfe, die zuſammen eine Kirche genannt werden.

Man ſehe ferner, wie verſchieden diejenigen in ihren Meinungen und Urtheilen ſind, die ſich über ihren ſogenannten kirchlichen Lehrbegriff öffentlich, es ſei mündlich oder ſchriftlich erklären. Wo ſind zwei theologiſche Schriftſteller aus einer und eben derſelben Kirche über alle Glaubens-Lehren ihrer angeblichen Kirche einig? Iſt dieſe Uneinigkeit nicht ſchon längſt die Urſach geweſen, warum man ſich genöthigt geſehen hat, einen Unterſchied zwiſchen Fundamental- und Nichtfundamental-Artikeln zu erfinden? Und hat gleichwohl dieſe erfundene Eintheilung den Streit je gehoben? Hat man ſich in der theologiſchen Welt wohl bis jetzt darüber vereinigen können, welches ein Fundamental-Artikel ſei? und welche Lehrmeinung dieſen Namen nicht verdiene? Sind es, was darüber auch geſagt iſt, nicht immer die einzelnen Urtheile einzelner Menſchen geweſen? Verketzern ſich dieſe nicht unaufhörlich noch unter-

einander? Und wirſt nicht noch immerfort Einer dem Andern vor, daß ſeine Meinung einen Fundamental-Artikel angreiſe und umſtoße? ohne zu bedenken, daß alle Fundamental-Artikel eben ſo gut, als die nicht fundamentalen, bloße Privat-Meinungen ſind, die der Eine haben, und der Andre nicht haben könne, und worin man einem Jeden ſeine Freiheit laſſen müſſe?

Die bekannte Eintheilung der Kirche in eine ſichtbare und in eine unſichtbare iſt ausdrücklich von den Geiſtlichen erfunden worden, um die in die Augen fallende Verſchiedenheit der Kirchenglieder in ihren Religionen dadurch zuzudecken und zu entſchuldigen. Die Uebereinſtimmung der Glieder, ſagen die Geiſtlichen, iſt nur nicht ſichtbar: der große Haufe von Menſchen, den wir ſehen, macht nur die ſichtbare Kirche aus; und unter dieſem ſtecken freilich viele räudige Schafe, an denen die Uebereinſtimmung mit der Religion, die wir ihnen predigen, nicht gefunden wird. Aber die ächteſten, ſchönſten und beſten Glieder dieſer Kirche ſtimmen in der Religion alle genau überein. — Man kann ſie nur nicht namhaft machen, und kein menſchliches Auge kann ſie entdecken: aber — Gott ſieht ſie wohl! und ihm allein ſind ſie auch nur bekannt! — Dieſe machen daher die unſichtbare Kirche aus, und dieſe verhält ſich zu der ſichtbaren, wie der Kern zur Schale, und wie das Gold zu den Schlacken.

Der Prieſter weiß uns alſo zu ſagen, was Gott nur allein erkennet? — — Heißt das nicht ſeine Behauptung von einer Uebereinſtimmung mehrerer Menſchen in der Religion gegen die ins Angeſicht widerſprechende offene Erfahrung, und ſelbſt gegen alle Naturgeſetze vertheidigen und eine ſichtbare Wahrheit verdunkeln und abſtreiten wollen!!

Auf die durchaus natürliche und nothwendige Verſchiedenheit der Religionen bei den einzelnen Gliedern einer Kirche gründen ſich auch die herrſchenden Klagen der Geiſtlichen über die erſtaunliche Gleichgiltigkeit der Gemeindeglieder gegen die kirchliche Religion. Wie überhaupt jeder Menſch ſeine Theologie für die beſte und wahreſte hält, ſo thut dies noch vielmehr der Geiſtliche! als der gleichſam ein ausſchließendes Recht in der bürgerlichen Geſellſchaft hat, die ſeinige für die allein wahre, öffentlich und laut anpreiſen und ausrufen zu dürfen! — Und nun iſt ihm eine jede andre Religion eines Gemein-Gliedes, die von der ſeinigen abweicht, in ſeinen Augen gar keine Religion. Er könnte, der Wahrheit nach, höchſtens nur ſagen: die Leute ſind gegen meine Religion gleichgültig! — Aber nein; er beſchuldigt ſie nun, ohne

Einſchränkung, einer allgemeinen Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt, und verdammt diejenigen, die ſich derſelben ſeiner Meinung nach ſchuldig machen, als Gottvergeſſne und gottloſe Menſchen in den Abgrund der Höllen: ohngeachtet viele derſelben in ihrer eigenthümlichen und Privat-Religion oft noch viel eifriger und andächtiger ſind, als es der Geiſtliche in der ſeinigen iſt.

Solche Verketzerung fällt vor, wenn eine Gemeinde nur einen einzigen Prieſter hat; weiden aber gar mehrere Geiſtliche zugleich eine Heerde, dann wird ſogar die kirchliche Religion getheilt und ſo vielfach erſcheinen, als die Zahl der Geiſtlichen iſt, da werden ſich die Geiſtlichen unter einander verketzern. Iſt es alſo ausgemacht, daß jeder Religionsbekenner, mag er Geiſtlicher, mag er es nicht ſein, ſeine eigene Theologie hat, ſo iſt der Begriff von einer Kirche durchaus widerſprechend und eine Chimäre und die Kirche ſelbſt ein pures nur in der Phantaſie exiſtirendes Schattengerüſt und Hirngeſpinnſt.

Unter dieſen Umſtänden, dies iſt im Kurzen der Sinn des folgenden, ſcheine es faſt unglaublich, daß an die Realität eines ſolchen Begriffes von Menſchen jeder Religion, jeder Geſellſchaftsklaſſe und jeder Religion, jeder Geſellſchaftsklaſſe und jeder Bildungsſtufe habe geglaubt werden können und geglaubt werde. Schulz legt dabei beſonderes Gewicht auf das Unglück und den Jammer, den das Wort Kirche und der damit verbundene Begriff von ſeinem Entſtehen an auf der Erde verbreitet, und ſchließt mit der Frage: Wann wird doch die Zeit kommen, daß den mit Blindheit geſchlagenen Menſchen die Augen über dies leere Schattengeſpenſt aufgehen? Wann werden ſie doch einmal erſt anfangen, ſich im Ernſte zu beſinnen, und bei ihrer eigenen Vernunft ſowohl, als der offenſtehenden Erfahrung nachzufragen: ob denn das Ding, was ſie Kirche nennen, auch wirklich da und vorhanden ſei? ob es wirklich etwas reelles und poſitives ſei? dergeſtalt, daß dem Begriff, den ſie mit dem Worte Kirche verbinden, auch in der That ein vorhandenes Objekt entſpreche? —

Doch, fährt Schulz fort, er wolle nun einmal dieſem Geſpenſte, das man Kirche nenne, etwas näher und ſchärfer ins Geſicht ſehen. Vielleicht finde ſichs, wie faſt bei allen Geſpenſtererſcheinungen, daß es nur eine bloße Maske ſei, die zur Bedeckung und Begünſtigung unreiner Abſichten erfunden ward.

Die erſten Theologien entſtanden (meint Schulz), indem ſchlaue Menſchen den Wahn derer, welche hinter auffallenden Naturerſcheinun-

gen unſichtbare höhere Kräfte ahndeten, zum Anlaß nehmen, um ein ganzes weitläufiges Gedicht von der Beſchaffenheit dieſer unſichtbaren Mächte und ihrem Verhältniſſe zu den Menſchen zu machen und den andern aufzubinden. So wurde dem Volke vor jenen unſichtbaren Kräften Furcht eingeflößt und dieſe Furcht von den Verſchlagenen benutzt, um das leichtgläubige Volk zu unterjochen. Die erſten Prieſter waren die erſten Obrigkeiten.

Um die Furcht in den Gemüthern ſtets lebhaft zu erhalten, wurde ein gewiſſer Dienſt und beſondere Verehrungsarten angeordnet, um, dem ſchalkhaften Vorgeben jener Verſchlagenen nach, durch ſolche Aufwartung den Zorn der Götter zu beſänftigen und ihrer Huld ſich zu verſichern. So entſtanden die Religionen, ſo entſtanden die Dirigenten des Religionswerks, die Prieſter, ſo entſtand das Prieſterthum. Und wenn gleich es von vornherein unmöglich war, daß ſich die Meinungen der verſchiedenen Köpfe in den Meinungen der Prieſter einigten, ſo blieben die Prieſter doch das eigentliche Orakel für Alle. Es wurde demnach dieſe Anhänglichkeit mehrerer einfältigen Menſchen an die Orakelausſprüche eines einzelnen ſchlauen Kopfes, der ſich bei ihrer allerſeitigen Unwiſſenheit die Miene des Mehr- und Vielwiſſens gegeben und zum Prieſter und Gottesgelahrten unter ihnen aufgeworfen hatte, das Band einer theologiſchen und Religions-Geſellſchaft!

Mit der Vermehrung der Menſchen, der Geſellſchaften, mit der Veränderung der Lage, Umſtände, Beſchaffenheiten, Nahrungsmittel und des Klimas, vervielfältigten ſich auch die Religionsgeſellſchaften, Theologien und Religionen, das Prieſterthum accommodirte ſich ſtets den Sitten, Gewohnheiten und Bedürfniſſen. Vergrößerte ſich aber eine Geſellſchaft, entſtanden bei den vielen Köpfen auch viele Sinne, viele Fähigkeiten und Privattheologien, ſo erhob ſich jedesmal ein Streit der Privattheologie gegen die Alleinherrſchaft in Anſpruch nehmende Orakeltheologie. Da kam es denn darauf an, wer von den Streitenden entweder der Schlaueſte war oder wer die meiſten Fäuſte auf ſeiner Seite hatte, beſonders wenn mehrere diſſentirende Privattheologien hervortraten und es nun darauf ankam, Eine Privat-Theologie und Religion in den Augen des großen Haufens am meiſten geltend zu machen und zu dem Anſehen des vornehmſten Orakels zu erheben. —

Mit der Betrachtung, daß die Orakel-Prieſter die Nothwendigkeit ſtarker, zwingender Maßregeln, der Vermehrung ihrer Kräfte durch

Unterprieſter und des Zuſammenhaltens erkannt hätten, geht Schulz zu dem folgenden Abſchnitt,

Von der Hierarchie,

über, in welchem er zuerſt von den Geſtalten der Hierarchie und ſodann von den Hauptregeln ſpricht, nach welchen dieſes ſchreckliche Gebäude aufgeführt ſei, ein Gebäude, das um ſo größeres Erſtaunen erregen müſſe, als ſeine Baſis, die Kirche, nur eine Chimäre ſei. Schulz giebt zuerſt an dem Beiſpiel Moſe eine Anſchauung von dem Entſtehen und der Anlegung einer Hierarchie ſowohl, als auch von der despotiſchen Natur dieſer Regierungsart und ſchrecklichen Macht, dem furchtbaren Anſehen, zu welchem ein Hierarch über ein ganzes großes Volk gelangen könne.

Sodann geht Schulz zu dem Satze über, daß überall da, wo von einer ſtattfindenden oder daſeinſollenden Kirche geredet werde, ganz gewiß nicht eine ſolche Kirche (denn dergleichen gebe es nicht, weil ſie in ſich widerſprechend und unmöglich ſei), ſondern eine Hierarchie zu finden ſei. Dieſem zufolge gebe es eben ſo gut eine proteſtantiſche oder lutheriſche und reformirte Hierarchie, als es eine römiſche oder päpſtliche gebe.

Hierarchie iſt überhaupt, meint Schulz, eine Regierungsart, wo gewiſſe Menſchen in den unſeligen Zweck zuſammenſtimmen, die natürliche und angeborne Gewiſſensfreiheit ihrer Nebenmenſchen zu unterdrücken, ihnen eine gewiſſe Orakel-Theologie und Religion zur blinden Huldigung aufzudringen, und ſich dadurch zu Herrn über ihre Freiheit zu machen. —

Es verſteht ſich, daß bei jeder Hierarchie Einer oder Einige an der Spitze ſtehen, die das Ruder führen, und als die Verweſer der hierarchiſchen Gewalt die ganze Maſchine dirigiren, — Andere hingegen Jenen, in verſchiedenen Stufen als Helfer untergeordnet ſind, und von ihnen dazu gebraucht werden, um durch ſie den Menſchen unmittelbar die Orakel-Theologie und Religion annehmbar zu machen, ihre Vernunft von Kindheit an in Beſchlag zu nehmen, ihre Gewiſſensfreiheit zum Schweigen zu bringen, und ſie in dem Glauben an die Orakel-Theologie und Religion ihr ganzes Leben hindurch zu halten. Jene ſind die Ober- oder Hoheprieſter; Dieſe die Unterprieſter und theologiſchen Schullehrer.

Da ferner eine jede Hierarchie ihre beſondere Orakel-Theologie und Religion hat, auf die ſie ſich gründet, die in der Welt ſtattfindenden

Orakel=Theologien und Religionen aber von einander verſchieden ſind: — ſo ergiebt ſich aus dieſer Verſchiedenheit des Inhalts der Orakel=Theologien und Religionen auch natürlicher Weiſe eine Verſchiedenheit in den Hierarchien. So ſind z. E. den proteſtantiſchen Conſiſtorien, bei den mildern Lehrſätzen der lutheriſchen und calviniſchen Orakel=Theologien, die Hände ſchon mehr gebunden, als dem Papſte bei den Lehren der katholiſchen Religion.

Nicht weniger trägt auch der Umſtand: ob die Zahl der, durch eine gewiſſe Orakel=Theologie und Religion ſchon des Gefühls ihrer angebornen Gewiſſensfreiheit beraubten Menſchen groß oder klein iſt, viel zu dem Unterſchiede bei, daß die eine Hierarchie in ihrer ausübenden Macht und Gewalt mehr, die andre weniger eingeſchränkt iſt. Je größer die Zahl der Menſchen iſt, die auf ihre eigene Vernunft und auf ihr natürliches Recht, ſelbſt zu denken, Verzicht gethan, und einer gewiſſen Orakel=Theologie und Religion den Eid der Treue geſchworen haben: deſto mächtiger iſt natürlicher Weiſe die auf dieſe beſtimmte Orakel=Theologie und Religion ſich gründende Hierarchie.

Dieſem allen zufolge, fährt Schulz fort, will ich jeden Leſer dieſer meiner Schrift, der ſeinem Religionszeichen nach zu den Proteſtanten gehört, warnen, bei dem Worte Hierarchie nicht blos an Rom und an die katholiſche Geiſtlichkeit zu denken, und darüber die, die Gewiſſensfreiheit der proteſtantiſchen Bürger beſchränkende Hierarchie der proteſtantiſchen Conſiſtorien und ihrer Geiſtlichkeit zu überſehen! Die römiſche Hierarchie iſt nur gröber, und fällt den Proteſtanten darum, weil ſie ihnen fremde und ſie nicht angehend iſt, mehr in die Augen. Kommt uns der fremde Klang einer römiſch=hierarchiſchen Kette in die Ohren, ſo reizt er unſre Aufmerkſamkeit darum, weil er uns fremd iſt: und nun halten wir uns für ganz frei darum, weil wir gerade die Ketten eines Katholiken nicht tragen. — Die proteſtantiſche Prieſterſchaft bedient ſich dieſer Unachtſamkeit ihrer proteſtantiſchen Bürger zu ihrem Vortheil. Sie ſchilt und ſchimpft daher immer tapfer mit über die römiſche Hierarchie, damit man bei dem Worte Hierarchie nur immer nach Rom hingucke.

Zum Beleg für das Beſtreben proteſtantiſcher Conſiſtorien erzählt Schulz, wie das Berliniſche Lutheriſche Conſiſtorium ihn in Folge ſeiner Schrift „Sittenlehre für alle Menſchen ohne Unterſchied der Religion,“ im Herbſte des Jahres 1783, nicht etwa um eines moraliſchen Vergehens, auch nicht um eines in dieſem Buche aufgeſtellten Moralgrund=

ſatzes, ſondern einzig und allein um ſeiner darin geäußerten Abweichungen von der Orakel-Theologie und Religion willen, öffentlich und förmlich und noch dazu in harten Ausdrücken angegriffen und ihn mit ſeinem ganzen Conſiſtorial-Anſehen über ein Verbrechen zur Verantwortung aufgefordert habe, das in weiter nichts, „als in dem unſchuldigen Gebrauch ſeines angebornen Menſchheitsrechtes, ſeiner eigenen Vernunft und ſeiner ganz unbeſtreitlichen natürlichen Gewiſſensfreiheit beſtanden habe.“ Ja das Conſiſtorium habe bei dem Königl. Staatsrathe mehrere Male auf eine Beſtrafung des Ketzers angetragen.

Schulz erinnert ferner daran, daß das Erfurter Lutheriſche Conſiſtorium diejenigen unter den proteſtantiſchen Bürgern, welche nicht fleißig zum Abendmahl gehen würden, mit der Verſagung eines ehrlichen Begräbniſſes bedrohet habe. —

Eine Definition des Prieſters ſchließt den erſten Theil der Schulziſchen Betrachtung der Hierarchie. Das Wort Prieſter bezeichne das eigentliche Verhältniß, in welchem ein Mann von den oberſten Verweſern der Hierarchie als ein Lehrer der Orakel-Theologie und Religion bei einer gewiſſen Anzahl Menſchen, die man eine Gemeinde nennt, beſtellt und angeſetzt ſei. — Inſofern ein ſolcher Mann alſo ſeinen ihm angewieſenen Kirchengliedern die Orakel-Theologie einpräge und dadurch ihrer eigenen Gewiſſensfreiheit, ihrer eigenen Vernunft, ihren eigenen Privat-Theologien und Religionen das möglichſte Aufkommen verwehre; inſofern er ferner die vorgeſchriebenen Gebräuche und Ceremonien der Orakel-Religion ihnen umſtändlich vormache, und ſie, ſo viel ſie davon mitmachen ſollen, zum genauen Mitmachen ernſtlich anhalte, kurz, inſofern er das ganze Geſchäft, welches die Menſchen, nach Angabe der Orakel-Theologie und Religion, zu treiben haben ſollen, lehre, anordne und dirigire, und es Keinem erlaube, nach ſeinem eigenen Gutachten und anders, als es die Orakel-Theologie und Religion haben wolle, dabei zu Werke zu gehen: — inſofern ſei und heiße er ein Prieſter oder Geiſtlicher.

Doch auch die Moral ſei von den Prieſtern in ihr theologiſches Religionsgebiet gezogen worden, theils um ihrer Orakel-Theologie und Religion dadurch mehr Anſehen zu geben, theils um die Moral ſelbſt ſo umarbeiten zu können, wie es ihrer Orakel-Theologie und Religion und ihrem Prieſter-Intereſſe am vortheilhafteſten iſt: — ſo ſtelle der Prieſter zugleich, beſonders bei den Proteſtanten, auch den Morallehrer des Volkes vor: und in dieſer Beziehung führe er die Namen

Prediger und Lehrer. Jeder Prediger habe alſo einen doppelten Charakter. Er ſei Prediger und Prieſter zugleich. — Aber, wohl gemerkt! ſeine Moral ſei nicht die reine, aus der Natur geſchöpfte, ſondern — eine nach der Orakel-Theologie und Religion geſtempelte Moral! Daher ſei auch ein Geiſtlicher in weltlichen und geſellſchaftlichen Angelegenheiten, wie Jedermann wiſſe, ſo gut als gar nicht zu gebrauchen. Sein prieſterlicher Charakter flechte ſich dabei immer mit ein und verderbe die beſten Sachen. Und daher habe man auch ſchon längſt nöthig gefunden, in den Conſiſtoriis den Geiſtlichen Räthen, als welche ſonſt die eigentlichen Beſtandglieder dieſer Collegia ſeien, Männer aus weltlichen Ständen beizufügen, und dieſe jenen zur Seite zu ſetzen, damit dieſe Weltlichen doch einigermaßen aufs Recht ſehen.

Der Staatsminiſter Baron von Danckelmann pflegte zu ſagen: „Im Conſiſtorio müſſen die Weltlichen den Geiſtlichen den Daumen aufs Auge halten! Denn, wenn Moſes nicht beim Aaron iſt, ſo macht Aaron Kälber.“

Wenn nun alſo freilich, fährt Schulz fort, jeder Prieſter ohne Ausnahme, als Prieſter, ein autoriſirter Gegner der Gewiſſensfreiheit andrer Menſchen ſei, ſo ſei damit nicht geſagt, daß ſich ein jeder Prieſter in dieſem Lichte ſelbſt erkenne. Viele unter den Prieſtern argwöhnen das gar nicht, ihre Erziehung und der in der Jugend genoſſene Unterricht habe ſie ſchon frühzeitig in die Falten des Glaubens an die angeblich göttlichen Wahrheiten eingewickelt, ihre jungen Gemüther ſeien dergeſtalt mit Warnungen wider die Vernunft, wider Unglauben und Zweifel verwahrt, daß ihre eigene getäuſchte Selbſtliebe, die in der Folge nach keinen andern, als den eingeſogenen falſchen Prinzipien entſcheiden konnte, ſie zwang, ehrliche Anhänger und Vertheidiger der Orakel-Theologie und Religion zu ſein, die man ihnen aufgehangen hatte. So ſei es möglich, viele Geiſtliche, wider den Verdacht des ausdrücklichen Betruges zu vertheidigen.

Doch den Urſprung des ganzen Prieſterthums leitet Schulz aus der „Betrügerei“ her, weil diejenigen, welche ſich zu den erſten Prieſtern aufwarfen, ſich's doch offenbar ſelbſt hätten bewußt ſein müſſen, daß ſie die Götter ſo wenig als die andern Menſchen kannten, daß alſo ihr Vortrag darüber ihre eigene aus der Luft gegriffene Erfindung und Erdichtung ſei.

Schulz wirft der Prieſterſchaft ferner vor, ſie habe ihr jedesmaliges gewonnenes Anſehen ſtets zur Befriedigung ihrer Herſch- und Habſucht

angewandt, ſie habe ihre Orakel-Theologie den Umſtänden accommodirt, Beweis genug, daß dieſe ihr Mittel — nicht Zweck war.

Und dann: Wie viele Prieſter gebe es, die eine durchaus doppelte Rolle ſpielen, die die elende Beſchaffenheit ihrer Religionsbeweiſe kennen und doch immer die Orakel-Theologie und Religion, deren Prieſter ſie ſind, und weil ſie deren Prieſter ſind, für die allerwichtigſte Angelegenheit der Menſchen auszugeben und den, welcher ſich ihrer Theologie nicht beugt, als eine giftige Schlange zu verketzern ſuchen: Prieſter, die eine andre Perſon auf der Kanzel, eine andre Perſon außerhalb der Kirche vorſtellen, die, wenn ſie an jenen Stätten jedesmal thun, als habe der Eifer für den Herrn Zebaoth ſie verzehrt und als wollten ſie, vor lauter feſten Ueberzeugungen von der höchſten Nothwendigkeit des Bußethuns, der Reue und des Leidtragens über ſeine Sünden, des fleißigen Betens um Gottes Gnade, des Verleugnens der Welt und aller Augen- und Fleiſchesluſt u. ſ. w. vergehen! — die, außerhalb der Kirche und wenn ſie ihren Prieſterornat abgelegt haben, an nichts weniger, als an ihre eigene Bekehrung und Bußethun denken: ſondern ſich ſelbſt alle die Zerſtreuungen und Weltvergnügungen erlauben, die ſie Andern, ihrer Orakel-Theologie zufolge, als ſeelenverderblich und Gotte mißfällig verboten hatten! Kurz, die immer noch dieſelbigen ſind, wie ſie Jeſus ſchon zu ſeiner Zeit ſchilderte. „Sie bürden Andern Laſten auf, die ſie ſelbſt mit keinem Finger anrühren mögen. Sie ſcheinen von außen vor den Menſchen fromm; aber inwendig ſind ſie voller Heuchelei und Untugend. Alle ihre Werke thun ſie, daß ſie von den Leuten geſehen werden. Sie machen die Säume an ihren Kleidern groß. Sie ſitzen gern oben an über Tiſch: und haben's gerne, daß ſie auf den Straßen gegrüßet werden. Sie ſchließen das Himmelreich zu vor den Menſchen. Sie ſelbſt kommen nicht hinein, und diejenigen, welche hinein wollen, laſſen ſie nicht hineingehen. Sie freſſen der Wittwen Häuſer und wenden lange Gebete vor. Aus Heuchelei bauen ſie der Propheten Gräber und ſchmücken der Gerechten Gräber, und ſprechen: — Wären wir zu unſrer Väter Zeiten geweſen, ſo wollten wir uns nicht mit ihnen theilhaftig gemacht haben an der Propheten Blut! — und indem ſie ſo ſprechen, ſo verfolgen ſie ſelbſt immer friſch weg diejenigen, welche bei ihren eigenen Lebzeiten und unter ihren gegenwärtigen Zeitgenoſſen die Wahrheit ſagen: und erfüllen alſo das Maaß ihrer Väter! — Ihr Schlangen, ihr Otterngezüchte! wie wollet ihr derölliſchen Verdammniß entrinnen?" (Matth. 23.)

Schulz frägt, ob dieſe Schilderung nicht von vielen der Prieſter immer noch buchſtäblich wahr und auf ein Haar treffend ſei.

Jeſus, der gegen die Orakel-Theologie und Religion zu ſeiner Zeit auftrat, wurde von den Prieſtern dafür gekreuzigt, und dieſelbe Verfolgungs-Verketzerungswuth lebe noch heutigen Tages. Wie ſei man mit dem Verfaſſer der Sittenlehre für alle Menſchen umgegangen? Und wer weiß, fügt Schulz (dem bald darauf der Prozeß gemacht wurde, welcher mit Abſetzung endigte) hinzu, wer weiß, wie es ihm für ſeine freimüthige Wahrheitsliebe noch ferner ergehen und ob er nicht endlich doch ein Opfer des Prieſterhaſſes wird. Liebes Publicum, für deſſen Aufklärung er arbeitet, halte doch ein Auge auf ſeine etwaigen Schickſale! — —

Acht Regeln ſind es nunmehr, welche Schulz als diejenigen Hauptregeln anführt, nach welchen das ſchreckliche Gebäude der Hierarchie nicht nur angelegt und aufgeführt worden, ſondern nach welchen es auch noch bis auf den heutigen Tag von den Hierarchen in den beſtmöglichen baulichen Würden erhalten worden.

Erſte Regel: Bei einer jeden Hierarchie muß eine gewiſſe beſtimmte Theologie und Religion zur einzig geltenden Orakel-Theologie und Religion angenommen, feſtgeſetzt und zum Grunde gelegt, dieſelbe auch für die allein wahre, wenigſtens für die wahrſte und beſte unter allen möglichen Orakel- ſowohl, als Privat-Theologien und Religionen in der Welt, ausgegeben und angeprieſen werden. Daher haben auch die Lutheraner ſowohl, als die Reformirten, und die Katholiken, ja, eine jede ſogenannte Kirche, ihre beſondern, heiligen ſymboliſchen Confeſſionsbücher, worin die Haupt-Lehrſätze ihrer Orakel-Theologie ſowohl, als auch die Sacramente oder Haupt-Andachtsübungen ihrer Orakel-Religion, genau beſtimmt und charakteriſtiſch vorgeſchrieben und feſtgeſetzt ſind.

Zweite Regel: In dieſer Orakel-Theologie und Religion müſſen diejenigen, die als Prieſter derſelben angeſtellt werden ſollen, vorzüglich genau von Jugend auf unterrichtet, mit allen Theilen derſelben bekannt gemacht, und zu dem Beruf, den ſie treiben ſollen, recht angeleitet werden. Findet ſich's hernach in der mit ihnen angeſtellten Prüfung, daß ſie den Unterricht gut gefaßt haben, ſo müſſen ſie denn, vor ihrer Anſtellung als Prieſter, noch beſonders durch Ablegung der feierlichſten Gelübde dahin verpflichtet werden: daß ſie dieſe Orakel-Theologie ſtets lauter und rein, den heiligen, Confeſſions- und ſymboliſchen Büchern

gemäß, lehren; auch die vorgeſchriebenen Sakramente und Andachts-geſchäfte der Orakel-Religion aufs pünktlichſte verwalten, und ſich in dieſen Dingen keiner Ketzerei, oder der kleinſten Abweichung davon ſchuldig machen wollen; — ſo lieb ihnen der Genuß aller, mit ihrem Prieſterpoſten verknüpften, geſellſchaftlichen, außerordentlichen Vorzüge, Freiheiten und Vortheile iſt, die ihnen beim Austritt deſſelben zugeſichert werden.

Es ſei nicht nöthig, meint Schulz, daß alle zu Prieſtern brauchbare Subjekte nothwendig fähige Köpfe ſein müſſen! — Keineswegs. Wenn nur, nach Maßgabe der Größe der hierarchiſchen Maſchine, einige oder mehrere befähigte da ſeien, bei den andern ſei oft gerade die geiſtige Beſchränktheit eine Bürgſchaft mehr für ihr Beharren und für den Beſtand der Kirche. Nur müßten ſich dieſe nicht die Verwegenheit anwandeln laſſen, als Schriftſteller zur Vertheidigung der Orakel-Theologie und Religion und ihrer Prieſterwürde öffentlich aufzutreten, weil ſie alsdann die Blöße ihrer Sache nur erſt recht verrathen und dem Publico unters Auge bringen.

Dritte Regel: Um die eigentliche Abſicht der Hierarchie zu erreichen, müſſe die Selbſtliebe der Menſchen gefangen genommen, und die ſtärkſten menſchlichen Leidenſchaften, nämlich Furcht und Hoffnung, aufs genaueſte und feſteſte an die Orakel-Theologie und Religion gebunden und gefeſſelt werden. Zu dem Ende müſſen die Prieſter die Menſchen darüber belehren: daß ſie weder dieſſeits noch jenſeits des Grabes anders, als durch dieſe ihnen empfohlene Orakel-Theologie und Religion recht glücklich ſein und werden könnten.

Zu dem Ende müſſe denen, die ſich an die Orakel-Theologie von Herzen gläubig, und in den Andachtsübungen der Orakel-Religion ſehr eifrig bezeigen, ihr etwaniger irdiſcher Wohlſtand und die jedesmaligen angenehmen Glückszufälle, die ſie treffen, als die unmittelbare alleinige Frucht und Wirkung ihres Glaubens und als ein Segen, den ihnen blos ihre redliche Annehmung und treue Befolgung dieſer Orakel-Theologie und Religion brächte, dargeſtellt werden. Wenn ſie aber in Noth und Elend gerathen: ſo müſſen ſie damit getröſtet werden, daß ihnen die Vortheile ihres Glaubens hier blos darum vorenthalten würden, damit das Maaß ihrer Seligkeiten nach dem Tode deſto überſchwänglicher ausfalle! — Sowie im Gegentheil den Ungläubigen ihre zeitlichen Widerwärtigkeiten als unmittelbare göttliche Strafgerichte: ihr Wohlſtand und alle Glückszufälle aber, als Seile der Liebe vorgeſtellt werden

müſſen, wodurch ſie Gott zum Glauben und Gehorſam an dieſe beſtimmte Orakel-Theologie und Religion zu ziehen ſuche, und worauf, bei fortgeſetztem halsſtarrigen Unglauben, deſto ſchrecklichere Qual in der Ewigkeit folgen würde.

Der Hauptinhalt der vierten Regel, welchen Schulz wiederum in ſieben Unterabtheilungen zerlegt, iſt: es müſſe alle äußerſte Behutſamkeit angewandt werden, auf daß in den Menſchen nicht das Bewußtſein der eigenen Privat-Theologie erwache und ſie nicht gegen die aufgedrungene Orakel-Theologie rebelliren. Daher müſſe

1) der Menſch ſchon von der zarteſten Kindheit an in Beſchlag genommen und zum Mitmachen der Andachtsübungen angehalten werden.

2) es müſſe den Menſchen von früh an eingeſchärft werden, daß der natürliche Verſtand von Gott und göttlichen Dingen nichts verſtehe und begreife, ſondern daß zum rechten Verſtändniß der Orakel-Religion außerordentliche Einwirkungen Gottes erforderlich ſeien. Denn am beſten ſei zu leiten, wer von vornherein auf ſeinen Menſchenverſtand Verzicht leiſte und ſich ſelbſt für unklug halte.

3) Die Leute ſeien zu häufigen Andachtsübungen anzuhalten, Läſſigkeit in dieſer Hinſicht ſei ihnen als eine freventliche Verachtung Gottes und als eine gefährliche von ſich Stoßung der göttlichen Gnade darzuſtellen. Der Prieſter müſſe in der Forderung der genauen Befolgung der Orakel-Religionsvorſchriften bis kurz unter den Grad ſtrenge ſein, wo er zu fürchten Urſache haben könnte: daß die Vernunft oder Privat-Religion eines oder mehrerer Gemeindeglieder über das zu ſtarke Zügeln, das ſie von der Orakel-Religion leiden ſolle, ſich empören möchte! —

4) Der Prieſter müſſe dafür ſorgen, daß ſeine Perſon ſowohl, als ſein Prieſteramt und ſeine Prieſterwürde in den Augen der Leute als etwas Heiliges gelte, und in dem größten, ehrwürdigſten Anſehen ſtehe. Dazu diene dem Prieſter die Furcht der Gläubigen über das Jenſeits. Er dürfe aber auch kleinere Mittel nicht außer Obacht laſſen. So oft er ſich den Leuten zeige, müſſe ein finſtrer, andächtiger Ernſt auf ſeinem Geſichte ruhen. Sein Gang, ſeine Stellung, ſeine Geberden, ſeine Kleidung müſſen ſteif, auffallend und abſtechend ſein, und ein Weſen von andrer Art, als die gewöhnlichen Menſchen ſind, verrathen. In Geſellſchaften müſſen ſeine frommen Reden jede muntre Laune der Uebrigen verſcheuchen. Seine Gegenwart müſſe den Anweſenden einen beſondern Zwang auferlegen, müſſe ihnen Zurückhaltung und Ehrfurcht

gegen ſeine heilige Perſon gebieten. Er müſſe ſich die Fertigkeit anſchaffen, ſeine prieſterlichen Amtsverrichtungen mit andächtigen Geberden abzuthun, die ihre Beziehung aufs unſichtbare und übernatürliche haben ſollen, wohin ihm keine Menſchenvernunft nachfolgen, ſondern nur die aufgeſchreckte und berauſchte Phantaſie der Leute nachflattern kann. Er müſſe die Leute überreden, daß alles, was mit ſeiner Orakel-Religion in einiger Verbindung und näherm Verhältniß ſtehe unendlich wichtiger ſei, als dasjenige, was ſich auf das bürgerliche Leben beziehe.

5) Die Prieſter müſſen in ihren Reden zu den Leuten oft das Wort Kirche erſchallen laſſen. Sie müſſen ſich oft ſolcher Worte und Redensarten bedienen, wie dieſe ſind: ſichtbare und unſichtbare Kirche, heilige Kirche, chriſtliche Kirche, lutheriſche, reformirte, katholiſche Kirche; zum Mitgliede der Kirche aufgenommen werden, oder, ein Mitglied der wahren Kirche ſein, u. ſ. w. — ſo würden die Leute ſich überzeugen, daß es wirklich einen großen Haufen Menſchen gebe, die mit ihnen (den Prieſtern) in der Orakel-Theologie und Religion, welche ſie lehren, vollkommen übereinſtimmten. So werde dem Layen der Muth benommen, ſeiner eigenen Privat-Theologie eine berechtigte Stellung gegen die Orakel-Theologie zu geben. Und ſelbſt wenn es von Einigen, ſelbſt von Prieſtern, bekannt werde, daß ſie von dem kirchlichen Lehrbegriff abweichende Meinungen haben, ſo würden ſie doch nur als Diſſentirende von der Kirche angeſehen werden. In den Köpfen der Diſſentirenden ſowohl wie in denen der nicht Diſſentirenden bleibe der Hauptglaube ſelbſt, daß es doch wirklich und wahrhaftig eine Kirche gebe, ja die Diſſentirenden ſeien erſt recht eine Beſtätigung deſſelben.

6) Die Prieſter müßten zwar darauf dringen, die Leute der Orakel-Theologie und Religion aufs möglichſte gemäß denkend und handelnd zu machen: — denn je genauer die Uebereinſtimmung, deſto ſtärker die Feſſel! — Allein da es theils um der natürlichen Verſchiedenheit der Menſchen, theils um der Unſichtbarkeit des Hauptgegenſtandes der Theologie und Religion, nämlich der Gottheit willen, alles Lehrens der einerlei Glaubensartikel und Katechismusformeln ohngeachtet, doch ganz unmöglich ſei, die Privat-Theologien und Religionen, welche die Leute ſich ſelbſt machen, zu verhüten; ſo müſſen die Prieſter wenigſtens dafür ſorgen, daß die Leute in den äußerlichen Zeichen mit der Orakel-Theologie und Religion übereinſtimmen. Denn alsdann ſei doch ſchon eine gewiſſe Uebereinſtimmung da, die den Augen der Menge doch wenigſtens den Schein und die Schattengeſtalt einer Kirche vorſpiegle.

Wer ſich alſo nur zu den öffentlichen kirchlichen Verſammlungen halte, die jedesmaligen Religions-Ceremonien derſelben mitmache, z. B. ſelbſt ohne weitere Andacht es den andern nachthue, wenn ſie das Abendmahl feiern, wer ferner aus einerlei Geſangbuch mitſinge, ſein Kind ſo gut, wie ein Andrer zur Taufe ſchicke und, wenn er auch das Vater Unſer nicht könne, doch wenigſtens die Weiſe deſſelben mitbete u. ſ. w. der müſſe ſchon für ein ächtes Mitglied dieſer Religionsgeſellſchaft und für einen wahren Anhänger und Bekenner der Orakel-Theologie und Religion gelten und angeſehen werden: — und der Prieſter müſſe nicht durch ein unzeitiges Stöbern in die Privatgedanken eines ſolchen ſtillen und folgſamen Kirchengliedes und durch ein ungeſtümes Dringen auf eine völlige Uebereinſtimmung ſeiner Begriffe mit der kirchlichen Theologie Gelegenheit geben, daß deſſen jetzt bei ihm noch ruhende Privat-Theologie und Religion vielleicht gar bei ihm aufwache, munter zu werden und um ſich zu ſchauen anfange, und ſich wohl gar mit der Zeit erdreiſte, ſich der Orakel-Theologie und Religion zur Wehre zu ſetzen. Die mit ſolchen Rieſenſchritten fortgehende Aufklärung ſei hauptſächlich aus den ganz anders gemeinten und in frommer orthodoxer Abſicht unternommenen Bemühungen entſtanden, den theologiſchen Glauben der Menſchen nicht ferner ein gedankenloſes Herplappern der Glaubenslenslehren, und ihre Religion nicht ferner ein blos mechaniſches Handwerk ſein zu laſſen; ſondern ihnen jenen zu einer Sache ihres Verſtandes, und dieſe zu einer Angelegenheit ihres Herzens zu machen! Unſre Vorfahren, ſagt Schulz, waren klüger, ſie unterſchieden Vernunft und Offenbarung, Natur und Gnade und erlaubten es der Vernunft und Natur ſchlechterdings nicht, in die Heiligthümer der Offenbarung und Gnade einzudringen. Seitdem man aber anfing, die theologiſchen Lehrmeinungen mit Vernunftgründen erweiſen zu wollen, ſeitdem inſonderheit S. J. Baumgarten (aus ehrlich frommer Meinung und in der Abſicht, den Widerſachern deſto baß begegnen zu können) auf eine ſo ſtarke Weiſe, als vor ihm noch Keiner verſucht hatte, die Philoſophie in die Dogmatik einführte, und durch dieſelbe die Wahrheit und Vernunftmäßigkeit aller Lehrſätze der lutheriſchen Theologie zu erweiſen, ſich todt quälte; ſeitdem er alſo hierdurch, ſelbſt, und auf eine feierliche Art, den Wolf in den Schafſtall einließ: ſeit dieſer Zeit, ſage ich, hat dieſer Wolf auch ein Dogma nach dem andern in demſelben erwürgt, ſo, daß es ein Jammer mit anzuſehen iſt, und man den Prieſtern das bittere Klagegeſchrei darüber nicht verdenken kann. Und er wird auch des fer-

nern Zerreißens und Zerfleiſchens nicht eher müde werden, als bis er es ſo weit gebracht hat, daß ein Menſch, auch ohne kirchliche oder Orakel-Theologie und Religion, ja ſelbſt, ohne alle Theologie und Religion, dennoch ein vernünftiger, guter, achtungs- und liebenswürdiger Menſch in den Augen Andrer wird ſein können.

7) Sollte es aber aller von dem Prieſter angewandten Vorſicht ohngeachtet, dennoch geſchehen, daß ein Glied der Gemeine, mit ſeiner, von der prieſterlichen oder kirchlichen Orakel-Theologie und Religion abweichenden Privat-Theologie und Religion, zum Aergerniß der Uebrigen, laut würde; — ſo müſſe der Prieſter einen ſolchen öffentlichen Irr- oder Ungläubigen durch Aufbietung aller dogmatiſchen Schrecken zu bekehren ſuchen. Gelinge ihm dies, ſo könne er ſich des wiedergefundenen Schlafes freuen, gelinge es ihm nicht, ſo müſſe er ſeine Gemeinde mit allem Eifer vor Anſteckung bewahren, den verwegenen Spötter der Religion als den allergefährlichſten Menſchen ſchildern, mit dem kein rechtgläubiges Kirchenglied ohne Gefährdung des Seelenheils umgehen könne, als eine giftige Schlage, die man fliehen müſſe, als einen Verruchten, der ſchon in das ſchreckliche Gericht der Verſtellung gefallen und im verkehrten Sinne dahin gegeben ſei zu thun, das nicht taugt. Freilich ſei, beſonders wenn der Verdammte einen fleckenloſen Wandel führe, die gänzliche Vernichtung deſſelben immer noch ſchwer.

Schulz wendet ſich nun zu der

fünften Hauptregel. Sie iſt dieſe: Keinen Fleiß und Mühe zu ſparen, um die Fürſten und Landesherrn und deren künftige Thronfolger, ſo wie auch alle Großen und Vornehmen, die einen ausgebreiteten Wirkungskreis im Staate haben, für die Orakel-Theologie und Religion einzunehmen und zu gewinnen. Sei es irgend möglich, ihnen die Orakel-Theologie und Religion zu einer eigenen wichtigen Herzens-Angelegenheit zu machen, ſie zu überreden, daß ihr eigenes ewiges Seelenheil auf dem Glauben an dieſelbe beruhe, und ihnen alſo einen eigenen Enthuſiasmum für dieſelbe einzuflößen: — deſto beſſer! — — Sollten ſie ſich aber dazu nicht befähigt finden laſſen, ſo müſſe ihnen glaubhaft gemacht werden: daß der Glaube an die Orakel-Theologie und Religion der einzige Grundpfeiler der Sicherheit der Throne ſei, und daß, wenn jener ſinke, nichts übrig bleibe, was den Unterthan zur Ruhe, Unterwürfigkeit und Gehorſam gegen die Befehle des Landesherrn verbinde. —

Die ſechſte Regel iſt: die Orakel-Theologie und Religion, ſoviel nur immer möglich ſei, in die politiſchen und bürgerlichen Verhältniſſe, Geſetze, Einrichtungen und Ordnungen, Rechte und Pflichten der Geſellſchaft und ihrer Bürger unter einander zu verweben, und mit der Annahme und dem Bekenntniſſe der Orakel-Theologie und Religion, — bürgerliche Ehren und Würden zu verbinden.

Denn durch dies Verflechten der Orakel-Theologie und Religion mit den bürgerlichen Einrichtungen der Staatsgeſellſchaft gewinne das Vorgeben der Prieſter in den Augen der Fürſten und Staatsminiſter einen blendenden Schein: „als könne der Staat, ohne die Orakel-Theologie und Religion nicht beſtehen. Jener gründe ſich auf dieſe: und mit dem Umſturze der Orakel-Theologie und Religion ſei nichts gewiſſer, als der Umſturz des ganzen Staats zu erwarten.“ — Daher werde in den Ländern, wo ſich der Fürſt von Tartüffen leiten laſſe, und wo die Staatsminiſter den Unterdrückungen der Wahrheit und Unſchuld ruhig zuſehen, — jede vernünftige Beleuchtung der Orakel-Theologie und Religion und jede Aufdeckung ihrer Falſchheit, und des darunter verborgen liegenden Prieſterbetruges, für ein Staatsverbrechen gehalten und der Bürger, der ſich mündlich oder ſchriftlich wider die Orakel-Theologie und Religion erkläre, und ihre Beſchaffenheit vor den Augen des Publicums aufdecke als ein Staatsverbrecher behandelt und verfolgt.

Siebente Regel: Da der Beſitz irdiſcher Güter nicht nur ein Zweck der Hierarchie ſei, ſondern auch ein ganz unumgänglich nothwendiges Erforderniß, ohne welches dieſelbe gar nicht beſtehen oder erhalten werden könne: ſo habe auch die Prieſterſchaft von jeher kein Mittel geſpart, ſich geiſtliche Pfründen und Beſitzungen zu verſchaffen und ſie bei aller Gelegenheit zu vergrößern und zu vermehren.

Die ganze Orakel-Theologie und Religion ſeien ſo eingerichtet, um der einträglichſte Fonds für die Prieſterſchaft zu werden. Furcht und Schrecken vor einem zornigen Gott würden in Thätigkeit geſetzt, um die Gläubigen mit den beſchwerlichſten Abgaben zu beſteuern, ihre geängſtigte Selbſtliebe zinsbar zu machen, und ſie anzuſpornen, ſich durch allerlei Gaben und Opfer die Geneigtheit derer zu erkaufen, die als die Bevollmächtigten des Himmels, das Züchtigen und Loslaſſen, das Sündenvergeben und Sündenbehalten, das ewig Seligmachen und ewig Verdammen in ihrer Gewalt haben. Die Prieſterſchaft ſchlage durch ihre Orakel-Theologie und Religion den von Natur ganz geſunden Menſchen erſt ſelbſt blutende und heftig ſchmerzende Wunden, um hernach

etwas an ihnen zu heilen zu haben. Sie werde aber mit dieſer Heilung bei keinem Einzigen ſein ganzes Leben hindurch fertig, um, bis an ſeinen Tod, das Arztlohn und die Heilungskoſten von ihm ziehen zu können.

Die Kleriſei habe ſich ferner von jeher der Mittragung der allgemeinen bürgerlichen Laſten zu entziehen gewußt.

Achte Regel: Am allermeiſten aber müſſen, ſo wie bei der römiſchen Kirche der Papſt als das Oberhaupt in der römiſchen Hierarchie, — alſo auch bei den Proteſtanten die geiſtlichen Conſiſtoria als die proteſtantiſchen Päpſte und als die Verweſer der proteſtantiſchen Hierarchie darüber wachen, und es zu verhüten ſuchen: daß keiner ihrer Unterprieſter, weder mit ſeiner Privat-Theologie und Religion, und noch weniger mit ſeiner Vernunft wider die Orakel-Theologie und Religion laut werde und öffentlich auftrete!

Denn ein Prieſter ſei immer fähiger, die Kirchengewalt zu brechen, die Vernunft und Gewiſſensfreiheit zu befreien, als der Laie. Der Laie könne nur von außen her mit ſeiner geſunden Vernunft zu Felde ziehen; der Prieſter dagegen ſei in alle Geheimniſſe der heiligen Feſte initiirt, er kenne alle ihre Mängel und Schwächen, der Prieſter könne alſo von außen und innen zugleich kämpfen. Dazu komme, daß der Prieſter nun einmal im Volke größeres Anſehen habe, den Trug, den andere Prieſter in die Seelen gepflanzt, könne er alſo am beſten ausreißen. Es laſſe ſich alſo für Prieſterthum, Hierarchie und Orakel-Theologie kein ärgrer Feind denken, als der Prieſter ſelbſt, wenn er abfalle. Wenn der Gefängnißwärter ſelbſt ſich gedrungen fühle, die Gefängniſſe zu öffnen, ſo ſei es mit den Gefängniſſen aus. Wehe daher dem Prieſter, welcher der Orakel-Theologie nicht conform denke, das Conſiſtorium werde ihn verfolgen, bis er ſeinen Prieſterrock abgelegt. Dann ſei er Laie und nicht mehr ſchädlich. —

Schulz ſchließt ſeine Schrift mit den nachſtehenden Folgerungen, welche das Verhältniß der Theologie, Religion, Kirche und Hierarchie zur Moral und zum Staate betreffen.

1) Jede bürgerliche Geſellſchaft iſt in dem Maße mehr oder weniger glücklich, als ihre Moral-Prinzipia, nach denen ſie regiert wird, entweder reine oder mit Religionsprinzipiis vermiſcht ſind. Je mehr die Moral unter der angeblichen Religion ſteht, deſto unglücklicher iſt der Staat. Eine jede Sache hat ihre eigenen Regeln, nach welchen ſie vernünftiger Weiſe gebildet werden muß. Nun enthält die Moral einzig und allein die wahren Regeln der Geſellſchaft, ſie ſind unveränderlich.

Die Religionsprinzipia aber ſind ihres unbekannten Objektes wegen ſelber unſicher und ungewiß. Wenn nun ſolche in ſich ſelbſt ungewiſſe und unſichere Prinzipia der bürgerlichen Geſellſchaft untergelegt, und ihre Verfaſſung darauf gegründet wird, da man doch feſte, in ſich gewiſſe, und durchaus ſichere Moral-Prinzipia an deren Statt gebrauchen und anwenden könnte: heißt das was anders, als: das Gebäude der bürgerlichen Geſellſchaft auf den Sand bauen? oder, ihm untaugliche Balken unterlegen, da man den Felſen doch bei der Hand hat, auf den es unbeweglich gegründet werden könnte? Und ſind denn diejenigen, welche ein ſolches unſicheres Gebäude bewohnen ſollen, nicht zu beklagen? — Und geſetzt, daß auch nur eine falſche Schwelle, ein falſcher und betrüglicher Stiel mit eingeſchoben wird: macht das nicht ſchon Unſicherheit des ganzen Gebäudes! Ein jedes in das Geſetzbuch einer Nation aufgenommene Religionsprinzipium macht die Geſellſchaft unmoraliſch, es macht ſie unglücklich, weil es einen Widerſpruch in ſie verpflanzt und ſie ungeſellſchaftlich macht.

Man denke an die von Moſe geſtiftete Regierungsverfaſſung der jüdiſchen Nation, hier lag die Moral unter den Füßen der vorgeblichen Religion; läßt ſich aber auch eine unzweckmäßigere Verfaſſung denken, als jene theokratiſche war? ein ſchlechteres Geſetzbuch? eine unglücklichere Geſellſchaft? In jenem Geſetzbuch iſt Haß, Fluch, Vernichtung gegen die andern Völker geboten, ein ſchönes Völkerrecht! Die Ermordung des Bruders, Kindes, Weibes, Freundes wegen einer Abweichung von der Religion iſt anbefohlen! Ein ewiges Laufen in den Tempel, ein ewiger Zirkel von Beten, Faſten, ſich waſchen, und unrein ſein; und ſich wieder reinigen, und wieder unrein ſein bis an den Abend, ein immerwährendes Opfern, bald eines Speiſe-, bald Sühn-, bald Brand-, bald Dank-Opfers ꝛc. kurz, ſich mit keiner vernünftigen Handthierung zu beſchäftigen oder irgend ein für die Geſellſchaft nützliches Gewerbe zu treiben; ſondern das dummſte Schlaraffen-Leben zu führen.

Und nun frage ich: war es möglich, daß ein ſolcher theokratiſcher Staat, als der jüdiſche war, beſtehen konnte? Mußte er ſich nicht ſchlechterdings ſelbſt aufreiben? und hätte wohl eine Allmacht ihn durch tauſend Wunderwerke erhalten können?

Man werfe einen Blick auf unſer heutiges Europa, und vergleiche diejenigen Reiche, wo die angebliche Religion einen größern Einfluß in die Geſetze und Verfaſſung der bürgerlichen Geſellſchaft hat, mit den Ländern, wo ſich die Moral ſchon in mehrere Autorität, und den Anfor-

derungen der angeblichen Religion ſchon etwas engere Schranken geſetzt hat. Man vergleiche diejenigen Staaten, in denen nur eine einzige Orakel=Religion die allein geltende iſt, und wo außer ihr, keine andere Orakel=Religion geduldet wird, mit denjenigen Staaten, in welchen mehrere Orakel=Religionen neben einander zu leben das Recht haben; wo alſo, natürlicherweiſe bald hier bald da, zwiſchen dieſen mehreren Orakel=Theologien und Religionen Colliſionen entſtehen, die für die Moral eben ſo viel Gelegenheiten ſind, als Schiedsrichterin auftreten und dadurch ihr Anſehen in der Geſellſchaft immer mehr erweitern und erhöhen zu können. Wo ſind die Geſetzbücher beſſer? und die bürgerlichen Geſellſchaften glücklicher?

2) Es iſt Ungerechtigkeit, wenn ein Staat (oder die Vorſteher deſſelben) nicht die Gewiſſensfreiheit eines jeden im Staate lebenden Menſchen in Schutz nimmt, ſondern es zugiebt, ja wohl gar durch Mißbrauch ſeiner obrigkeitlichen Macht und ſeines landesherrlichen Anſehens dazu hilft, daß ein Bürger die Gewiſſensfreiheit des andern chikaniren, unterdrücken, und mit Füßen treten darf. Ein Geſetzbuch, welches der Unterdrückung der angebornen Menſchenrechte Vorſchub leiſtet, kann nur für eine verunglückte Satire auf die Gerechtigkeit erachtet werden. Die Gewiſſensfreiheit iſt ja keine Wohlthat des Staats oder ein bürgerliches, erſt zu bewilligendes Recht, nein ſie iſt dem Menſchen angeboren und unveräußerlich. Was ſoll man nun dazu ſagen, wenn der Staat z. B. öffentlich und förmlich dem Rabbiner und den Judenälteſten verſtattet, eine Jurisdiction über das Gewiſſen der Juden auszuüben! Der Staat, der das ſchwarze und himmelſchreiende Verbrechen der Unterdrückung der Gewiſſensfreiheit hindern ſollte, leihet den Unterdrückern noch einen Theil ſeiner obrigkeitlichen Macht! — Nicht genug! Wenn nun der Jude mit ſeiner Gewiſſensfreiheit den ſclaviſchen Feſſeln des Judenthums entflohen iſt und ſich der bürgerlichen Geſellſchaft in die Arme werfen will, dann ſteht der Staat ſchon mit einer neuen Prieſterſchaft bereit: Jener muß, wenn er nicht länger Jude ſein will, irgend einer andern im Staate florirenden Orakel=Religion den Eid der Treue ſchwören, ſonſt wehet für ihn keine Luft im Lande!

Ein ſolcher Staat darf ſich nicht einen geſitteten, einen erleuchteten nennen, ein ſolcher Staat darf mit ſeiner Gerechtigkeitsliebe und mit ſeinen Geſetzbüchern nicht prahlen oder auf den Ruhm der Menſchenfreundlichkeit und Menſchenliebe Anſpruch machen. Dem Staate kann

es höchſt gleichgiltig ſein, was für eine Vorſtellung ſich dieſer oder jener von dem Weltgrunde mache und ob er ſich zu einer Verehrung deſſelben verpflichtet halte oder nicht. Die Vorſteher der Staaten haben nur darauf zu ſehen, daß jeder ſeine geſellſchaftlichen Pflichten erfülle und den andern nicht beleidige. Kann Jemand beweiſen, daß ihm die Handlungen eines Andern ſchaden, ſo mag der Staat jenen beſchützen. Der Staat würde ſelber zum ſchändlichſten Verbrecher werden, wenn er den Schutz und die Juſtiz nicht wirkſam eintreten laſſen wollte, eben ſo würde er ſich aber auch in der Eigenſchaft eines gewiſſenloſen Verbrechers, eines treuloſen Verräthers der Menſchenrechte zeigen, wenn er der Klage Jemandes Gehör geben wollte, der gegen Handlungen, die nicht ihm und Niemandem den geringſten Schaden bringen, die Juſtiz anrufen wollte. Wie kann der Staat alſo ſeine Strafmacht an einen Rabbiner übertragen, der einen Juden für Uebertretung des Gebotes, kein Schweinefleiſch zu eſſen, belangen will? Kann der Rabbiner keine durch das gegeſſene Schweinefleiſch erlittne thätliche Ungerechtigkeit oder Beleidigung nachweiſen, kann er ſich nur darauf berufen, daß ſeine Religion den Genuß des Schweinefleiſches verbiete, ſo darf ein vernünftiger Richter ihm nur antworten: „Gut! wenn deine Religion dir das Schweinefleiſch unterſagt, und du dies Geſetz für dich verbindlich hältſt: — ſo iß du kein Schweinefleiſch! — Du haſt deine vollkommne Gewiſſensfreiheit! Und wenn irgend ein Bube ſich unterſtehen will, dich mit Gewalt zum Genuß des Schweinefleiſches zu zwingen: ſo zeige ihn an; und der Staat wird, ſeiner Pflicht gemäß, dein angebornes Menſchheits-Recht in Schutz nehmen, und keinem Frevler einen Angriff und eine Kränkung deſſelben verſtatten!"

So gut aber der Rabbiner ſeiner Gewiſſensfreiheit gemäß kein Schweinefleiſch zu eſſen braucht, ſo gut hat auch der andre ſeine Gewiſſensfreiheit, in der er nicht chikanirt werden darf, noch weniger darf der Staat den Rabbiner bei dem Bubenſtück der Unterdrückung unterſtützen und ſich ſo zum Mitgenoſſen ſeines ſchändlichen Frevels gegen die erſten Natur- und Menſchheitsrechte machen.

3) Die Vorſteher der Staaten irren gar ſehr, wenn ſie ſich einbilden, daß die Religion ein unentbehrlicher Zügel und Zaum für das Volk ſei, um es in Gehorſam gegen die Landesgeſetze und Landesobrigkeit zu erhalten. Sind nicht faſt alle Verbrecher Religionsbekenner? Man baut den Gehorſam auf Sand, wenn man ihn auf Religionsgrundſätze gründen will. Denn dieſe ſind, wie ſchon mehrmals gezeigt,

ſchwankend, überdies beginnt ſchon der größte Haufe, an der kirchlichen Religion etwas verdächtiges zu riechen. Iſt es nun nicht vernünftiger, den Gehorſam lieber gleich auf die felſenfeſte Moral zu gründen?

Anmerkung.

Johann Heinrich Schulz, im Jahre 1741 geboren, war ſeit dem Jahre 1765 Pfarrer zu Gielsdorf, Wilkendorf und Hirſchfelde, und unter dem Namen Zopf-Schulz bekannt, weil er durch das Tragen des Zopfes auf der Kanzel gegen das Zopf- und Perrückenthum ſeiner Zeit opponirte.

Er edirte im Jahre 1783 eine vierbändige Schrift: „Verſuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menſchen, ohne Unterſchied der Religionen, nebſt einem Anhange von den Todesſtrafen,“ eine Schrift, die alsbald die Aufmerkſamkeit der Wächter der Rechtgläubigkeit erregte. Das Ober-Conſiſtorium in Berlin denunzirte ihn bei dem geiſtlichen Departement, betheuernd und bekräftigend, daß der Verfaſſer einer ſolchen Schrift Lehrer der chriſtlichen Religion nicht heißen, ſein, noch bleiben könne. Friedrich II. und ſein Miniſter Zedlitz wieſen die Sache dadurch von ſich ab, daß ſie in Schulz den Schriftſteller vom Prediger, den Moraliſten vom Theologen trennten und dem Conſiſtorium inſinuirten, es habe ſich um den Schulz nur als Prediger und Theologen, um den Schulz, wie er auf der Kanzel ſtehe, nicht um ihn als Schriftſteller zu bekümmern: als Letztrer ſei er dem Publikum, den Leſern und resp. Kritikern, nicht der geiſtlichen Behörde verantwortlich. — Als das Conſiſtorium aber nicht ruhete, und mehrere Male weiter anklopfte, wurde ihm endlich angedeutet, es möchte doch die längſt abgemachte Sache nicht wieder aus der Vergeſſenheit ziehen.

Im Jahre 1784 gab Schulz eine „Predigt über die falſche Lehre von ewigen Höllenſtrafen“ in Berlin heraus. In demſelben Jahre erſchien die „Philoſophiſche Betrachtung ꝛc.“ die oben ihrem Hauptinhalt nach mitgetheilt iſt.

1786: „Beurtheilung der vertrauten Briefe, die Religion betreffend; etwas zur frommen Erbauung für Gläubige und Ungläubige,“

Amſterdam (oder vielmehr Berlin). Und: „Der entlarvte Moſes Mendelſohn; oder völlige Aufklärung des räthſelhaften Todverdruſſes des Moſes Mendelsſohn über die Bekanntmachung des Leſſing'ſchen Atheismus von Jacobi.“ Ebend. Ferner: „Brief des heiligen Jambres im Elyſium an ſeinen Freund Jannes im Limbus der Väter, den ſchwarzen Mann auf dem Berge Sinai betreffend.“

Auf Veranlaſſung einer im Jahre 1784 von Schulz herausgegebenen Schrift: „Antwort der weltlichen Stände auf die Supplic, welche der proteſtantiſche Geiſtliche, Friedrich Germanus Lüdke in Berlin, über die Nichtabſchaffung des geiſtlichen Standes bei ihnen eingereicht hat“ (Amſterdam) wurde in den Schlözeriſchen Staatsanzeigen, Heft 36. S. 476 ff. von einer „Geſellſchaft edler Wahrheitsfreunde“ die Frage aufgeworfen: „ob es rathſam ſei, Religion und bürgerliche Moral von einander zu trennen.“ Und das dringende Anſuchen, mit welchem dieſe Frage dem denkenden Publikum zur Beantwortung vorgelegt war, brachte in Schulz den ſchon lange gehegten Vorſatz, ſeine Gedanken über dieſe Materie einmal freimüthig herauszuſagen, vollends zur Reife. So entſtand ſein „Erweis des himmelweiten Unterſchiedes“ ꝛc.

Die Anfechtungen, welche er, wie eben erwähnt, vom Ober-Conſiſtorium erfahren hatte, machen es erklärlich, daß er, übrigens ein Mann von klarem nüchternen Verſtande und ruhiger Gemüthsart, in dieſer Schrift nicht immer blos mit Freimüthigkeit und Wärme, ſondern häufig mit Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit ſich ausſpricht. Namentlich gilt dies von dem Abſchnitte über Kirche und Hierarchie. Es waren Geiſtliche und kirchliche Intereſſen, die ihm und der Verwirklichung ſeines Ideals von der Herrſchaft der reinen Moral hindernd in den Weg traten. Kein Wunder alſo, wenn ſeine Anſichten von dem geiſtlichen Stande und dem ganzen Kirchenweſen, ſo wie von dem Verhältniſſe beider zur Geſellſchaft, eine immer ungünſtigere Geſtalt annahmen und ihn zu einem unbefangenen Urtheile darüber unfähig machten. So iſt es gekommen, daß er zu ſeiner Schilderung von Kirche und Prieſterſchaft die ſtärkſten und grellſten Farben gewählt, ohne alle Kritik die nach Zeit und Ort verſchiedenartigſten Erſcheinungen in Eins zuſammengeworfen, die Nothwendigkeit einer Unterſcheidung zwiſchen Weſentlichem, Dauerndem und Allgemeinem einer- und Zufälligem, Vorübergehendem und Beſonderem andrerſeits ganz überſehen, und auf dieſe Weiſe nichts als ein Bild zu Stande gebracht hat, von welchem ſchon eine oberflächliche

Bekanntſchaft mit der Geſchichte kaum in den finſterſten Perioden der Entwickelung des religiöſen Lebens ein Urbild finden dürfte.

Kurz nach dem Erſcheinen dieſer Schrift ward das Religionsedict vom 9. Juli 1788 in Preußen publicirt. Und dieſes Edikt fand bald ſeine Diener, ſeine Fanatiker, es fanden ſich bald Männer, welche zu Gunſten des Religionsediktes das Geſchäft einer theologiſchen Polizei auf ſich nahmen. Ahrend und Michaelis, zwei Berliner Schulmeiſter (die Schulmeiſter von Berlin waren damals wahrſcheinlich ebenſo wie heut nach einer Gehaltszulage begierig) reiſten nach Hirſchfelde, um Schulz einmal predigen zu hören: Schulz predigte an dieſem Sonntag nicht, und da ſie die Ketzerei nicht aus der erſten Hand haben konnten, ſo nahmen ſie ſie aus der zweiten: ſie fragten ein Mitglied der Gemeinde aus, was es von dieſem, von jenem Dogma halte, und da vernahmen ſie denn ſo gottlos-moraliſch-aufgeklärte Anſichten, daß ſie ſie in ihrem echauffirten Gehirn brühwarm nach Berlin bringen konnten. Ueberdies ließ ein Berliner Prediger eine Predigt Schulzens nachſchreiben.

Die Unterſuchung gegen Schulz wurde eingeleitet. In einer Vernehmung am 27. September 1789 vor dem Conſiſtorial-Fiscal Huulbeck und den Conſiſtorialräthen Hermes und Hillmer wurde Schulz gefragt, ob er in ſeinem Lehrvortrage nach dem Begriff der lutheriſchen Kirche die Dreieinigkeit Gottes behaupte und vortrage. Schulz verneinte das, weil ihm als Lehrer des Volks nur diejenigen Lehren, welche zur moraliſchen Beſſrung des Gemüthes dienten, brauchbar ſchienen. Ferner erklärte er offen, daß er die Gottheit Chriſti, die Verſöhnung durch Chriſti Tod, die Nothwendigkeit der Taufe und des Abendmahls weder glaube noch lehre. — Schulz wurde belehrt, daß er jenen §. des Religionsedikts übertreten habe, wo das Verdächtig- und Ueberflüſſigmachen der Religionsgeheimniſſe verboten war. Uebrigens müßte er dem Religionsedikt gemäß, welches keine Abweichung von den confeſſionellen Dogmen dulden wollte, ſeiner Stelle entſetzt werden.

Das Kammergericht ſollte hierüber Recht ſprechen. „Sobald es klar erwieſen iſt," ſchrieb der König an den Miniſter Wöllner, „daß der Schulz, ſeitdem das Religionsedikt erſchienen, noch ferner fortgefahren, ſeine bekannten Irrthümer den Leuten vorzutragen und von den Grundwahrheiten der lutheriſchen Confeſſion abzuweichen, wird das Kammergericht wohl kein Bedenken tragen, ihn als einen ungehorſamen Unterthan gegen meine landesherrlichen Befehle zu behandeln und ihm die in dem Edikt feſtgeſetzte Strafe zuzuerkennen."

In der Vertheidigungsſchrift, welche Schulz einreichte, wußte er auf eine feine Weiſe einen Widerſpruch, der im Religionsedikt enthalten war, und der in jeder Orthodoxie ſchlummert, herauszukehren und für ſich zu benutzen. Das Religionsedikt, meinte er, verbietet zu lehren, was dem Geiſte des wahren Chriſtenthums zuwider iſt; zugleich aber will es, daß an dem Lehrbegriff der drei verſchiedenen chriſtlichen Confeſſionen nicht gerührt werde und daß man ſich mit ihnen begnüge. Giebt es drei von einander abweichende Confeſſionen, ſo kann entweder nur eine das wahre Chriſtenthum haben, oder ſie haben es alle drei nicht. Wenn ich mich nun bemühe, das „wahre Chriſtenthum,“ unabhängig von Confeſſions-Schriften und Streitigkeiten, aus der heiligen Schrift zu entwickeln, ſo werde ich vor Allen dem ächten Sinn des N.-T., welches den Geiſt des „wahren Chriſtenthums“ gewahrt wiſſen will, entſprochen haben.

Bevor das Kammergericht das Urtheil fällte, erſuchte es das Conſiſtorium um Beantwortung von fünf Fragen: unter andern, ob die Lehre Jeſu ſämmtliche Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion enthalte und worin dieſe beſtehen; ob die Grundwahrheiten der lutheriſchen Confeſſion mit den Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion übereinſtimmen und worin ihre Nichtübereinſtimmung ſich gründe u. ſ. w. Indem das Kammergericht dieſe Fragen beantwortet haben wollte, erklärte es ſich unbewußt für incompetent in dieſer Sache: es machte ſein Urtheil von der Beantwortung von Fragen abhängig, die ohne einen Pabſt nun und nimmermehr auf unfehlbare Weiſe erledigt werden konnten und die von einem Reformirten anders beantwortet werden mußten als von einem Lutheriſchen: es zeigte, daß die Frage eine theologiſche und literariſche war: es ſetzte ferner das Conſiſtorium einer Verlegenheit aus, denn das Conſiſtorium wußte wohl, daß es ſich ſelber über dieſe Fragen nicht werde einigen können — ſollte aber etwa eine durch Abſtimmung hervorgebrachte Majorität einen wiſſenſchaftlichen Streitpunkt erledigen? — Genug, der König mußte bei dieſer Verlegenheit dazwiſchen kommen, er ließ dem Kammergericht durch den Herrn von Carmer ſeine „wunderlichen Fragen“ verweiſen, und dem Conſiſtorio durch den Herrn von Wöllner unterſagen, auf alle Fragen des Kammergerichts zu antworten.

Endlich erſchien das Urtheil des Kammergerichts, welches dahin lautete, Schulz ſei zwar für keinen proteſtantiſch-lutheriſchen, wohl aber für einen chriſtlichen Prediger zu halten, und als chriſtlicher Prediger

einer zwar nicht proteſtantiſchen aber wohl chriſtlichen Gemeinde in ſeinem Amte zu dulden. — Der König beſtätigte das Urtheil nicht, ſondern änderte es dahin um, Schulz ſei für einen proteſtantiſch-lutheriſchen Prediger nicht zu erachten, ſolchem nach ſeines Amtes zu entſetzen. Dem Criminalſenat des Kammergerichts wurde außerdem das „größte Mißfallen,“ die „allerhöchſte Ungnade“ über ſeinen „unbegreiflichen“ Spruch, wobei „der erſten und heiligſten Pflicht des Richterſtandes, die in genauer Befolgung der Geſetze beſtehe, zuwider gehandelt ſei,“ über dieſes „auffallende“ Betragen, dem Könige vorſchreiben zu wollen, wen er dulden ſolle, zu erkennen gegeben. In dem Votum derer, die für Schulzens Belaſſung im Amt geſtimmt, fand der König eine ungeeignete Oppoſition, die durch erzwungene Wendungen den Geſetzen ihre Kraft nehmen wollte; den Votanten wurde angezeigt, daß ſie zu keiner höhern Stellung befördert werden würden und daß ihnen zur Strafe eine dreimonatliche Beſoldung werde entzogen werden. — Erſt ſpäter, auf eine Vorſtellung des Kammergerichts, wurden die Beſtimmungen dieſes ungnädigen Erlaſſes zurückgenommen.

Die Gemeinden Schulzens erklärten in einem Schreiben an die oberſte Behörde, daß ſie, auf den Namen Lutheraner Verzicht leiſtend, ſich mit dem Namen einer chriſtlichen Gemeinde begnügen wollten und Schulz als Prediger zu behalten wünſchten: ihr Paſtor habe ſie im Nachdenken geübt, ſie wollten ſchlechterdings nichts annehmen, als was ſie geprüft hätten.

Schulz appellirte, indem er aber zugleich darauf hinwies, daß gar kein richterliches Erkenntniß für ihn vorhanden ſei, gegen deſſen Gründe er ſich vertheidigen könnte, das Reſcript des Königs, wodurch das Urtheil des Criminalſenats alterirt worden, ſei ein Machtſpruch. In einer weitern Vertheidigungsſchrift bewies Schulz, daß er den wahren Proteſtantismus, das wahre Lutherthum habe: denn nicht eine dogmatiſche, ſondern eine hiſtoriſche Frage ſei es, was dieſe beiden Begriffe bedeuten: nach den Anweiſungen der Hiſtorie ſeien aber die Worte Lutherthum, Proteſtantismus und freie Forſchung nur Ausdrucksweiſen für einen und denſelbigen Begriff.

Das Urtheil zweiter Inſtanz, auf das Religionsedikt ſich ſtützend, zwiſchen Glaubens- und Lehrfreiheit unterſcheidend, behauptend, eine Geſellſchaft könne ohne Gleichförmigkeit, ohne allgemein verbindliche Formeln, denen Schulz trotz ſeiner Verpflichtung auf die ſymboliſchen Bücher untreu geworden ſei, nicht beſtehen, beſtätigte die Abſetzung des

Gielsdorfer Predigers, und nach einem nachträglichen Schriftenwechſel, in welchem ſich Schulz gegen die Gründe des zweiten Urtheils als beleidigende und ungerechte beklagte, und dem durch die Drohung eines fiscaliſchen Proceſſes ein Ende gemacht wurde, war die Sache aus."

Später wurde Schulz bei der Porzellanmanufaktur in Berlin als Geſchirrſchreiber angeſtellt.

Bibliothek

der

Deutſchen Aufklärer

des achtzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

Martin von Geismar.

IV.

Voglers, Superintendenten zu Bayreuth, Evangeliſt Johannes vor dem jüngſten Gericht.

Leipzig: Otto Wigand.

Eigenthum der Vereins=Verlagsbuchhandlung.

1846.

Vorwort des Herausgebers.

Ueber die theologiſchen Streitigkeiten und Unterſuchungen iſt unſere Zeit aus dem doppelten Grunde hinaus, weil ſie für immer beendigt und gelöſt ſind und weil die Wortführer der Gegenwart, die das Volk wieder für religiöſe Intereſſen begeiſtert haben, nicht die Kraft beſitzen, die zur Durchführung eines theologiſchen Kampfes, zu einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung gehört.

Der Kampf iſt nicht mehr nöthig und bei der Schwäche derjenigen, die ſich über die Religion noch ſtreiten, nicht mehr möglich. Die Sache der Religion braucht nicht mehr auf wiſſenſchaftlichem Wege entſchieden zu werden und die religiöſen und kirchlichen Gladiatoren der Gegenwart ſind zu nichts weniger geeignet, als zur Löſung einer wiſſenſchaftlichen und in die Geſchichte eingreifenden Frage.

Wie war es alſo möglich, daß nach der Vollendung der Religionskritik noch einmal die religiöſe Aufregung des Jahres 1845 die Gemüther beſchäftigen konnte?

Nachdem die Kritik während der Jahre 1840—1842 ſich der Zeit ſo entſchieden bemächtigt hatte, daß ihre Stellung für die Zukunft ſelbſt durch die Angriffe, die ſie täglich erfährt, als geſichert anerkannt iſt, war die theologiſche Literatur mit einemmale abgeſchloſſen und wird es keine theologiſche Literatur mehr geben. Wenn der Erfolg der Kritik ſelbſt darin ausgeſprochen liegt, daß die neukatholiſche und die lichtfreundliche Literatur nicht mehr eine theologiſche genannt werden kann, als was iſt dieſe nun zu bezeichnen? Wie verhält ſie ſich zu der theolo-

giſchen Literatur der dreißiger Jahre, die dem Auftreten der Kritik vorausging. Wie verhält ſie ſich zur Kritik, und wie begegnen, berühren und unterſcheiden ſich beide Literaturen, die vorangehende und die nachfolgende, in ihrem Verhältniß zu derſelben Kritik, die ſie beide auseinanderhält und zugleich verbindet?

Die folgende Ueberſicht wird dieſe Frage beantworten.

Das Straußiſche Werk bildet den Mittelpunkt, der das letzte Jahrzehnt, welches die Theologie erlebt hat, in jene zwei Hälften theilte, deren Unterſchied charakteriſtiſch und zugleich im hohen Grade bedenklich war.

In die dreißiger Jahre zog ſich nämlich jene Literatur mit hinüber, deren Urſprung in dem vorhergehenden Decennium lag und die den chriſtlichen Glauben gegen den Rationalismus ſowie gegen die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts zu retten ſuchte und ſo ſehr gerettet zu haben ſchien, daß ſich wenigſtens kein ebenbürtiger Gegner auf demſelben Felde der Literatur finden wollte. Lücke hatte in dem Evangelium des Johannis das geiſtige, das wahre, rechte Leibevangelium der Chriſtenheit gerettet, indem er es überall als das urſprüngliche und als das Werk eines Augenzeugen zu rechtfertigen wußte, und in den dreißiger Jahren ward ihm die Genugthuung, daß dem Beifall, den ſein Unternehmen gefunden hatte, eine zweite Auflage des Werkes nöthig machte. Hengſtenberg hatte gegen das Ende der zwanziger Jahre den Grund zu ſeiner Chriſtologie gelegt und ſchob nun mit voller Macht in das neue Jahrzehnt ein Werk hinein, welches die geiſtigen und milden Theologen befremdete — ſie ließen es daher auch unbeachtet —, die Anhänger, die es fand, verſteinerte, da ihnen die Kraft fehlte, mit der es ſein Urheber als wiſſenſchaftliche Legitimation ſeiner praktiſchen Kirchenherrſchaft hinſtellte — — — ein Werk, welches bei der außerordentlichen Präciſion, mit der es die aufgeklärte und rationaliſtiſche Erklärung des Alten Teſtaments auflöſte und die alte orthodoxe Auslegung wieder zu ihrem Rechte brachte, eine allgemeine Anerkennung nicht finden konnte, ein Werk, welches an Strauß, der es ſo gut wie gar nicht kannte, ſich bitter rächte und erſt von dem Kritiker, der es auflöſte, ſeine gerechte Würdigung erhielt. Der ächte Repräſentant der nächſten Jahre, die dem Auftreten Straußens vorangingen, war endlich Alshauſen, der

Lücke mit Hengſtenberg, die Apologetik mit etwas philoſophiſcher Myſtik verband, mit Hengſtenberg für die Einheit des Alten und Neuen Teſtamentes ſprach, mit Lücken für das Geiſtes-Evangelium des Johannes ſchwärmte und in ſeiner theologiſchen Weichheit ſein Herz auch für die ſynoptiſchen Evangelien erweitern konnte.

Die Zeit war zu guter letzt noch einmal eine ächt und recht theologiſche geworden, die Erſchütterung welche die Aufklärung hervorgebracht hatte, und die zunächſt nur im Rationalismus nachzuwirken ſchien, war nämlich allgemein noch fühlbar und man bemühte ſich noch einmal aus allen Kräften, die Einheit, Einzigkeit und Gediegenheit der Offenbarung für alle Zeiten ſicher zu ſtellen, d. h. alle fernere Geſchichte unmöglich zu machen, die innern Widerſprüche in jedem einzelnen bibliſchen Dokumente, den Widerſpruch der Dokumente untereinander und den Widerſpruch ihrer Geſchichtsangaben mit der profanen Geſchichtsſchreibung auszugleichen. Man vermittelte — (und mit welcher Anſtrengung und Unmündlichkeit: Kein Widerſpruch blieb unbeachtet, keiner aber auch beſtehen! Alles wurde ausgeglichen!) — man rationaliſirte alſo — (wenn Lücke die innern Widerſprüche des johanneiſchen Evangeliums ausglich, ſo griff er den Buchſtaben ſelbſt an; wenn er dieſe Urkunde als das rechte Evangelium des Herrn hinſtellte, ſo ſetzte er damit die ſynoptiſchen Evangelien herab, und da er bei alle dem zu zartfühlend, zu abhängig, zu theologiſch war, als daß er über die letzteren ein entſchiedenes Endurtheil hätte fällen ſollen, da er ſie auch gelten laſſen wollte, ſo machte er ſein Lob des Herzensevangeliums ſelbſt zu nichts anderm, als einer weitläufig ausgearbeiteten Redensart. Je kräftiger und energiſcher Hengſtenberg arbeitete, je feſter er zugriff, um ſo mehr mußte die rationaliſtiſche Gewaltthätigkeit gegen den heiligen Buchſtaben ihm zur Hilfe kommen, ſo daß endlich ſeine Chriſtologie die gewaltſame Umwandlung des Alten Teſtaments in das Evangelium und die Umwandlung des Evangeliums in das ſtrenge Judenthum wurde) — indem man aber rationaliſirte und gründlich allumfaſſend rationaliſirte, lockerte man den Buchſtaben in dem Grade auf, daß er endlich der Hypotheſe Straußens verfallen konnte.

Bis auf Strauß hatte die Theologie raſtlos — aber an ihrem eigenen Untergange gearbeitet und nachdem der heilige Buchſtabe von ihr ſelbſt in eine theologiſche Vorſtellung umgewandelt war — (er galt nur als das, was er durch die apologetiſche, alſo auch rationaliſtiſche

Erklärung geworden war) — konnte Strauß daran denken, ihn als Erzeugniß der religiöſen Vorſtellung, als Mythus, zu faſſen.

Strauß hatte nichts Neues geſchaffen, ſondern nur die heilige Geſchichte in derſelben innern Proportion, die ſie in der theologiſchen Auffaſſung hatte, in demſelben Verhältniß zu dem Alten Teſtamente, den ihr ein Berthold z. B. — (bis zu Hengſtenberg war er nicht einmal fortgegangen) — zu dem ſogenannten meſſianiſchen Syſtem der Juden gab, in derſelben Stellung zu der geſammten Weltgeſchichte, die ſie der Tradition nach hatte, ſtehen laſſen. Er hatte nur denſelben Stoff, der dem durchſchnittlichen theologiſchen Bewußtſein mehr oder weniger als Geſchichte galt, mehr oder weniger zu einem Erzeugniß der dichtenden Sage gemacht und wenn der gewöhnliche Theologe ſelbſt ſchon am Saum der evangeliſchen Geſchichte der Sage ein Gränzgebiet anwies, von wo ſie ihre Gewebe auch mitten über das Gebiet der Geſchichte werfen konnte, ſo ließ es dagegen Strauß unentſchieden und konnte er es nicht entſcheiden, da er auch noch eine Maſſe rein geſchichtlichen Stoffes annahm, wo die Gränzlinie des Geſchichtlichen und Mythiſchen zu finden ſei. Kurz, er war ſo abhängig von dem theologiſchen Bewußtſein, daß er ein „Leben Jeſu“ ſchreiben wollte.

Die Theologen erſchraken, als Straußens Werk erſchien, und die Widerſprüche und Schwierigkeiten ihres Syſtems ihnen in einer Form entgegentraten, in der ſie zu einer Reflexion auf dieſelben gezwungen waren. Bis jetzt hatten ſie ſich auf ebener Erde, in ihren Büchern, in ihrem Bewußtſein, in ihrem praktiſchen Leben zwiſchen denſelben hindurch gewunden: nun aber ſahen ſie dieſelben an den Himmel der mythiſchen Auffaſſung erhoben, wo ſie ihnen als eine fremde Macht erſchienen, und ſie ſprachen ſich ſelbſt ihr Endurtheil, als ſie mit der Geſchichtsanſchauung Straußens ihre eigene als unbegreiflich und unerklärlich bezeichneten.

Wenn die Auferſtehung Jeſu, ſagten ſie z. B., ein Werk der mythiſchen Dichtung iſt, ſo iſt das Auftreten des Apoſtels Paulus unbegreiflich und unmöglich: als ob es nicht auch in ihrem Syſtem, wo die Kämpfe der erſten Gemeinde, die Kämpfe des Apoſtels Paulus in den Evangelien längſt entſchieden ſind, eine Unmöglichkeit, oder vielmehr ein unnöthiger Ueberfluß ſei! Strauß und ſeine Gegner ſtimmen darin überein, daß „der Glaube an die Auferſtehung Jeſu der Grundſtein war, ohne den die chriſtliche Gemeinde ſich nicht hätte bilden können“ d. h. auf beiden Seiten gab man der Gemeinde, die ſich ſelbſt mit ihrem

Princip und Inhalt ſchuf, eine geſchichtliche Präexiſtenz, wobei es gleichgültig war, ob man ſie ſich ſelbſt als ein Individuum oder — noch größeres Unding! — als wirkliche, wenn auch kleinere, Gemeinde präexiſtiren ließ. Strauß begriff das kirchliche Syſtem nicht und gab in ſeiner mythiſchen Auffaſſung nur die unerkannte gläubige Anſchauung wieder — die Apologeten hatten alſo vollkommen Recht, wenn ſie ſeine Conſtruktionen und fehlerhaften Zirkel rein unbegreiflich nannten.

Was die ſogenannte meſſianiſche Dogmatik betrifft, ſo unterſcheidet ſich Strauß von ſeinen Gegnern nur dadurch, daß er, während nach der Anſicht der letztern Jeſus ſelbſt die Weiſſagungen des Alten Teſtaments auf ſich bezog, die Jünger dieſe Beziehung auf die Perſon Jeſu ausführen läßt: für beide Secten iſt alſo der ideale Gehalt des meſſianiſchen Glaubens, wie die Perſon, auf die er übertragen wurde, in gleicher Weiſe präexiſtirend, eine geſchichtliche ſchöpferiſche Thätigkeit wiſſen beide Seiten in der Bildung der chriſtlichen Gemeinde nicht zu entdecken, 'und der Kampf beider Seiten beſteht nur darin, daß jede Parthei ihre eigene Anſicht unerklärlich nennt, indem ſie die der andern Parthei verwirft und zugleich in ihrer eigenen nur wiederholen oder reproduziren kann.

Der Mangel aller Geſchichtsanſchauung drückt ſich in allen Wendungen, in allen Kunſtgriffen dieſer Verhandlungen zwiſchen beiden Seiten aus. Strauß, der die meſſianiſche Idee, wie ſie in Bertholds Schrift nach den Angaben der Evangelien (!) nachträglich konſtruirt iſt, der chriſtlichen Gemeinde vorausſetzte, konnte nicht begreiflich machen, wie die Welt dazu kam, im erſten Jahrhundert der neuen Zeitrechnung an die Erfüllung dieſer Idee zu glauben. Ja, ſagten nun ſeine Gegner, — ſie merkten wieder nicht, daß ſie damit nur die Uebergreiflichkeit ihrer Vorausſetzung ausſprachen, ja, es iſt auch unbegreiflich, wie die gebildeten Völker des Alterthums, wenn die Gemeinde nur durch „Ideen“ geſtiftet iſt, dieſe Ideen von dem jüdiſchen Volke annehmen konnten, welches allen verächtlich und ein Gegenſtand des Haſſes war. Die Apologeten kannten alſo ihr eigenes Syſtem ſo wenig, daß ſie nicht wußten, daß die Verachtung und der Haß Seiner ſelbſt der Mittelpunkt deſſelben ſei — ſie wußten es nicht, daß die Welt zu jener Zeit, als die Verachtung Seiner ſelbſt das herrſchende Dogma wurde, ſich ſelbſt verachtete und faßte und in ihrer Gedrücktheit ſich ſelbſt unerträglich geworden war.

Da Strauß das Räthſel der Theologie nicht gelöſt ſondern nur in einem weniger maſſiven Ausdruck wiedergegeben hatte, ſo behandelten

ihn die Theologen faſt noch als ihres Gleichen und ſie wandten ſich noch perſönlich an ihn, indem ſie auf ihn Eindruck zu machen hofften und den Gedanken nicht aufgaben, daß er ihre Einwendungen und Zweifel als begründet anerkennen würde.

Eine gefährliche Forderung! Ein ſchon unnöthiges Zugeſtändniß! Ein Zugeſtändniß, welches mit Bewußtſein dargeboten, den Theologen die äußerſte Gefahr drohte und zum Glück für ſie Straußen unmöglich war! Straußens Arbeit war ſchon eine Tautologie — die bloße, wenn auch abgeſchwächte Wiederholung des theologiſchen Syſtems. Strauß hatte die Unbegreiflichkeit der theologiſchen Vorausſetzung nur befeſtigt, indem er ſie in das Reich der Sache verlegte: ſollte er nun dieſe Unbegreiflichkeit mit Bewußtſein, mit Einſicht ausſprechen — d. h. erkennen, erklären, und auflöſen, ſo hätte er zugleich darſtellen müſſen, daß ſeine Auffaſſung und die apologetiſche Glied vor Glied übereinſtimmen, mit ſeinem Syſtem hätte er zugleich das ſeiner theologiſchen Gegner auflöſen müſſen.

Es blieb bei der bloßen unaufgelöſten Unbegreiflichkeit und die Theologie endigte mit dem Geſtändniß, daß ſie keine der Aufgaben, mit denen ſie ſich ſeit Jahrhunderten beſchäftigt hatte, gelöſt habe. Sie war ſich ſelbſt mit allen ihren Gegenſtänden unbegreiflich geblieben.

Der Hauptkampf, den das Erſcheinen des Straußiſchen Werkes im Jahre 1835 hervorrief, wurde in jenen Broſchüren geführt, in denen die Apologeten, damit, daß ſie die Hypotheſe ihres Gegners als unbegreiflich bezeichneten, die ihrige als ein noch ungelöſtes und für ſie unlösbares Problem charakteriſirten. Die Theologie hatte damit ausgeſprochen, daß ſie am Ende ihrer Arbeiten ſtehe, und wenn Tholuck in der Eile — um Strauß zu widerlegen und „die Glaubwürdigkeit der evangeliſchen Geſchichte“ zu beweiſen, noch einmal den Lardner ausſchrieb, wenn Neander in gleicher Eile die Widerſprüche der heiligen Geſchichte in ſeinem Leben Jeſu zu zähmen verſuchte und ein Lange z. B. mit einer Frechheit, die auf ihren äſthetiſchen Anflug pochte, ſich die Miene gab, als ſei die Widerlegung der Straußiſchen Hypotheſe ein wahres Kinderſpiel, ſo waren dieſe Bravourthaten nur die letzten Anſtrengungen der Verzweiflung-Anſtrengungen, die ſogar nur dadurch möglich geweſen waren, daß der Gegner der Apologeten den theologiſchen Standpunkt noch nicht verlaſſen hatte.

Im Jahre 1838, als Weiße zum erſtenmale, ſo lange die Urkunden des Evangeliums exiſtiren, einen wirklich äſthetiſchen Blick auf die

Schrift des Johannes warf, vermittelſt der äſthetiſchen Urtheilskraft die innere Unhaltbarkeit ihrer weſentlichſten Beſtandtheile nachwies, als Wilke, auf wirklich hiſtoriſchem Wege zum erſtenmale als wirklicher Philologe die Urſprünglichkeit des Evangeliums des Marcus nachwies, als mithin zum erſtenmale die Aeſthetik und die Philologie eine wirkliche Kritik der evangeliſchen Geſchichtſchreibung lieferten, war die Theologie ſprachlos geworden, und ihre Literatur abgeſchloſſen. Weiße's und Wilke's Schrift waren für die Theologie nicht vorhanden, weil es keine Theologie mehr gab und die einzige geſchichtliche Exiſtenz, die die Theologie noch hatte, beſaß ſie in den Ueberreſten, die ſie ſich in jenen beiden Werken noch zu retten gewußt hatte.

Das Jahr 1835 war alſo in dem Jahrzehent, deſſen Mitte es bildete, der kritiſche Entſcheidungspunkt: vorher die rüſtigſte und eine noch friſche Thätigkeit, eine wirklich hiſtoriſche Entwickelung, in der Mitte der Abſchluß in der Paralleliſirung der fertigen Apologetik und der theologiſchen Umwandlung der Theologie in die Straußiſche Hypotheſe, ſogleich darauf das Verſtummen der Theologie und das Auftreten der Vorboten einer wirklichen Kritik.

Zu dieſen Vorboten gehört noch die Schrift B. Bauers über Hengſtenberg. Sollte nämlich, um die Kritik zu vollenden, nachdem die Aeſthetik ihre erſten Winke gegeben und die Philologie die ſynoptiſchen Evangelien durchwühlt hatte, auch die Hiſtorie zu dem Werke hinzutreten und die geſchichtliche Stellung des Prieſterthums ſowie ſeinen geſchichtlichen Urſprung beſtimmen, ſo mußte zuvor das Verhältniß des Alten und Neuen Teſtaments, über welches, ſo lange die Kirche beſtand und die Apologetik ſich mit ſeiner Beſtimmung beſchäftigt hatte, noch kein reines auf philologiſcher Kritik und Geſchichtsanſchauung beruhendes Urtheil durchgeführt war, beſtimmt und die geſchichtliche Bedeutung des Chriſtenthums in ſeinem Unterſchiede vom Alten Teſtament gegen die theologiſche Auffaſſung, die alle Geſchichte gern läugnen möchte, ſicher geſtellt werden.

Jetzt nachdem B. Bauer im Jahre 1839 in ſeinen Briefen über Hengſtenberg die Entwickelung der dreißiger Jahre in der Form, daß die Apologetik nicht einmal an den Verſuch einer Antwort denken konnte, abgeſchloſſen hatte, war es möglich, daß ſich die äſthetiſche Urtheilskraft, die philologiſche Kritik und die Geſchichtsanſchauung, gereinigt von den theologiſchen Intereſſen, zu jener einfachen und gehaltvollen Macht der Kritik vereinigen konnten, die in ihrer Reinheit und Gediegen-

heit allein dasjenige iſt, was man bis dahin noch ziemlich ſchwankend und unſicher „Vorausſetzungsloſigkeit" genannt hatte. So lieferte nun B. Bauer während der Jahre 1840—42 ſeine Kritik der evangeliſchen Geſchichte des Johannes und der Synoptiker und wenn er im Verlauf derſelben, indem er den ſchriftſtelleriſchen Urſprung der Evangelien aufdeckte, den Beweis lieferte, daß das ſchöpferiſche und geſtaltende Selbſtbewußtſein in den Evangelien den Glauben der Gemeinde für die Geſchichte fixirt habe, ſo führte er ſeine Entdeckung bis zu jenem Punkte durch, wo die geſchichtliche Originalität der chriſtlichen Anſchauung von Meſſias außer Zweifel geſetzt wurde. Er zeigte nämlich, daß der chriſtliche Gedanke des Meſſias nicht bereits im Alten Teſtament liege, er befreite die Geſchichte vom Geſpenſt einer Chriſtologie, die dem Chriſtenthume vorangegangen ſei, vom Geſpenſt einer Perſon und einer Gemeinde, die ein fertiges Syſtem nur auf ſich ſelbſt angewandt haben ſollen, — er zeigte, daß der Urſprung der Gemeinde und ihrer Chriſtologie zuſammenfallen und ihre Bildung ein= und derſelbe ſchöpferiſche Akt ſeien.

Das Ich, das ſchöpferiſche Selbſtbewußtſein war damit als Urheber und Meiſter der Geſchichte anerkannt.

Gegen dieſen Urſprung mußte die Theologie ihren Banquerutt erklären, d. h. ſie konnte ſich nicht mehr auf einen theologiſchen Streit einlaſſen, da die Frage und ihre Löſung ihr völlig entrückt und zu einer allgemein geſchichtlichen geworden war. Die Sprachfähigkeit, die ihr noch übrig geblieben, konnte ſie nur noch dazu anwenden, um öffentlich zu beweiſen, daß die Colliſion, die nicht mehr nur dem theologiſchen Forum angehörte, ihr Faſſungsvermögen überſteige, und es war vollkommen folgerecht, daß ſie mit der definitiven Erklärung ihrer Unfähigkeit wartete, bis die Staatsgewalt an ſie die Anfrage ergehen ließ, wie ſich die Kritik zu dem bisher beſtehenden Chriſtenthume verhalte.

Die Theologie mußte es dem Urheber der Colliſion überlaſſen, dieſelbe in ihrem Urſprunge, ihrer Bedeutung und in ihren Folgen darzuſtellen.

Der Kampf iſt beendigt und dennoch im Jahre 1845 wieder ſo viel Lärm? Wieder theologiſche Kämpfe? Streit ...... doch um was? Wirklich theologiſcher Streit? Sehen wir zu, ob zwiſchen den Partheien, die im vergangenen Jahre die Welt mit ihrem Lärm erfüllten

und die Zukunft ſchon im Beſitz zu haben glaubten, ein entſcheidender Streit geführt und was die Angelegenheit, um die ſie ſich ſtritten, in ihren Händen geworden iſt.

Es wird zweckmäßig ſein, wenn wir zuerſt ein Paar von denjenigen, die noch den alten Glauben zu vertreten meinen, gegen ihre lichtfreundlichen Gegner ſich ausſprechen laſſen, da ihre Sprache noch am beſtimmteſten iſt und den Stand der Frage am ſicherſten bezeichnen wird.

Piſtorius z. B. in ſeinem Auftritt gegen König ſpricht es von vorn herein aus, daß er nicht daran denke, ſeinen Gegner bekehren zu wollen, und an einen Erfolg in dieſer Hinſicht nicht im entfernteſten denke: „in der Hinſicht, ſagt er in ſeiner höflichen Weiſe, iſt Hopfen und Malz an Ihnen verloren.“ Er will ihn auch nicht belehren, ebenſo wenig den lutheriſchen Glaubensſchatz gegen ihn vertheidigen, da derſelbe auch ohne ſeine Vertheidigung der rechte Chriſtenſchatz bleibe.

In derſelben Weiſe ſagt Guericke gegen Wislicenus, daß er durchaus nicht geſonnen ſei, mit ihm über ſeine Grundſätze zu disputiren, da er als Chriſt, als evangeliſcher, als evangeliſch-lutheriſcher Chriſt den Streit als bereits völlig durchgekämpft und entſchieden anſehe und ſeine Grundſätze nicht als disputabel betrachten könne; ſeinem Gegner gegenüber ſei er nur ein Zeugniß ſchuldig, — das Zeugniß von ſeiner eigenen Exiſtenz und von der Exiſtenz der Millionen gläubigen Chriſten, die durch ihr bloßes Daſein . . . nun was widerlegen? die Wiſſenſchaft? die Kritik? das Erkennen? die Entwickelung der Geſchichte? die Theorie? Keinesweges! ſondern das bloße Nein widerlegen, welches die Lichtfreunde . . . . . nun wem entgegenſetzen? dem Glauben? der Kirche? dem Evangelium? Keinesweges! wir werden vielmehr ſogleich ſehen, wem die Lichtfreunde ihr Nein entgegenſetzen und welchem Nein Herr Guericke und die Andern ihre Exiſtenz und die Exiſtenz ihrer Brüder entgegenſtellen.

Alſo bekehren, belehren, widerlegen wollen die vermeintlich Rechtgläubigen ihre Gegner nicht, ſondern ihnen nur von ihrem Daſein Zeugniß ablegen und ihnen höchſtens zeigen, wie „unwiſſend“ ſie ſeien, daß ſie von dieſem ihren Daſein ihres Gleichen Nichts wußten. Sie wollen ihnen ihre Unkenntniß der Geſchichte nachweiſen und die ganze Geſchichte des Guericke und ſeiner Freunde beſteht nur darin, daß er und ſeine Freunde ſind und daß ſeines Gleichen immer geweſen ſeien.

So ſagt z. B. Herr Piſtorius, daß „geſchichtlich immer noch ein Haufe von Menſchen da iſt, welcher in der Bibel Jeſu Leben und Lehre

geſucht und zu finden behauptet, — das iſt eine geſchichtliche Sache, über die ich aus der Vernunft nicht aburtheilen kann'' — eine Thatſache iſt es, meint er, die man ſtehen laſſen muß.

Dieſes Daſein, für welches das Eſſen und Trinken die entſcheidende Inſtanz bildet, ſuchen die Gegner der Lichtfreunde auch in der Vergangenheit auf, in den Fragen, die früher zu einer Reihe von Hypotheſen Anlaß gaben, und zuletzt von der Kritik entſchieden worden ſind, giebt es ihnen den Ausgangspunkt, die Richtſchnur und die Löſung. Wenn z. B. die Lichtfreunde, falls ſie ſich einmal, wie Wislicenus thut, über die heiligen Urkunden ausſprechen, den Satz aufſtellen, daß Einiges derſelben wahr ſei, Anderes nicht, ſo fragt ſie Herr Piſtorius: ,,wer von uns iſt denn dabei geweſen, daß wir das wüßten?'' Dagegen giebt es für Herrn Piſtorius Perſonen, die dabei waren und ihr Dabeiſein ſich und Andern auf das kräftigſte demonſtrirt haben: ,,Das Zeugniß der Apoſtel, ſagt er, der Apoſtel, die mit Jeſu getrunken und gegeſſen haben, kann man mit einem bloßen Nein nicht entkräften.'' Sehr wahr, — ſo wenig ein Daſein, welches nur behauptet wird und nur in der Richtung des ausgeſtreckten Zeigefingers liegt, das bloße Nein entkräften kann.

Aber ſind denn Partheien, die ſich mit dem Zeigefinger und einem bloßen Nein zu widerlegen glauben, wirklich Gegenſätze? Gegner ſind ſie, denn ſie bekämpfen ſich mit Pantomimen und mit Interjectionen, aber ſind ſie geſchichtliche Gegner, die wirklich einen lebensvollen Gegenſatz repräſentiren und eine Frage behandeln, deren Löſung für die Geſchichte von Bedeutung iſt, einer Frage, die einer Löſung erſt noch bedarf?

Der Verfaſſer des ,,rechten Standpunktes,'' Herr Uhlich und ihre Freunde kommen eben ſo wie ihre Gegner auf ein einfaches Daſein zurück, oder vielmehr ſie ſprechen, während ihre Gegner den Zeigefinger in die Luft ſtrecken, von vorn herein immer nur von einem einfachen Daſein, welches auch nur in der Einförmigkeit ihrer Sprache und Meinung exiſtirt. Ihrem Grundſatz getreu: ,,Alles ſo einfach wie möglich!'' erklären ſie — ſie können nämlich nur erklären, — daß ſie ,,den Ausbau des Reiches Jeſu nach Anleitung des einfachen Evangelium wollen'' — ſie können nämlich nur wollen. Sie halten ſich an das ,,reine lautere Evangelium'' — ihr ,,Glaube iſt das einfache evangeliſche Chriſtenthum.''

,,Das einfache Evangelium'' — wollen es nicht auch die Gegner der Lichtfreunde? ,,Das einfache Evangelium'' — iſt es nicht auch das

einfache Sein, auf welches die Gegner Uhlichs und des „rechten Stand-punkts" hinzeigen?

„Das einfache Evangelium," an welches ſich die Lichtfreunde „halten" — beſteht es noch in den wirklichen Evangelien, aus den vier Evangelien, zu denen ſich die alte Kirche bekannte, und aus den wirklichen Berichten, die den Text der chriſtlichen Predigt bildeten?

Nein! Es iſt nur das Wort, welches von dieſen geſchichtlichen Größen übrig geblieben iſt.

Das Buch aber, von deſſen Verfaſſern die Gegner der Lichtfreunde wiſſen, wann und in welcher Umgebung ſie „gegeſſen und getrunken" haben: — iſt es mehr als das einfache und lautere Evangelium der Lichtfreunde? Wiſſen ſie mehr von ihm zu ſagen, als ihre Gegner? Sprechen ſie von den wirklichen Evangelien, von den wirklichen evangeliſchen Berichten?

Auch ihnen iſt das Buch, von dem ſie reden, nur das Wort, welches ihnen die früheren theologiſchen Arbeiten und die Kritik übrig gelaſſen haben.

Die Lichtfreunde und ihre Gegner ſprechen nicht mehr über die wirkliche Sache, weil ſie bereits „entſchieden" iſt: ſie disputiren nicht mehr, weil der Streit beendigt iſt, — weil vernünftiger, geſchichtlicher Weiſe nicht mehr darüber geſtritten werden kann.

Warum ſchreiben ſie nun doch gegen einander ihre Broſchüren? Weil das Reſultat der Kritik in die Maſſen gefahren iſt, und hier den Rumor anſtiftet, den es eben in der Maſſe zunächſt nur erregen konnte. Im aufgelöſten und zerfahrenen Volke hat eine Arbeit, die große geſchichtliche Mächte und Gegenſätze aufgelöſt hat, zunächſt nur eine Unbeſtimmtheit zur Folge, die den Beweis liefert, daß jene geſchichtlichen Größen in der That nicht mehr leibhaftig vorhanden ſind und die Unbeſtimmtheit erzeugt die Partheien, die ſich nur ſcheinbar bekämpfen, da jede der Ausdruck von der Schwäche der andern iſt.

Herr Guericke und ſeine Genoſſen beweiſen Nichts mehr, weil ihnen ihre Gegner die Muthloſigkeit, die zum Beweis, zur Darſtellung, zur Forſchung nicht mehr fähig iſt, erſchrecklich genug vor Augen führen. Die Lichtfreunde werden durch die Furcht und das Bewußtſein ihrer halben Befreiung — ſie ſind nämlich nur dadurch von dem alten Syſtem frei geworden, daß ſie von ihm Nichts mehr wiſſen — Nichts wiſſen wollen und Nichts wiſſen können — an die Redensart des Alten gekettet und dieſe Furcht und dieſe Redensart tritt ihnen nun conſequenterweiſe

in dem Zeugniß gegenüber, welches ihr Gegenſatz von ſeinem Glauben ablegt.

Nachdem ſich beide Secten durch die gegenſeitige Demonſtration ihrer Schwäche hinreichend gepeinigt und endlich angewidert haben, iſt auch dieſer Gegenſatz bereits wieder zuſammengefallen.

Und dennoch, obwohl es keine theologiſchen Partheien mehr, noch eine Theologie überhaupt mehr giebt, dennoch theilt ihr aus dem Werke eines Theologen, den Niemand mehr kennt, den kein Theologe beachtet hat, Auszüge mit?

Gerade, weil dieſes Werk unbekannt geblieben iſt, theilen wir dieſe Auszüge mit — dieſes Bändchen ſoll eine Denktafel, ein Erinnerungsſtein ſein, für eine Schrift, die gerade deshalb unbekannt geblieben iſt, weil ſie die theologiſche Auffaſſung der heiligen Schrift dadurch zum Theil überſchritten hatte, daß ſie in einem heiligen Geſchichtsbuche wirkliche Menſchen ſuchte und das Vorgeben der heiligen Geſchichtsſchreibung, Menſchen zu ſchildern, mit ſeinem eigenen Maaße maß.

Gerade, weil dieſes Werk von den gläubigen Theologen gar nicht beachtet worden iſt — Lücke erwähnt es in der Vorrede zu ſeinem Commentar, nachher exiſtirt es für ihn nicht mehr, kein theologiſcher Commentator hat ſeine trefflichen Erörterungen beachtet und nur zur Entſtehung der Brettſchneiderſchen Schrift über das vierte Evangelium ſcheint es mitgewirkt zu haben — weil alſo die Theologen eine Schuld noch abzuzahlen haben, ſollen ſie durch dieſe Blätter daran erinnert werden, daß der Zahlungstag da iſt. Sie werden freilich nicht zahlen können, aber ſie ſollen auch nur bei dieſer Gelegenheit, wo nur eine kleine, wenn auch alte Schuld von ihnen eingeklagt wird, noch einmal ihre Zahlungsunfähigkeit beweiſen, nachdem ſie ihren Banquerutt ſtillſchweigend ſchon haben eingeſtehen müſſen.

Die „Vorbereitung“ des Verfaſſers theilen wir vollſtändig mit, damit man mit ihrer Haltung, Klarheit und Gediegenheit die neuern lichtfreundlichen Broſchüren vergleiche. Aus ihrem Unterſchiede wird man ſehen, daß, als Vogler jene Vorbereitung ſchrieb, die Literatur, die in dieſen Broſchüren bis zur letzten Erſtorbenheit verfallen iſt, noch geſchichtliches Leben hatte und über geiſtige Kräfte zu gebieten hatte.

Voglers Schrift, die mit einer Widmung „an Jean Paul“ im Jahre 1801 und 1804 in zwei Bänden ohne Angabe des Verfaſſers

und des Verlagsortes erſchienen iſt, iſt endlich ſehr ſelten; ſie ſcheint ſo gut wie gar kein Publikum gefunden zu haben, ein günſtiger Zufall führte ſie dem Herausgeber dieſer Blätter erſt im Herbſt des Jahres 1843, nachdem er vorher auch in einigen öffentlichen Bibliotheken vergebens nach ihr geſucht hatte, in die Hände und B. Bauer ſcheint damals, als er ſeine Kritik der evangeliſchen Geſchichte ſchrieb, auch nicht in ihrem Beſitz geweſen zu ſein, da er ſonſt nicht unterlaſſen hätte, auf einige Anklänge ſeiner Auffaſſung hinzuweiſen.

Es folgt zunächſt die „Vorbereitung", die Vogler ſeiner Arbeit vorangeſchickt hat, ganz, wie ſie in ſeinem Werke vorliegt.

Der

Evangeliſt Johannes und ſeine Ausleger vor dem jüngſten Gericht.

Vorbereitung.

Wir leben in einem Zeitalter, welches ſich dadurch auszeichnet, daß der menſchliche Geiſt, eingedenk ſeiner Freiheit und Würde, muthig der Wahrheit nachſpüret, und alles öffentlich prüfet.

Dieſes glückliche Ereigniß hat man ohne Zweifel der Philoſophie zu danken, welche als die Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften die ihr gebührende erſte Stelle wieder eingenommen hat, und die nun in jedem Gebiete des menſchlichen Wiſſens ſich verbreitet. Vergebens beeifern ſich die noch übrig gebliebenen Anhänger alter verjährter Syſteme, mit einem frommen Gewinſel, mit dem Stachel der Verleumdung, und mit ihren von der Gewalt entlehnten aber ſtumpf gewordenen Lanzen, jene Herrſcherin von ihrem mit gutem Rechte wieder beſtiegenen Throne zu verjagen, und ſie aufs neue zur Sklavin zu machen, oder doch ihren mächtigen Einfluß zu beſchränken, wo nicht gar zu hemmen. Die Philoſophie behält den Sieg, und jemehr ſie Widerſtänd findet, deſto ſtärker äußert ſich nur ihre Kraft, durch die ſie unaufhaltſam neue Zeiten, Umänderungen und Verbeſſerungen zum Vorſchein bringt.

Am wenigſten ſind ihre großen Verdienſte zu verkennen, welche ſie ſich in unſern Tagen um die chriſtliche Religion, und beſonders um die Schrift-Auslegung erworben hat. Sie hat die Dogmatik von ihrem

Roſte geſäubert, ihr das buntſcheckigte zuſammengeflickte Gewand ausgezogen, welches ſie ſich zuerſt in Aſien und Afrika zuſammengebettelt und zuweilen auch erpreßt hat — ihr ihre monſtröſen Auswüchſe, die ihr den Spott aller denkenden Menſchen zuzogen, großen Theils mit ſanfter Hand weggeſchnitten, und ſie mit der Vernunft merklich wieder ausgeſöhnt. Sie hat ſich ſogar an die Quelle der Dogmatik, an die Bibel gewagt, an jenes Buch aller Bücher, an jenen Götzen, vor dem Millionen mit verbundenen Augen die Kniee beugten, und dem Niemand den heiligen Schleier abnehmen durfte, wenn ihm das Licht ſeiner Augen, oder wohl gar ſeines Lebens lieb war. Sie hat dem Urſprung der Bibel nachgeforſchet; ſie hat mit Hülfe der Kritik ihren wahren Text ſo viel möglich wieder hergeſtellt, und durch den Beiſtand der Exegeſe — denn wenn die Philoſophie ohne Geſellſchaft der Philologie und Exegeſe in die Bibel ſich begiebt, ſo blendet ſie mehr als ſie erleuchtet — eine Menge Stellen aufgehellet und beſſer erklärt. Dank den Männern, welche vom philoſophiſchen Geiſte beſeelt, und von edlem Muthe belebt, die Fackel in dunkle Gegenden getragen, den richtigen Sinn an vielen Orten ſo glücklich hervorgezogen, und die Folie des Myſteriöſen, welche ſo häufig untergelegt war, ohne Bedenken weggenommen haben. Ihre Namen werden lange berühmt bleiben.

Allein ſo ſehr man auch Urſache hat, dieſer guten Wendung der Dinge ſeinen Beifall zu ſchenken, ſo darf man darüber doch auch nicht verkennen, daß noch viel zu thun übrig geblieben iſt. Die Philoſophie hat zwar Fortſchritte gemacht, die der Dogmatik und der Schrifterklärung nützlich waren; aber ſie iſt auf halbem Wege ſtille geſtanden — und ſie hat ihr Werk nicht vollendet. Ich will ſagen, man iſt in Anſehung der Bibel-Erklärung noch nicht zu den erſten Prämiſſen hinauf geſtiegen, und man hat den wahren Stein der Weiſen, das eigentliche Prinzip, von welchem man allein ausgehen muß, entweder nicht gefunden, oder doch nicht genug, vielleicht aus Furcht, welche durch die Verhältniſſe bewirkt wurde — in Anwendung gebracht. Daher iſt es gekommen, daß unſere chriſtliche Dogmenlehre, ſo ſehr ſie auch beſchnitten und gereinigt worden iſt, doch noch ſehr große Flecken behalten und viele Lücken bekommen hat, die bis jetzt unausgefüllt geblieben ſind. Aus dieſer Urſache giebt es auch noch keinen Commentar, keine Ueberſetzung, die einſtimmig wären, und die auf dem Probierſtein der Wahrheit in allen ihren Theilen beſtänden. Sie ſind nichts weiter als ein Aggregat von wahren und falſchen, von vernünftigen und unvernünftigen,

von gewiſſen und zweifelhaften Sätzen, und der Unterſchied liegt bloß in dem weniger oder mehr von dieſen allen. Kurz, man hat uns nur ein gewiſſes Helldunkel ſehen laſſen, das nicht befriedigt — man hat uns an die Grenze, aber nicht in das gelobte Land ſelbſt gebracht. Will man den Beweis haben, wie weit man bis jetzt noch entfernt iſt, die heiligen Urkunden der Chriſtianer, nicht in einzelnen Stellen — ſondern in ihrem ganzen Umfang richtig zu verſtehen, ſo darf man nur die vorhandenen alten und neuen Ueberſetzungen und Erklärungen unbefangen beurtheilen, ſie mit einander vergleichen, und dem Prinzip auf dem ſie beruhen nachforſchen. Man wird dann finden — wenn man auch den neueſten Auslegern den Vorwurf nicht machen könnte, welcher den ältern Kirchenlehrern gemacht worden iſt: daß nämlich Unwiſſenheit und Schwäche des Kopfes und Herzens ſie oft irre geführt — daß ſie zum Theil die h. Schrift erklärt hätten, aus Vorliebe gegen gewiſſe Meinungen, die ſie in derſelben beſtätigt zu finden wünſchten, oder aus Begierde, den Inhalt der Bibel mit der Lieblingsphiloſophie ihres Zeitalters zu vereinbaren; — oder nicht nach den Regeln einer allgemeinen Auslegungskunſt: nämlich hiſtoriſch und grammatiſch, ſondern allegoriſch; nach der von ihnen ſogenannten Oekonomie; — oder aus Ruhmſucht, um von ſich ſagen zu laſſen, daß ſie die Götterſprüche tiefer ergründet, und ein großes neues Licht verbreitet hätten; — oder endlich aus ſklaviſcher Nachbeterei und aus blinder Ehrfurcht gegen berühmte Namen; — man wird dann finden, ſage ich — alle dieſe Vorwürfe von unſern neueſten Auslegern beſeitigt — daß ſie dennoch in dem wichtigſten Punkt eben ſo, wie die ältern, den einzigen wahren Weg nicht getroffen haben.

Traurige Erfahrung! Wir könnten ſchon längſt am Ziele ſein, da ſo viele Hinderniſſe aus dem Wege geräumet ſind; — da uns ſo viele Hülfsmittel zu Dienſten ſtehen; da alle Schätze der Philoſophie, der Geſchichte, der Hermeneutik, der Philologie und der ganzen Gelehrſamkeit uns zuſtrömen; — und wir irren noch umher — weil es uns eben ſo geht, wie denen, die vor lauter Wald die Bäume nicht ſehen können.

Fragt man nach der Urſache: warum unſere ehrwürdigſten Theologen den Berg noch nicht ganz erſtiegen haben, und noch keine völlig reine Atmoſphäre einathmen; — warum unſere beſten Schriftausleger eine geſunde Auslegung mit einer kranken immer abwechſeln laſſen; warum ſie nicht immer gleichen Gang halten, bald auf Krücken bald auf

Stelzen gehen, und oft die lächerlichſten Sprünge obendrein machen, — ſo nimmt man bald wahr, daß hieran nichts anderes Schuld iſt: als das falſche Prinzip, von dem ſie alle, ohne Ausnahme bis auf den heutigen Tag bei der Interpretation der Bibel ausgegangen ſind. Und dieſes iſt:

Die Bibel iſt Gottes Wort, iſt Offenbarung — iſt vom h. Geiſt eingegeben — oder auch — die Bibel enthält durchaus wahre Lehren und Geſchichten, und iſt eine trugloſe Quelle *).

Die ältern Ausleger ſind ſogar ſo weit gegangen, daß ſie nicht allein den Inhalt der h. Schrift, ſondern auch die Form derſelben für göttlich hielten: — nämlich den Styl, die Conſtruction, jedes Wort, jeden Punkt. Die heiligen Schriftſteller ſind nach ihrer Meinung nichts weiter als Schreiber; keineswegs aber Verfaſſer. Sie ſind vom h. Geiſte getrieben geweſen, d. h. ſie ſind wie eine Orgelpfeife geweſen, durch die der Wind bläſet, oder wie ein Griffel in fremder Hand. Nothwendig mußte nun auch eine ſo kraſſe Ausdehnung der Inſpiration ungeheuere Irrthümer herbeiführen, und Erklärungen zum Vorſchein bringen, welche der Vernunft zum Spott gereichen; obſchon ſich hiebei auch nicht verkennen läßt, daß man ganz conſequent verfuhr. Denn eine Offenbarung iſt keine Offenbarung, wenn ſie nicht auch ſogar den Worten nach göttlichen Urſprungs iſt. Die Worte conſtituiren den Sinn; die Conſtruction entfernt das ungewiſſe und ſchwankende in der Bedeutung, oder führt es herbei; je nachdem ſie richtig oder unrichtig iſt. Iſt die Wahl des Ausdrucks dem inſpirirten Schriftſteller überlaſſen, ſo kann uns Niemand Bürge ſein, daß er in ſeiner Wahl ſich nicht geirret, und daß er nicht Worte gebraucht habe, welche auf einen dunkeln oder falſchen Begriff leiten.

Demungeachtet iſt man in der Folge auf die Meinung gerathen, daß ſich die Inſpiration nicht auf die Worte, ſondern blos auf die Sachen erſtreckt hätte. Luther ſelbſt und die vornehmſten Theologen des 16. Jahrhunderts ſtritten gegen die wörtliche Eingebung und nannten die Behauptung derſelben: jüdiſch, rabbiniſch und unſinnig. Sie fühlten, wie unanſtändig der Gottheit, wie widerſprechend es der moraliſchen Natur des Menſchen ſei, wenn man ſich Gott vorſtelle, wie einen

*) Dieſer Folgeſatz iſt doch noch immer ſtehen geblieben — wenn auch die Meinung von der Inſpiration gefallen wäre.

Harfenſpieler, und die Apoſtel, als ein muſikaliſches Inſtrument, das nur von einer fremden Hand bearbeitet, die beſtimmte Melodie hören läßt. Dabei konnte ihnen bei aller ihrer unvollkommenen Sprachkenntniß nicht unbekannt ſein, daß in den heil. Schriften eine Menge Sprachfehler und verworrener Conſtructionen wirklich vorhanden wären; welches ſie um ſo mehr beſtimmen mußte, den heiligen Geiſt nicht zu ſehr zu compromittiren. Indem ſie aber den Satz zu behaupten ſuchten, daß der heilige Geiſt nichts weiter gethan habe, als was ein Fürſt thut, der ſeinem Secretair nicht die Worte ſelbſt, ſondern nur ſeine Meinung angiebt, und alſo dieſem es überläßt, die Einkleidung und die Ausdrücke zu wählen; ſo gewannen ſie damit nichts weiter, als daß ſie, wie man zu ſprechen pflegt, aus dem Regen in die Traufe kamen. Sie machten dadurch, ob ſie gleich die Folge nicht einſehen konnten oder wollten, Gottes Wort zu Menſchen Wort, und da ſie die Infallibilität der Secretaire nicht anerkannten, ſo gaben ſie aller Welt freies Spiel, an den Worten zu drehen, zu feilen und zu beſſern, ſo lang und ſo viel man wollte.

Endlich öffnete man zwar hierüber die Augen — man ſah ein, wie wenig damit geholfen wäre, wenn man bei dieſem Syſtem verharren, und daß man nicht nur der Katholiſchen Parthei, ſondern auch den Socinianern, Arminianern und allen anern dadurch den Sieg in die Hand gebe, welche den Schluß machten: wenn der heil. Geiſt bloß die Materie, und nicht auch die Form der h. Schrift eingegeben hat, ſo war es möglich, daß die Propheten und die Apoſtel in ihren Ausdrücken ſich geirret haben; und es iſt alſo nöthig, daß man der Schrift noch eine andere Auctorität an die Seite ſetze, — die Tradition — die Concilien – den Papſt — die Vernunft —; allein was war das Reſultat davon? — daß man wieder dahin zurückkehrte, wovon man ausgegangen war, d. h. man verließ nun wieder die Meinung Luthers und der erſten Reformatoren, und nahm aufs neue die Inſpiration der Materie und Form zugleich an. Dieſes geſchah am Ende des 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts, und iſt auch unter allen Hyperorthodoxen ſo geblieben bis jetzt.

Wohl ihnen! könnte man hier rufen: Auf dieſem Polſter läſſet ſich wenigſtens gut ſchlafen — und überaus angenehm träumen. Und dieſe Träume ſind:

1) Weil die ganze h. Schrift von Gott eingegeben iſt, und nicht nur die Begriffe, ſondern auch die Worte, die Ordnung, die

Einrichtung der Perioden, Reden und Sätze inſpirirt worden ſind, ſo iſt auch die Schrift die einzige ſichere und vollſtändige Glaubens- und Lebensregel. Sie enthält alles, was zur Seligkeit zu wiſſen nöthig iſt, und nur ſie kann entſcheiden, was und wie viel zur Seligkeit erforderlich, und in Religionsſachen wahr, oder falſch iſt. Ihr richterliches und regulatives Anſehen iſt entſchieden; denn Gott kann nichts falſches, oder mangelhaftes lehren — und alles, was in dieſem Buche geſchrieben iſt, muß vollkommen, gut und wahr ſein.

2) Aus dieſem folgt: die Vernunft muß unter den Gehorſam des Glaubens gefangen genommen werden: d. i. man darf zwar die Schrift auslegen, und allenfalls auch die Ausſprüche derſelben gegen ihre Grundſätze halten, um ſich von der Wahrheit der erſtern zu überzeugen; aber nicht von den aus der Schrift abgeleiteten Sätzen etwas verwerfen, oder daran ändern, ſondern man muß alles, was man nicht begreift, und mit ſeinen ſonſtigen Einſichten und Grundſätzen nicht vereinigen kann, glaübig annehmen. Ja, wenn auch die Vernunft der Offenbarung entgegen wäre, ſo dürfte ſie doch ihre Stimme nicht erheben, weil die Vernunft auf dem Gebiete der Unvernunft nichts zu ſagen hat.

Tertullian hat ſogar geträumt, daß der Glaube der Vernunft nothwendig entgegen geſetzt werden müſſe, und daß es Gott angenehm ſei, wenn man ſelbſt das Unglaubliche, das an ſich Unmögliche und dem geſunden Menſchenverſtande widerſprechliche, glaublich fände. Und wer mag in Abrede ſein, daß Tertullian noch immer ſeine Nachbeter habe, ſo lange wir noch immer Schrifterklärungen bekommen, und Dogmen behaupten hören, welche der Vernunft ein Aergerniß ſind?

Wenn aber in neuern Zeiten beſſere Schriftausleger über dieſen Punkt klüger denken und mit der Vernunft ein wenig ehrbarer umgehen, d. h. ſie der Schrift nicht entgegen ſetzen, ſondern unter ſie ſetzen (ſubordiniren) und als Grundſatz annehmen, daß die Vernunft mit dem Evangel. übereinſtimme, und daß der Menſch nur die Pflicht habe, die Uebereinſtimmung der Vernunft mit dem Evangel. aufzuſuchen, damit der Gehorſam den er dieſem leiſtet, vernunftmäßig werde; ſo iſt doch auch klar, daß eben ſo wenig mit dieſem Moderantismus etwas gewonnen iſt, weil bei demſelben doch immer der Satz aufrecht erhalten wird: daß die Schrift unfehlbare Regel iſt, und die Vernunft nichts

weiter als eine Magd derſelben, die ihrer gnädigen Frau nicht die Fackel vor-, ſondern die Schleppe nachträgt, und die nicht wider-bellen, ſondern zu allen ja ſagen, und es gut heißen muß, was ihre Gebieterin zu ſprechen beliebt. Die Vernunft ſubordiniren heißt im Grunde die Vernunft annulliren. Und wer eine Offenbarung glaubt, kann auch gar nicht anders zu Werke gehen. Eine Offenbarung glau-ben, heißt: für wahr halten, was Gott nicht durch die Vernunft, oder durch den Gebrauch der äußern Sinne, ſondern auf eine andere — übernatürliche Art entdeckt. Nach dieſer Definition iſt von dem Glau-ben eines Chriſten in Religionsſachen nothwendig alles ausgeſchloſſen, was durch Vernunft erkannt werden kann. Und es iſt ſchon faſt zu viel eingeräumt, wenn man auch nur die Regel aufſtellt: daß die Geheim-niſſe des Glaubens zwar nicht wider die Vernunft, doch über die Ver-nunft ſind. Die Vernunft hat in dieſem Falle eigentlich gar keine Stimme — weder gegen das wider, noch für das über.

Um indeſſen mit der Offenbarung nicht zu ſehr ins Gedränge zu kommen, und ſich einen Ausweg übrig zu laſſen, haben ihre Verthei-diger nach und nach auch eine neue Diſtinction eingeführt — nämlich zwiſchen Inſpiration und Revelation einen Unterſchied gemacht. Da ſie der Frage nicht auszuweichen hoffen konnten: wie Gott den heiligen Scribenten manche Sachen könne geoffenbaret haben, die ihnen ſchon bekannt waren, und wozu das nöthig geweſen ſei? ſo gaben ſie vor: Gott habe nur diejenigen Gedanken und Vorſtellungen, welche die heiligen Geheimſchreiber niederſchrieben, in ihren Seelen auf eine un-mittelbare Art hervorgebracht und geordnet, die ihrem Verſtande ganz fremde waren, und vorher unmöglich darin enthalten ſein konnten. Was aber die übrigen Dinge betreffe, die ſie ſchon gewußt hätten, ſo habe ſich der heilige Geiſt damit begnügt, blos ihre Ideen zu leiten und zu beſtimmen. Er habe es ihnen frei gelaſſen, ſelbſt nachzudenken und zu überlegen, und er hätte weiter nichts gethan, als daß er ihnen mit ſeinem unmittelbaren Beiſtand nahe geweſen wäre, durch den er ver-hinderte, daß ihnen ihr Gedächtniß und ihr Vorſtellungsvermögen keinen böſen Streich ſpielte, dagegen aber bewirket, daß ſie nur das behielten, verbeſſerten, und berichtigten, was ſie ſchreiben ſollten.

Aber bei allem Danke, den man dem ſinnreichen Erfinder dieſer Diſtinction, nach welcher zwar die ganze Bibel inſpirirt aber nur ein Theil derſelben revelirt iſt, — und man ſagt, der große Ca-lixtus habe dieſe Spaniſche Wand aufgerichtet, welche hernach öfters

zu einer Spaniſchen Inquiſition Gelegenheit gegeben hat — ſchuldig iſt, bleibt man dennoch im Zweifel, ob damit der chriſtlichen Kirche ein großer Dienſt geſchehen iſt, und ob die heilige Schrift darum deſto mehr Würde und Anſehen, ihre Ausleger aber ein beſſeres Spiel gewonnen haben. Was kann wohl daran gelegen ſein, daß der heilige Geiſt einen Theil ſeines Geſchäftes den heiligen Scribenten überlaſſen hat, da er doch nicht unterließ, ſeinen Einfluß auf ihre Freiheit zu beweiſen, und ihren eigenen Vorſtellungen die Unfehlbarkeit zu verleihen? Was für ein Vortheil für die Glaubens- und Sittenlehre, was für ein Nutzen für die beſſere Interpretation wird dadurch erzielt, wenn man annimmt, daß in einigen Punkten der Geiſt Gottes blos der Aſſiſtent geweſen ſei? Bleibt darum nicht immer die Sache auf der nämlichen Stelle, und iſt nun darum die ganze Bibel weniger Offenbarung, oder Gottes Wort? Die Diſtinction iſt wohl da, aber das nämliche Reſultat iſt auch da. — Diejenigen, welche unter Revelation und Inſpiration unterſcheiden, ſind keinen Schritt weiter als diejenigen, welche jedes Wort geoffenbaret ſein laſſen.

Auch ſogar der ſonſt ſo verdienſtvolle Semler, und alle ſeine Anhänger haben keine großen Thaten gethan, wenn ſie noch einen andern Unterſchied aufgebracht, und geſagt haben: man müſſe diſtinguiren unter heiliger Schrift und Wort Gottes — daß zu jener viel, zu dieſem nur wenig gehöre — daß zwar die heilige Schrift ein fehlerhaftes Machwerk der Menſchen ſein könne, das Wort Gottes aber, das zugleich darin ſei — inſpirirt von Gott ſei, und daß überhaupt die Inſpiration nur auf die Hauptſache einzuſchränken wäre. — Bleibt denn auch bei dieſer Semleriſchen Hypotheſe die Bibel nicht eine unmittelbare Offenbarung, nämlich in der Hauptſache? So wie nur dieſe Hauptſache beſtimmt angegeben wird, ſo muß ſich auch die Vernunft gefangen geben, — und Semler widerſpricht ſich augenſcheinlich ſelbſt, wenn er unter der Hauptſache ſolche Wahrheiten verſteht, welche die bloße Vernunft-Religion enthalten. Da hätte er wohl mit ſeiner Inſpiration zu Hauſe bleiben dürfen, denn ſie war in dieſem Falle ein ſehr überflüſſiger, ja ſogar widerſinniger Akt. — Denn wie können einem denkenden Weſen die nämlichen Ideen genommen, und gleich darauf wieder gegeben werden? Sie müßten erſtlich von der Gottheit aus dem Kopfe herausgehoben werden, denn ſonſt wären ſie ja menſchlich, vernünftig, — hierauf aber müßten ſie doch wieder hineingeſchoben werden, aber nicht mehr als menſchliche, vernünftige,

ſondern als göttliche, übervernünftige Ideen — weil ſie ja doch inſpirirt ſein ſollen. Wer fühlt nicht hier das ungereimte? Oder wer ſieht nicht hier, daß im Grunde hierdurch die Inſpiration ganz aufgehoben wird? Es geſchah gewiß Semlern nicht unrecht, wenn ihn ſeine Gegner — ob ſie ſchon Zwerge gegen ihn waren, und in ihrem Eifer gegen ihn Maß und Ziel überſchritten, — mit dem Ehrennamen eines Naturaliſten beſchenkten. Er ließ es gar zu deutlich merken, da er unter ſeiner Hauptſache nur allgemeine moraliſche Wahrheiten verſtanden wiſſen wollte, daß er kein eigentlicher Offenbarungsgläubiger ſein konnte und wollte, und daß er blos den Schild der Inſpiration aushinge, um hinter ihm vor einem Landſturm ſich ſicher zu ſtellen. Hätte er eine andere Meinung gehabt und unter der Hauptſache — auch ſolche Dinge verſtanden, die keine Vernunft entdecken, oder begreifen kann, ſo hätte er ſich mit ſeiner ſogenannten heiligen Schrift, die er vom Wort Gottes unterſchied, in ein Labyrinth verwickelt, aus dem der Ausgang unmöglich war. Denn er hätte nun beweiſen müſſen, daß dieſe und jene Sätze nur zur heiligen Schrift gerechnet werden dürften, und keineswegs zum Wort Gottes — oder zur Hauptſache und den inſpirirten Wahrheiten. Aber wo in aller Welt hätte er den Beweis hernehmen können? Er ſelbſt hätte zuvor inſpirirt ſein müſſen, wenn er hätte wagen wollen, die Schriftſtellen in die angeblichen zwei Claſſen abzutheilen; denn ſein Verſtand konnte ihm ja unmöglich ſagen, welche nicht göttlich ſind, da ihm das Vernunftmäßige kein Kriterium ſein durfte. Er mußte, wenn er ſich keine Blöße geben wollte, alles, was er nur in der Bibel fand, für Gottes Wort halten, oder gar keine Inſpiration annehmen.

Jedoch wir wollen den guten Semler mit ſeinem ſchön maskirten Syſtem im Frieden ruhen laſſen — und uns lieber zu denen Heterodoxen wenden, welche mit der Vernunft einen öffentlichen Bund gemacht zu haben ſcheinen, nicht — um die Bibel vom Thron zu ſtoßen, ſondern um ihr an der Vernunft ſelbſt eine Stütze zu geben; oder vielmehr ſie ſelbſt mit auf den Thron zu erheben, und alſo eine gewiſſe Zweieinigkeit, wodurch die alte Dreieinigkeit am ſicherſten abgeſchafft wird, — auf die Bahn zu bringen. Dieſe, welche die Vernunft nicht der Bibel ſubordiniren, ſondern mit ihr coaliſiren, gehen von dieſem Grundſatz aus: Die Vernunft iſt von Gott, und die h. Schrift iſt auch von Gott; und daraus ziehen ſie folgenden Schluß: Alſo müſſen Vernunft und Schrift aufs genaueſte mit einander übereinſtimmen, und

wo dennoch irgend ein Widerſpruch anzutreffen ſein ſollte, ſo kann dieſer nur ſcheinbar ſein, und muß durch eine der Vernunft gemäße Auslegung gehoben werden. Was waren aber die Folgen von dieſem Coaliſations-Syſtem, oder dieſer Coordination der Vernunft? Da man eine ſolche Vereinigung bewirken wollte, ſo war man genöthigt, bald drr Schrift Gewalt anzuthun, bald der Vernunft — und Träume für Wahrheit auszugeben. Nun mußte nothwendig eine ſehr fehlerhafte und unſichere Auslegung an die Tages-Ordnung kommen, und man mußte erfahren, daß ſelbſt Ausleger (man denke unter ſo vielen nur an Bahrdt) mit den beſten Hülfsmitteln und Vorkenntniſſen ausgeſtattet, den echten Sinn der Schrift verkannten, ob er gleich oft offen da lag; — blos weil ſie nichts annehmen wollten, was den Grundſätzen einer erleuchteten Vernunft entgegen iſt, oder mit ihrer eigenen individuellen Ueberzeugung ſich nicht vertrug. Nun konnte es nicht anders kommen, als daß ſelbſt große Kritiker und Sprachforſcher, je mehr ſie dabei Philoſophen waren, auch deſto mehr an den heiligen Urkunden drehen und wenden — daß ſie hinein und heraustragen, wegwerfen und hinzuſetzen, und verdächtig oder untergeſchoben erklären mußten, was nicht ſich zuſammenſchicken wollte. Ein weites Feld war nun dem menſchlichen Witz geöffnet, auf welchem er nach Gefallen hin und her ſpringen konnte.

Es darf zwar auch nicht geleugnet werden, daß eben jener Grundſatz auch der Boden geweſen iſt, auf dem einzelne gute und genießbare Früchte gewachſen ſind. Wie viele Stellen in der Bibel gewannen dadurch bei der Vernunft wieder ein geltendes Anſehen, welches ſie blos durch den ſchlechten Dienſt mancher unphiloſophiſchen Ausleger, die alles buchſtäblich verſtehen zu müſſen, die auf die Sprache der alten Welt, — auf das poetiſche und figürliche in den Redensarten, und auf den damaligen Volksglauben keine Rückſicht nehmen zu dürfen glaubten; weil nach ihrer Meinung die Vernunft vor der Offenbarung verſtummen müſſe, verloren hatten? Wie viele Geſchichten wurden aufgehellet, und dem natürlichen Gange der Dinge näher gebracht, welche ehedem die orthodoxe Einfalt und die normale Unwiſſenheit, als wundervolle Begebenheiten angeprieſen hatte? Wie manche dem geſunden Menſchenverſtand trotzende Dogmen wurden durch dieſe Maxime aus den theologiſchen Syſtemen ausgeſtoßen? Aber nur Schade, daß auf eben dieſem Boden auch Diſteln gewachſen ſind, und zwar von ſolcher Größe und Menge, daß die guten Früchte faſt ganz erſtickt worden ſind. Nach dem angenommenen Prinzip konnte und durfte man nämlich keine Grenzlinie

ziehen, wo man mit der Vernunft wollte ſtehen bleiben; mithin mußte man auch da der Vernunft gemäß erklären, wo dieſe Erklärung eigentlich nicht ſtatt fand, und den Ausdrücken der Schrift öfters einen Sinn unterſchieben, den ſie nach dem ſimpeln Wortverſtand und den Abſichten ihrer Urheber nicht haben ſollten. So bekamen wir ein ganz neues Evangelium, und unſere Ausleger bekümmerten ſich wenig um den Fluch, der diejenigen treffen ſollte, welche ein anderes Evangelium predigen, als da iſt, wenn ſie nur das Evangelium von dem Fluche der Unvernunft befreien konnten. Durch den Wind ihrer exegetiſchen Künſte wurden beſonders die Wunder, die in der Schrift erzählt werden, wie weggeblaſen, und ſie machten ſich nicht das mindeſte Bedenken, die Nachrichten von denſelben ſo lange zu drehen, bis die natürliche Seite ſichtbar ward. So wurden z. B. die Wunder Moſis für bloße phyſikaliſche Experimente erklärt, welche Moſes vorher in Aegypten gelernt hätte, und es iſt noch nicht lange, ſo wurde in einer gewiſſen gelehrten Zeitung der Wunſch geäußert, daß eben der Verfaſſer, der jene herrliche Entdeckung gemacht hatte, auf eben die Weiſe die neuteſtamentiſchen Wunder ganz offen und frei erklären möge, weil dadurch ſein Bibelcommentar nicht nur neben Roſenmüller und dem Exegetiſchen Handbuch die ehrenvolleſte Stelle einnehmen, ſondern auch vor ihnen die entſchiedenſten Vorzüge behaupten, und für Prediger, Schullehrer und Laien, die ihre Bibel mit Geſchmack leſen und verſtehen wollen, ein unentbehrliches Hülfsmittel ſein würde. Wir wollen zum Spaß einige Erklärungen dieſes Verfaſſers (Bibelcommentar zum Handgebrauch für Prediger, Schullehrer und Laien, von einer Geſellſchaft von Gelehrten. Altenburg 1799) hier anführen:

„Der Knabe, welchen Elias erweckte, lag in Ohnmacht, welche er ſich durch den Genuß grober und ſchlechter Speiſen, die ſchlechte Säfte und ſcharfen Schleim erzeugen, zuzog; er bekam folglich die Kacherie mit Verſtopfungen der Eingeweide und des Unterleibes. Dadurch entſtanden Convulſionen und Ohnmachten.“

„Die zwei Hauptleute, die mit ihren Soldaten vom Blitze erſchlagen wurden, ſind vielleicht von den Anhängern des Elias den Propheten Schülern getödtet worden, um das prophetiſche Anſehen ihres Lehrers zu retten, woraus nachher die Volkserzählung entſtanden iſt: der Blitz habe ſie erſchlagen.“

„Mit dem ſchwimmenden Eiſen des Eliſa ging es ſo zu: Eliſa ſuchte mit einem zugeſpitzten Holze im Waſſer nach dem Eiſen. Er

war ſo glücklich, gerade das Loch des Eiſens zu treffen. Auf dieſe Art brachte er das Eiſen zum Vorſchein. Nun ſchien es zu ſchwimmen.''

,,2. Kön. 13, 21. wo der Verfaſſer einmal nicht umhin kann, dieſe wundervolle Geſchichte den Mönchslegenden gleich zu ſchätzen, ſagt ſein Recenſent: Das Räthſelhafte dieſer Geſchichte läßt ſich ganz natürlich ſo auflöſen: Indem der eilig herunter geworfene Körper die Gebeine des Elias berührte, und mit Heftigkeit auf die Leiche des Propheten fiel, ward jener wieder lebendig. Denn die Leiche war eilfertig begraben worden, und die ſtarke Erſchütterung hat ſchon oft Scheintodte gewecket; — wobei noch die Anmerkung ſteht: Recenſent hat abſichtlich dieſe auffallende Stellen ausgehoben, um die Leſer von der Reichhaltigkeit dieſes Commentars und von der rühmlichen Freimüthigkeit zu überzeugen, mit welcher dee Verfaſſer die anſtößigen Wunder-Geſchichten der Bibel aufzuklären ſucht.''

Aber ob denn das nicht vielmehr auffallende Stellen ſind, aus denen erhellet, wie gewiſſe Ausleger mit der Bibel heroiſch umzugehen wiſſen! Jener Recenſent hatte auch gar nicht nöthig, die Verfaſſer jenes Commentars aufzumuntern, daß ſie den Wundern des neuen Teſtaments gleichen Dienſt erweiſen möchten, denn dieſes war von andern Exegeten ſchon überflüſſig geſchehen, wie uns z. B. das Exegetiſche Handbuch beweiſet*).

Man könnte indeß dieſe Ausleger fragen: Warum ſie denn den Wundern, welche die Evangeliſten erzählen, nicht geneigt ſind, da ſie ſich doch ſelbſt die Luſt machen, Wunder thun zu wollen? Der ganze Unterſchied, der zwiſchen den Evangeliſten und ihnen iſt, iſt der: daß jene natürliche Dinge in übervernünftige und ſie, übervernünftige in natürliche verwandeln. Sie haben ja eben ſowohl ihren magiſchen Stab, mit dem ſie ſogar die Geheimniſſe des Evangeliums, die kindlich groß ſind, in Naturlehren die kindlich klein ſind, umkehren — und mit dem ſie die erſten chriſtlichen Lehrer nicht nur überhaupt zu Philoſophen, ſondern auch zu kritiſchen Philoſophen machen. — Wünſchen möchte man wohl, daß dieſe Metamorphoſen auf beſſerem Grunde beruhen möchten, als die des Ovids — weil dann alle Bibelſpötter mit den heiligen Urkunden der Chriſtianer ausgeſöhnt würden, und jeder, der noch einen Kopf hätte, dieſen ſein Herz ſchenken müßte. Allein da dieſe Ver-

*) Bei allem dem Tadel, der das Exeget. Handbuch in manchen Punkten trifft, will man dennoch ſeinen übrigen guten Werth nicht verkennen.

wandlungen nichts als Gaukeleien ſind, ſo wird nur das verurſacht, daß die Spötter ſich vermehren. — Rechte Bibelerklärung muß ihrer Natur nach Darſtellung des Sinnes eines Schriftſtellers ſein, und nicht Umformung deſſelben nach unſeren philoſophiſchen Einſichten. Man erweiſet dem Evangelium, ſo ſehr man es auch glauben mag, keine Ehre, ſondern eine Unehre, wenn man anſtatt die Uebereinſtimmung der Vernunft mit demſelben zu beweiſen, wie man ehedem den Verſuch gemacht hat, nun die Sache umkehrt, und die Uebereinſtimmung des Evangels mit der Vernunft zu erweiſen ſich Mühe gibt. Es läßt ſich wirklich gar kein Mittelweg denken. Entweder man muß, wie die älteren Dogmatiker, dem Buchſtaben folgen, und die Vernunft durchaus ſchweigen heißen, oder man muß, wenn ſie beurtheilen ſoll, was Gottes würdig ſei oder nicht, von aller Offenbarung abſtrahiren. Mit der Orthodoxie, ſagt Leſſing, war man Gott ſei Dank ziemlich zu Rande, man hatte zwiſchen ihr und der Vernunft eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere daran zu hindern. Aber was thut man? Man reißet dieſe Scheidewand nieder, und macht uns, unter dem Vorwande uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. Die alte orthodoxe Theologie ſtreitet offenbar mit der geſunden Vernunft; die neuere aber möchte ſie lieber beſtechen.

Wenn aber das Coaliſationsſyſtem d. i. dasjenige, welches der Bibel gleiches Recht mit der Vernunft einräumt und beide einander coordinirt, nicht haltbar iſt; ſo folgt daraus noch nicht, daß nun das ſogenannte Akkomodations- oder Perfektibilitätsſyſtem, zu welchem man in der allerneueſten Zeit übergeſprungen iſt, auf beſſerm Grunde beruhen müſſe. Dieſes unterſcheidet ſich dadurch, daß es die Bibel der Vernunft ſubordinirt, und jene nur als mittelbare Offenbarung gelten läßt. Mittelbare Offenbarung — welch eine kluge Diſtinktion! die nur mit einem mittelbaren göttlichen Verſtand verglichen werden könnte — ſoll nichts mehr und nichts weniger ſein als: „diejenige Veranſtaltung Gottes im Zuſammenhange der Dinge, „vermöge welcher er in den Gemüthern gewiſſer dazu vorzüglich ge„ſchickter Männer, durch welche er nach und nach die Welt zu einer „richtigern Erkenntniß und Verehrung ſeiner ſelbſt, und zu einer höhern „Moralität führen wollte, reinere, beſſere religiöſe und moraliſche Be„griffe entſtehen ließ, als bisher unter ihren Zeitgenoſſen bekannt „waren, und ohne dieſe beſondere wohlthätige Veranſtaltung nicht wür-

„den gefunden worden ſein; wobei aber Gott ihre natürlichen Fähig-
„keiten nicht erhöhete, auch nicht unmittelbar in ihnen wirkte, ſondern
„die Einrichtung ihrer Gemüthsbeſchaffenheit und den Zuſammenhang
„der Dinge ſo harmoniſch gut zuſammenſtimmte, daß gerade dieſe
„und keine andern Vorſtellungen ſeinen Abſichten gemäß davon reſul-
„tirten; daher denn ihre Ausſprüche, was den Inhalt betrifft, eben
„ſowohl für göttlich zu halten wären, als wenn ſie ſelbſt, aus Unbe-
„kanntſchaft mit der Entſtehungsart mancher ihrer Vorſtellungen glaub-
„ten, unter dem unmittelbaren Einfluß der Gottheit geſtanden zu haben.“
— Auf die Einwendung: Alſo auch nach dieſem Syſtem — Götter-
ſprüche! Alſo ſind wir ja wieder beim alten! — antwortet man: —
„Jeſus und ſeine Apoſtel haben zwar göttliche Wahrheiten verkün-
„digt, aber ſie haben ſich auch, da Gottes Offenbarungen genau den
„Fähigkeiten eines jeden Menſchen zur Seite gehen, nach der Faſſungs-
„kraft und der Schwachheit ihrer Zeitgenoſſen gerichtet, wie auch ſchon
„Chryſoſtomus und andere Kirchenväter erkannt haben; d. h. ſie haben
„ſich der allgemeinen Volksſprache, der angenommenen Ausdrücke,
„Gleichniſſe, Anſpielungen und Sprichwörter bedient, nicht nur bei
„natürlichen Dingen nach den Volksmeinungen, ſondern auch bei reli-
„giöſen Sachen ſich nach den herrſchenden falſchen Vorſtellungen ihrer
„Zeit gerichtet, — haben unrichtige Benennungen und ganze Redens-
„arten, die ſich auf Vorurtheile gründeten, gebraucht — haben ſich bei
„überſinnlichen Dingen nach der Sinnlichkeit der Menſchen und ihrer
„groben Faſſungskraft akkomodirt, ja ſelbſt fabelhafte Begriffe in An-
„ſehung religiöſer Gegenſtände unberührt gelaſſen. Und damit haben
„ſie nicht unrecht gethan. Genug, wenn Jeſus und ſeine Apoſtel die
„Wahrheiten nicht ſchmälerten, welche auf die Tugend und Glückſelig-
„keit der Menſchen ſichtbaren Einfluß hatten, oder ſich nicht nach ſolchen
„Volksurtheilen bequemten, welche die Begriffe von Gottes unpar-
„teiiſcher Liebe, von der ſchuldigen Ehrfurcht gegen Gott, von der
„Gründung und Beſchaffenheit der thätigen Gottesfurcht, natürlich
„ſchwächen und hemmen konnten. — Aber ſo weit erſtreckte ſich ihre
„Akkomodation nicht, und ſie richteten ſich in Abſicht auf natürliche
„Sachen und in Betreff der Religion nur dann nach den verkehrten
„Volksbegriffen, wenn dieſe nicht mit dem Weſentlichen der Reli-
„gionen ſtritten.“ —

Sehr gut ausgedacht! könnte man erwiedern. Aber welches iſt
denn das Weſentliche der Religion? Vielleicht trägt wohl gar man-

ches dieſe Ueberſchrift, was man für Akkomodation hält! und darf denn eine göttliche Offenbarung eine Quelle ſein, die auch unreines Waſſer hält, das erſt Menſchenhände purificiren müſſen, wenn es brauchbar werden ſoll?

Das Akkomodations=Syſtem replicirt hierauf: „Ueber das Weſent„liche der Religion kann Niemand, der nur einen geſunden Verſtand „hat, im Zweifel ſein. Es beſteht in denjenigen chriſtlichen Lehren, „welche uns ſchon die Betrachtung der Natur und das eigene Nachden„ken der Vernunft geben kann. Und daß die Offenbarung keine ganz „reine Quelle iſt, iſt nicht ihre Schuld, ſondern die Schuld der Men„ſchen; weil nehmlich das Menſchengeſchlecht, ſeiner Natur und Be„ſtimmung zu Folge, nur nach und nach zu hellern Einſichten und wür„digeren Begriffen in Sachen der Religion gebracht werden kann, und „eine göttliche Offenbarung dem Charakter des jedesmaligen Zeitalters „genau angepaſſet werden muß, um für das Volk, dem ſie zunächſt ge„geben worden, verſtändlich und anwendbar zu ſein. In dieſer Anſicht „läßt ſich wohl denken, daß ſelbſt durch den Mund göttlich beglaubter „Lehrer theoretiſche Irrthümer ausgeſprochen und verbreitet werden dürf„ten. Und wenn die chriſtliche Religion, wie ſie in den neuteſtament„lichen Urkunden enthalten iſt, noch nicht die reinſte, vollkommenſte und „beſte iſt, ſo kann ſie ja doch durch menſchliches Nachdenken erhöhet, „berichtiget, d. h. verbeſſert werden. Das Verbeſſerungs=Princip, „iſt eben ihr Haupt=Princip, d. i. ſie enthält die beſtimmte Möglich„keit einer ſteten, dem Zweck ihres Urhebers und ihrer Bekenner ge„mäßen Fortbildung und Entwicklung. Nach eben dieſem Princip, „nach welchem ſie keine abſolute, ſondern nur relative Vollkommenheit, „nichts feſtſtehendes und unabänderliches, ſondern blos etwas fort„ſchreitendes, wachſendes, und einer unaufhörlichen Vollkommenheit „fähiges, bedürftiges hat, — tritt auf unſerer Seite das natürliche „Recht ein — zu dieſer Vervollkommnung nach unſern beſten Kräften „und Einſichten wirkſam zu ſein. Wir müſſen an die Stelle Chriſti, „der keine unabänderliche und unverbeſſerliche Religions=Theorie feſt„ſetzen, ſondern nur dem menſchlichen Verſtand gleichſam den erſten „Stoß geben wollte, und ſeiner Apoſtel treten, und das fortführen, „was ſie angefangen haben. Wir müſſen die Wahrheiten, die Jeſus „zu ſeiner Zeit nicht frei predigen durfte, und welche er verſchweigen „mußte, weil ſie ſeine Zuhörer damals nicht faſſen konnten, vor aller „Welt ans Tageslicht ſtellen; — das was er aus weiſer Herablaſſung

„zur Schwäche ſeiner Zeitgenoſſen ſagte, richtiger und beſſer ſagen; —
„den Geiſt ſeiner Lehre faſſen, und das auf die Seite ſchaffen, was nur
„Zeitbegriff iſt; was nur die Eigenſchaften des Temporellen und Loka=
„len hat; — und zwiſchen Lehre und Lehrart unterſcheiden. Kurz
„wir müſſen die weſentlichen Lehren behalten, und die auſſerweſent=
„lichen; — die jüdiſchen Vorſtellungsarten, nebſt ſo vielem hiſtoriſchen,
„was im Grunde nur auf falſchen Anſichten, auf Sagen, Meinungen
„und ſogar Fabeln beruht, aus der Offenbarung wie einen Schutt weg=
„räumen; — das Licht ſcheiden von der Finſterniß; — und auch das
„Licht ſelbſt — zu einer Sonne machen, die ihren Schein immer reiner
„und heller über die halbe Welt verbreitet.“

So ſpricht das Akkomodations=Syſtem. Aber was wird der ver=ſtändige und unparteiiſche Leſer ſprechen? Wird er nicht Stoff genug finden, auch über dieſes Syſtem den Stab zu brechen? Man iſt ohne Zweifel zu dieſem Syſtem gekommen, weil man gewiſſe Einwürfe gegen die Offenbarung nicht beantworten konnte, und doch die Offenbarung ſelbſt nicht aufgeben wollte — oder weil man durch Annahme deſſelben den Glauben an Offenbarung ſelbſt untergraben wollte, den man nicht offenbar anzugreifen wagte, weil es Glaube der Kirche war.

In beiden Fällen aber hat man einen falſchen Schritt gethan. Wollte man damit als mit einer verborgenen Mine das Offen=barungsgebäude in die Luft ſprengen, ſo mußte man darum ſeinen Zweck verfehlen, weil die Mine entdeckt ward, und Gegenminen angelegt wur=den, die das Unglück verhüteten. Wollte man aber aufrichtig und ehr=lich ſein und der Offenbarung zu Hülfe kommen, ſo hat man ſich wieder nur eine vergebliche Mühe gemacht. Erſt mit einer mittelbaren Of=fenbarung! — iſt damit auch etwas geholfen? Gibt ſie ein anderes Reſultat, als die unmittelbare Offenbarung? Die unmittelbare ertheilt göttliche Belehrung — die mittelbare nicht weniger — nach dem eignen Bekenntniß der Anhänger dieſes Syſtems; denn wenn ſie nicht einräu=men wollten, daß die Ausſprüche der h. Schriftſteller, was den Inhalt betrifft, eben ſowohl für göttlich zu halten ſind, als wenn ſie ſelbſt unter dem unmittelbaren Einfluß der Gottheit geſtanden wären, ſo würden ſie mit dem Wort Offenbarung nur ſpielen, und ſich ſelbſt nur zu ſehr widerſprechen. Nun frage ich: Iſt es am Ende nicht einerlei, ob Gott die heiligen Skribenten als ſeine Organe gebrauchte — ihre natürlichen Fähigkeiten in ihnen erhöhte und unmittelbar in ihren Seelen die Vor=ſtellungen hervorbrachte — oder ob er durch eine außerordentliche ob=

ſchon natürliche Veranſtaltung, im Zuſammenhang der Dinge, in ihren Seelen reinere, beſſere moraliſche Begriffe entſtehen ließ? Gott bleibt bei beiden Syſtemen der Urheber. Eine Sache ſo veranſtalten, daß ſie erfolgen muß — und eine Sache ſelbſt thun — das iſt doch nicht weit von einander unterſchieden. Beide Syſtemsanhänger bleiben immer Supernaturaliſten, und ſie erinnern uns an nichts weiter, als an das Systema causarum occasionalium und an das Systema harmoniae praestabilitae, welche man ehedem zur Erklärung eines gewiſſen Phänomens erfand.

Wenn man aber ein Supernaturaliſt iſt, wie kann man auch zugleich ein Naturaliſt ſein? Dieſes ſind die Anhänger des Akkomodationsſyſtems, in ſo fern ſie nur diejenigen Lehren in der Offenbarung als weſentlich anerkennen wollen, welche ganz vernünftig ſind, und dasjenige als lokal und temporell verwerfen, was mit der Vernunft nicht vereinigt werden kann. Eine Offenbarung, die blos vernünftige Wahrheiten enthalten ſoll, iſt eben ſo viel als keine Offenbarung, iſt eben ſo unerweißlich und unnütz. — Gottes Offenbarungen, ſagt man, müſſen genau den Fähigkeiten der Menſchen zur Seite gehen, und nach der Faſſungskraft und den Schwachheiten der Menſchen ſich richten. — Aber dieſe Behauptung hat ſchon deswegen weder Grund noch Boden, weil in einer Offenbarung, die ihrem Weſen nach, übervernünftige Wahrheiten enthalten muß, die Faſſungskraft der Menſchen in keine Betrachtung kommt, und dieſen nichts weiter übrig bleibt, als die gegebenen Belehrungen nach ihrem beſten Gewiſſen zu brauchen, und es Gottes unerforſchlichem Rathſchluß anheimgeſtellt ſein zu laſſen, wozu er das gegeben habe, was man nicht begreifen kann, oder doch auf ſeinen Endzweck nicht zu ziehen weiß. Am allerwenigſten darf in einer Offenbarung auf die Schwachheiten der Menſchen Rückſicht genommen werden, wenn unter dieſen, verkehrte Volksbegriffe und grobe Vorurtheile verſtanden werden. Wahrheit, die reine Wahrheit, nichts als Wahrheit, die ſich weder ſchmiegt noch biegt, muß den Inhalt einer Offenbarung ausmachen. Sind das wohl auch Bequemungen zu den Schwachheiten der Menſchen, wenn in dem neuen Teſtament, ich will des Alten gar nicht gedenken, geſagt wird: Der Menſch iſt von Natur ein Kind des Zorns Gottes, Epheſ. 2. — Wie durch einen Menſchen die Sünde iſt kommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, alſo iſt der Tod zu allen Menſchen hindurch gedrungen, dieweil ſie alle geſündiget haben, Röm. 5. — So erbarmt ſich nun Gott, welches er

will, und verſtocket, wen er will, Röm. 9. — So jemand ſündiget, ſo haben wir einen Fürſprecher bei dem Vater, Jeſum Chriſtum, der gerecht iſt. Und derſelbige iſt die Verſöhnung für unſere Sünde, 1. Joh. 2. — Dieſer, da er hat ein Opfer für die Sünde geopfert, das ewiglich gilt, ſitzet er nun zur Rechten Gottes, Hebr. 10. Es iſt ein Gott und ein Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, nehmlich der Menſch Chriſtus Jeſus, der ſich ſelbſt gegeben hat, für alle zur Erlöſung, 1. Thim. 2. — Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, 1. Cor. 5. — Das Blut Jeſu Chriſti, des Sohnes Gottes, reiniget uns von aller Sünde, 1. Joh. 1. Wir werden ohne Verdienſt gerecht, ohne des Geſetzes Werk, allein durch den Glauben, Röm. 4. — Euer Widerſacher, der Teufel, geht umher, wie ein brüllender Löwe und ſuchet, welchen er verſchlinge, 1. Petr. 5. — Ich verſchweige eine Menge anderer Stellen, in welchen nur blos ſolche Vorſtellungen enthalten ſind, an denen die Vernunft ſich ärgert, und die reine Moralität einen Stoß bekommt.

Zwar behaupten die Liebhaber des Akkomodations-Weſens, daß allen ſolchen Stellen ein beſſerer Sinn ſich unterlegen laſſe, und daß in dem Augenblick das Anſtößige derſelben verſchwindet, in dem ſie richtig erklärt werden. — Allein darüber ſind ja die Akten noch nicht geſchloſſen, ob man ihnen einen beſſern, d. i. neu philoſophiſchen und rein moraliſchen Sinn unterſchieben dürfe? Gegen dieſe Befugniß proteſtirt wenigſtens der größte Theil der chriſtlichen Kirche, welcher die buchſtäbliche Bedeutung ſolcher Stellen in Schutz nimmt. Und ich denke, dieſe Proteſtation beruhet auf ſehr gutem Grunde. Wer waren die Concipienten der Bücher neuen Teſtaments? Juden und keine Kantiſche Philoſophen. Dieſes zu wiſſen, iſt genug. Aus dieſer Anſicht läßt ſich ſchon allein erkennen, daß die Worte der neuteſtamentiſchen Schriftſteller nicht nach den Vorſtellungen der ſpätern Welt, oder nach den geläuterten Begriffen occidentaliſcher Philoſophie und Theologie auszulegen, ſondern durchaus in einem ſolchen Sinne zu nehmen ſind, welchen damals Verfaſſer und Leſer nach dem Sprachgebrauch, nach der Denkungsart, nach den Sitten und Gewohnheiten ihrer Zeitgenoſſen mit den gebrauchten Worten verbunden haben.

Es iſt ſogar noch eine große Frage, ob man ſich auch dann eine rein moraliſche Auslegung, oder eine Deutung nach Kantiſchem Zuſchnitt erlauben dürfe, geſetzt wenn man mit Kant darin einſtimmig wäre, daß die heil. Schrift keine Offenbarung, weder unmittelbare noch mittel-

bare enthalte*). — Dieſer große Denker, deſſen tiefe Vernunft nothwendig die Gebrechen der poſitiven Lehre erkennen mußte, ſtellte freilich den Grundſatz feſt: daß die Urkunden des Chriſtenthums nicht nach dem wörtlichen, ſondern nach dem moraliſchen Sinn gedeutet werden müſſen, und daß dem Ausleger das Geſchäft obliege, ſich jeden Satz, ohne ſich weiter um die Worterklärung (die er nur dann ungekränkt wiſſen will, wenn man gern erfahren möchte, was der Stifter der chriſtlichen Religion und die erſten Verbreiter derſelben, über die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchen gedacht haben) zu bekümmern, nach den praktiſchen Regeln einer reinen Vernunft zu denken, und ſo vorzutragen, daß ein moraliſcher Sinn herauskomme, wäre er den Worten nach auch noch ſo gezwungen. Es iſt auch wohl bekannt, daß daß die Naturaliſten denſelben fleißig in Anwendung bringen, weil ſie meinen, daß, ſo lange der Staat die Hand auf die Offenbarung hält, ſymboliſche Bücher exiſtiren, und der Kirchenglaube prädominirt, nicht anders verfahren werden könne. Allein es bleibt doch auch wahr, daß man, um gute Abſichten zu erreichen, oder der heiligen Hermandad nicht in die Hände zu fallen, zu keiner Täuſchung, oder zu einem frommen Betrug die Zuflucht nehmen dürfe. Auf dieſe Art wird aus der Schrift ein traverſirtes Gedicht gemacht, wird nur die Heuchelei befördert, der alte ſcholaſtiſche Sauerteig im kirchlichen Syſtem fortbehalten, und der letzte Betrug wird ärger als der erſte. Ein liberaler Theolog hat nicht nöthig einen Sinn zu erkünſteln, er bedarf der Krücke einer moraliſchen Exegeſe nicht. Er ſagt frei heraus, was die Verfaſſer der Bibel eigentlich gedacht haben, und dann eben ſo frei, wie er denkt. Iſt ihm das letztere beſonders in ſeinen öffentlichen Vorträgen nach den Landesgeſetzen nicht erlaubt, und iſt er vor dem Conſiſtorialgeiſt, der die Bibliolatrie nicht ungeſtraft antaſten läßt, erſchrocken, ſo ſchweigt er, d. h. er berührt jene Stellen nicht, die nicht vernünftig erklärt werden können, weil ihm ja andere genug übrig bleiben, die eine rein moraliſche Deutung zulaſſen; und wenn er es nicht umgehen kann, ſie zu berühren, ſo ſagt er ihren wahren Inhalt, ohne ihn zu bewähren und zu vertheidigen, aber auch ohne

*) Sicherlich erkennt Kant die Urkunden des Chriſtenthums nicht für Gottes Wort, oder für eine göttliche Offenbarung. Er bequemt ſich nur nach dem Sprachgebrauch, und nennt das Offenbarung, was man gemeiniglich dafür hält, Es gibt nach ihm keine eigentliche Offenbarung von Gott und göttlichen Dingen, deren Inhalt die Vernunft nicht aus ſich ſelbſt ſchöpfen könnte, ſondern erſt durch Inſpiration, oder durch außerordentliche Veranſtaltung enthalten müßte.

die Gelegenheit vorbeizulaſſen, demſelben eine ſeinen Zuhörern nutzbare Wendung zu geben. So bringt er nach und nach das Volk eben dahin, wohin es kommen ſoll; ohne ihm einen blauen Dunſt vor die Augen zu machen, ohne mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu gerathen, und ohne ein Aergerniß zu geben.

Wenn aber nicht einmal die Naturaliſten befugt ſind, die h. Schrift zu akkomodiren, wie viel weniger dürfen ſich die Supranaturaliſten dieſe Freiheit erlauben! ich meine diejenigen unter ihnen, die laxae observationis ſind, d. h. welche eine mittelbare Offenbarung annehmen, zum Unterſchied von denen, die strictae observationis ſind, d. i. die an eine unmittelbare Offenbarung glauben.

Aus eben dem Grunde, aus welchem dieſe den Buchſtaben der Bibel reſpektiren, müſſen auch jene den Buchſtaben gelten laſſen. Da ſie eine Offenbarung einmal annehmen, ſei es auch im weitern Verſtande, aber doch nicht in dem, wie ſie alle kluge Leute haben können — und der Inhalt einer Offenbarung vorher nicht aus Vernunftgründen angegeben werden kann, ſo bleibt ihnen ebenfalls ſchlechterdings nichts weiter übrig, als den geſammten Inhalt der h. Schrift hiſtoriſch richtig zu erforſchen, und dann glaübig anzunehmen; d. h. ſie ſind verbunden, nicht nur das darin als vernünftig und göttlich gelten zu laſſen, was davon mit der Vernunftreligion übereinſtimmt, ſondern auch das, was damit nicht übereinſtimmt; weil ihnen deſſen Wahrheit verbürgt wird durch ein höheres Kriterium als die Vernunft iſt, und ſie dürfen gar nicht von weitem daran gedenken, an der chriſtlichen Religion etwas verbeſſern zu wollen.

Denn ſelbſt nach Kantiſchen Grundſätzen liegt das Princip der Perfektibilität der Religion einzig in der Vernunft, nicht aber in der chriſtlichen Lehre, wie ſie in der Schrift gegeben iſt. Daß ſich natürliche Religion und Perfektibilität wohl zuſammen ſchicken, iſt auch leicht einzuſehen; aber wie Offenbarung und Perfektibilität ſich vereinigen laſſen, wie göttliche Erklärungen durch menſchliche Erklärungen berichtiget werden können, das bleibt ewig ein Geheimniß, welches alle Geheimniſſe im Himmel und auf Erden übertrifft. Es kann von gar keiner poſitiven Religion geſagt werden, daß ſie perfektibel ſei. Denn was ſollte das heißen? Nichts anders, als die ganze Form der poſitiven Religion aufheben und entfernen — und was wird dann von einer poſitiven Religion übrig bleiben, wenn alles temporale und lokale aus ihr hinweggenommen wird? Man vergißt, daß in einem gewiſſen

Sinne jede poſitive Religion temporell ſein mußte, daß ſie nehmlich ihrem Stoff und ihrer Form nach, nichts anders als das Reſultat der damals herrſchenden Zeitbegriffe ſein, und ſich nicht ein Haarbreit von dem Grade der religiöſen ſittlichen Cultur entfernen konnte, zu welchem ſie die Menge vorbereitet fand, und zu dem ſie dieſelbe führen wollte (wie ein ſehr erleuchteter Recenſent in der Erlanger Literatur=Zeitung gut bemerkt).

Jedoch es iſt nicht nöthig, den Ungrund des Akkomodations= und Perfektibilitätsſyſtems weitläuftiger zu zeigen, da dieſes ſchon von mehrern berühmten Gelehrten ſo kräftig beſtritten worden iſt. Ein Syſtem, das mit ſich ſelbſt ſo uneins iſt, das Chriſtum als einen unmittelbaren Geſandten Gottes aufſtellt, und doch dieſen Geſandten nur wenig wahres und gutes ſprechen läßt, — welches annimmt, daß die erſten Lehrer des Chriſtenthums reinere und beſſere Begriffe gehabt hätten, als ihre Zeitgenoſſen, und doch auch behauptet, daß ſie ſich bei Anwendung dieſer Begriffe nach den herrſchenden Vorurtheilen und den verkehrten Vorſtellungen dieſer Zeitgenoſſen bequemt hätten, welches das Chriſtenthum zur Univerſalreligion empor heben will, aber nicht in ſeiner urſprünglichen — ſondern in ſeiner nach der jedesmaligen Weltlage veränderten und verbeſſerten Geſtalt*), das die Urkunden des Chriſtenthums nicht für Menſchenwerk, ſondern für göttlich hält, und doch dieſen Urkunden durch Philoſophie, Exegetik und Myſtik alle Augenblicke Gewalt anthut — ein ſolches Syſtem muß wohl bei der leichteſten Berührung in ſich ſelbſt zuſammenfallen.

Es gibt nur ein einziges Syſtem, welches auf der Probe beſteht, und welches helles Licht in die chriſtlichen Urkunden werfen kann — und dieſes iſt das Syſtem derer, welche den Begriff von einer Offenbarung ganz bei Seite legen, und den Grundſatz annnehmen, daß das Neue Teſtament ein Buch ſei, das von Menſchen, welche fehlen und irren konnten, geſchrieben worden iſt, und daß die Gottheit zu den darin enthaltenen Lehren und Nachrichten, eben ſo wenig auf eine außerordentliche Art etwas beigetragen hat, als zu dem Inhalt aller andern Urkunden irgend einer poſitiven Religion in der Welt.

---

*) D. i. zu einem Chamäleon. Sonſt war es gerade umgekehrt. Ueberall rief man: gebt uns das erſte Chriſtenthum wieder — in ſeiner urſprünglich reinen Geſtalt; — und jetzt ruft man: nur nicht das erſte Chriſtenthum — denn das war noch nicht rein genug — noch nicht geſchieden und geſäubert vom Judenthum.

Und dieſes Syſtem außer Zweifel zu ſetzen, braucht man nicht ſich darauf einzulaſſen, daß man die Unmöglichkeit einer Offenbarung a priori beweiſe; ſondern man braucht ſich nur auf das Faktum einzuſchränken, und die neuteſtamentlichen Urkunden, in welchen eine Offenbarung enthalten ſein ſoll, der hiſtoriſchen und philoſophiſchen Prüfung zu unterwerfen. Auf dieſem Weg allein wird und muß man finden, wenn man nur die Augen nicht ganz verſchließen will, daß die Bücher des Neuen Teſtamentes, und hauptſächlich die Evangelien gar keinen Anſpruch auf einen göttlichen Urſprung, ja nicht einmal nur auf vollkommene Glaubwürdigkeit*) machen können, — und daß daher auch alle Ausleger, welche mit dem Vorurtheil von einer göttlichen Eingebung, oder beſonderer göttlichen Aſſiſtenz, oder auch nur von einer durchgängigen Wahrheit des Inhalts an die Erklärung der h. Schrift ſich begeben haben, in ihren Auslegungen nothwendig unglücklich ſein mußten.

Einen Beleg zu dieſer Behauptung ſoll die vorliegende Kritik des Evangeliums Johannes und ſeiner bisherigen Auslegung, ausmachen, welcher, wie ich denke, von Niemand wird verworfen werden, der von der Ueberzeugung belebt iſt, daß die Bibel, ſo wie jedes andere Buch, der Kritik der Vernunft unterworfen ſein, und daß unſere Philoſophie über die Bibel uns immer frei bleiben müſſe. Das weitere in dieſer Hinſicht enthält die folgende Einleitung.

Wir theilen nun einige der beſten Stellen aus dem exegetiſchen und kritiſchen Theile des Voglerſchen Werkes mit:

In der „Einleitung in das Evangelium Johannis" welche auf die Vorbereitung folgt, bemerkt Vogler von den Geſchichtserzählnngen, „daß ihnen die Haltung fehlt," von den Geſprächen, daß ſie auf den haltloſeſten „Mißverſtändniſſen" beruhen, da „Jeſus ſtets figürlich"

*) Wenn man auch von der ſonderbaren Meinung: als habe Gott die Bibel diktirt, und unter ſeiner Leitung und Mitwirkung ſchreiben laſſen, zurückgekommen wäre, welches aber gewiß noch nicht ganz geſchehen iſt; ſo ſind doch einige Folge-Sätze nicht mit jenen Ideen gefallen. Man glaubt nehmlich noch allgemein, daß jene Bücher gleichzeitig den erzählten Begebenheiten von ſehr einſichtsvollen Männern geſchrieben ſeien, daher aller Argwohn eines Irrthums, Falſchverſtehens, Nichtprüfens ꝛc. ſie nicht treffen könne.

ſpreche und die Juden Alles eigentlich und buchſtäblich nehmen, daß die Reden Jeſu „faſt alle polemiſch-dogmatiſch voll harter Ausdrücke und heftiger Vorwürfe ſeien und daß man aus den Antworten der Juden und der Jünger oft nicht anders abnehmen könne, als daß ſie ſelbſt den gemeinſten Menſchenverſtand müſſen verloren haben. Der Verfaſſer, ſagt er, macht ſie abſichtlich dumm und begabt ſie mit einer unheilbaren Einfalt und Unwiſſenheit.“

Aus dieſen und andern Gründen, deren Unzureichendheit hier nicht in Betracht kommt, nimmt Vogler an, daß das Evangelium in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt gegen das Jahr 120 abgefaßt ſei, dabei meint er aber — worin ſich ſchon die ſchwache Seite ſeiner Schrift, die Unreinheit ſeiner Kritik und ſeine Abhängigkeit von dem Buchſtaben zeigt, — „da der Verfaſſer ſich ſelbſt auf ein Zeugniß des Apoſtels berufe — (ein Schluß des Evangeliums) — ſo ſei nicht zu zweifeln, daß er ſich eines ſchriftlichen Aufſatzes bediente, der entweder wirklich von dem Apoſtel Johannis herrührte, oder ihm doch von der Tradition zugeſchrieben wurde.“

Es wäre unpaſſend und ein höchſt unnöthiges Werk, wenn wir jetzt noch, nachdem Ilium's Schickſal entſchieden iſt, die Schwächen und Unreinheiten der Voglerſchen Kritik nach der Anleitung der Bauerſchen Kritik beurtheilen oder corrigiren wollten.

Wir gehen ſogleich zur Mittheilung der Auszüge über und beginnen mit einigen Bemerkungen Voglers über den Bericht vor dem Zuſammentreffen Jeſu mit der Samaritanerin.

C. 4 v. 5 erzählt der Evangeliſt, daß Jeſus auf einer Reiſe durch Samarien bei Sichem anlangt und ſich in der Nähe der Stadt am Jakobsbrunnen niederläßt.

Vogler ſieht in dieſem Zuge einen Beweis von der Abſichtlichkeit, mit der der Evangeliſt in ſeiner Geſchichtscompoſition verfährt. Er ſagt:

Warum ſetzte ſich Jeſus neben den Brunnen? Weil er müde von der Reiſe war. Aber ich denke, der Evangeliſt läßt ihn da lagern, damit das folgende Geſpräch mit der Samariterin beſſern Stoff bekam und Jeſus in der Parallele mit Jakob gewinnen möchte. Auch ſieht man daraus, daß die Jünger in die Stadt gingen, um Speiſe zu kaufen, Jeſus ſich hier nicht niederſetzte, um nur ein wenig auszuruhen. Warum aber der Evangeliſt grade der ſechſten Stunde gedenkt? Die Ausleger meinen, daß Jeſus ſich auch um der Stillung ſeines Durſtes willen an dieſen Brunnen begeben habe; denn gegen Mittag und wenn man zumal

lange Zeit gereiſet iſt, fühle man das Bedürfniß zu trinken. Ich meine aber vielmehr, daß der Evangeliſt dieſe Zeit anmerkte, um der Geſchichte mit dem Waſſerholen der Samariterin noch mehr Wahrſcheinlichkeit zu geben.

Ferner der Evangeliſt erzählt v. 7: da kommt ein Weib von Samaria, Waſſer zu ſchöpfen: dazu bemerkt Vogler: „dieſes Weib, ſagt Grotius, iſt nach göttlicher Fügung hergekommen. — Ein Anderer hätte ſagen können, nach dem Rath des Geſchichtſchreibers.“

Vogler entwickelt hierauf ziemlich glücklich die Mißverſtändniſſe, durch welche ſich das Geſpräch Jeſu mit der Samaritanerin hindurch bewegt. Da es uns aber nur darauf ankommt, die ſchlagendſten Entwickelungen ſeiner Schrift mitzutheilen, ſo greifen wir ſogleich in das ſechſte Capitel des Evangeliums über und hören wir Voglers Bemerkungen zu der Stelle, wo Jeſus v. 2—6 dem Volke, welches ihn am andern Tage nach der wunderbaren Speiſung wieder aufſuchte, den Vorwurf machte, daß ſie ihn nicht deshalb ſuchten, weil ſie Zeichen geſehen haben, ſondern von ihm geſättigt worden ſeien.

Der Evangeliſt, ſagt hierüber Vogler, ſcheint kein gutes Gedächtniß gehabt zu haben, denn er ſagt bald darauf wieder, v. 30, daß das Volk Mirakel gefodert habe: „da ſprachen ſie zu ihm: was thuſt Du für ein Zeichen, auf daß wir ſehen und glauben Dir.“ Und im Anfang des Capitels hatte er ausdrücklich geäußert: daß ihm das Volk nachgezogen wäre, daß ſie die Zeichen ſahen, die er that. Was für ein Zeichen that er nun? Das Wunder der Speiſung. Und was wirkte dies Mirakel? den Glauben an ihn als den Meſſias; und dieſer Glaube war ſo enthuſiaſtiſch, daß ſie ihn zu haſchen ſuchten, um ihn zum Könige zu machen. Und eben dieſe Menſchen, auf welche dies Mirakel einen ſo großen Eindruck gemacht hatte, die keine andern Gedanken, als an den Meſſias hatten, die hätten nun auf einmal binnen 24 Stunden — allen Glauben an die Mirakel, an den Meſſias und alle Hoffnung auf ihn aufgegeben und wären ihm über das Meer blos deswegen nachgefolgt, um noch einmal eine Portion Brod und einen kleinen Fiſch zur Mahlzeit zu bekommen!

Im Verlauf des Geſprächs, nachdem Jeſus auf ſich als den Meſſias hingewieſen, fragen ihn die Juden, was er für ein Zeichen thue (v. 30) damit ſie dadurch zum Glauben gezwungen würden. Vogler ſagt darüber:

Man hat Mühe zu begreifen, wie dieſe Sprache geführt werden

konnte. Hatte uns denn nicht der Evangeliſt berichtet, daß die Juden, durch die Zeichen die Jeſus that, zu ihm hingezogen wurden, daß ſie durch das Wunder der Speiſung in Erſtaunen geſetzt, ihn als den Meſſias nicht nur bekannt, ſondern auch ſogar vom Glauben an ihn gleichſam beſeelt, Vorkehrungen getroffen haben, ihn zum König zu machen? und nun läßt der Evangeliſt eben dieſe Menſchen wieder vom größten Unglauben eingenommen ſein — und von Jeſu ein Zeichen verlangen, als wenn ſie nie eins geſehen hätten und Jeſus ihnen ganz fremd und unbekannt wäre? Selbſt etliche ältere Ausleger können nicht umhin, dieſe Bemerkungen zu machen und ſie werfen daher die Frage auf: Unde tam subita oblivio? Aber den neuern Auslegern war es vorbehalten, auf dieſe Sommerflecken ein Schminkpfläſterchen zu legen. Im Exeg. Handbuche heißt es: „Wahrſcheinlich ſagten dies Gelehrte in der Synagoge." — Man muß freilich eine ſolche Hypotheſe geltend zu machen ſuchen — wenn man den Geſchichtſchreiber nicht will taumeln laſſen. Aber man wird ihm doch damit nicht ganz helfen können, nicht ſo, daß er völlig feſt ſtehe. Er muß es ſich gefallen laſſen, wenn wir auch an ihn die Frage thun: Was thuſt Du für ein Zeichen, auf daß wir ſehen und glauben Dir? Du giebſt uns ja gar kein Zeichen, daß das Volk, welches Du bisher mit Jeſu haſt ſprechen laſſen, auf einmal verſtummt ſei und daß nur jetzt die Schriftgelehrten anfangen ihren Mund aufzuthun!

Weil wir nun dieſes Zeichen nicht ſehen — ſo wollen wir auch nicht glauben, daß die Schriftgelehrten — dir den Dienſt gethan haben, deine Erzählung wahrſcheinlicher zu machen.

Es folgt nun das Geſpräch über das Brot des Lebens und das Mißverſtändniß der Juden, die auf der Stelle dies Brot haben wollen.

Vogler ſieht hierin zunächſt eine Parallele zur Geſchichte von der Samariterin.

Alle Ausleger ſtimmen darin überein, daß die Juden nur ein ſolches Brot verſtanden hätten, welches dem Leibe ſtets das Leben erhält und den Tod auf immer abwendet; und ſie können auch nicht läugnen, daß dieſe Bitte um Brot große Aehnlichkeit habe mit der Bitte des Samaritiſchen Weibes um lebendiges Waſſer. Joh. 4, 10. Wie dieſes Weib gar nicht daran denkt, die Worte Jeſu in einem höhern Sinn zu nehmen und nur blos den Wunſch hegt, ein Waſſer zu bekommen, das den Durſt auf ewig löſcht, ſo denken auch dieſe Juden nicht daran, daß Jeſus ihnen eine Speiſe für die Seele geben wolle und ſind nur

blos von dem Verlangen nach Engels- und Himmelsbrot — welches die Eigenſchaft der Früchte hat, die der Baum des Lebens im Paradieſe brachte — beſeelt. Alſo iſt dieſe Geſchichte nur eine Variante von der des Samaritiſchen Weibes. Und das Urtheil, welches wir oben von jener gefället haben, möchte auch bei dieſer anwendbar ſein.

Zum Schluß ſagt er über das ganze Geſpräch:

Auch möchte ich gern annehmen, blos um die Weisheit Jeſu zu retten, daß er die Rede, zu Capernaum, ſo wie ſie Johannes erzählt, gar nicht gehalten hätte. Sie iſt in der That viel zu myſtiſch und dabei ſo ungereimt komponirt, daß man gar nicht einſehen kann, wie ein verſtändiger Mann ein ſo plattes und leeres Geſchwätz, das zu den gröbſten Mißverſtändniſſen verleitet und bis auf den heutigen Tag ſo vielen Menſchen die Köpfe verdreht und die Herzen verdorben hat (man denke nur an die Abendmahls-Streitigkeiten!) vorbringen könne. Man ſieht auch hier, wie bei ſo vielen ähnlichen Erzählungen, den Evangeliſten ſeine geheime Rolle ſpielen. Ueberall legt er es darauf an, daß der Lehrer und die Zuhörer einen doppelten Verſtand haben. Der Lehrer muß immer reden, was kein Zuhörer verſteht und der Zuhörer muß immer zuletzt über die Lehrer lachen, oder ſich ärgern. Platon ſpricht in ſeinem Timäus von zwei unvernünftigen Seelen, deren die erſtere ihren Sitz in der Bruſt, die andere im Magen hat. Man ſollte glauben, daß der Evangeliſt keine andere Seelen gekannt und zur Schau habe ſtellen wollen. — Aber, rufen unſere ſtarkgläubige Theologen; warum zweifelt ihr an dem, was uns der Evangeliſt gemeldet hat? Iſt es nicht längſt von uns bewieſen, daß er ein glaubwürdiger Schriftſteller iſt? Gegen eine hiſtoriſch erwieſene Sache gelten keine Zweifel, ob das auch ſo ſein könne, oder wahrſcheinlich ſei! Wir antworten blos: Sonach müßte jede Legende geglaubt werden, wenn ſie ſich in alten Urkunden befindet, ſie mag möglich ſein oder nicht.

Im ſiebenten Kapitel, während des Lauberhüttenfeſtes disputirt Jeſus mit dem Volke zu Jeruſalem. Da ſprachen etliche (v. 25. 26) iſt das nicht der, den ſie ſuchten zu tödten? Und ſiehe zu, er redet frei und ſie ſagen ihm Nichts. Erkennen unſere Oberen nun gewiß, daß er gewiß Chriſtus ſei? Dazu bemerkt Vogler:

Er redete nämlich frei heraus, daß er der Meſſias wäre — und doch unterſagte man es ihm nicht von Obrigkeitswegen, und man ließ ihn frei und ungehindert lehren, ſogar im Tempel, was er wolle. Darüber durften ſich wohl die von Jeruſalem wundern — und das um ſo

mehr, weil der hohe Rath ſchon längſt den Entſchluß gefaßt hatte, dieſen läſtigen Lehrer aus dem Wege zu räumen. Ganz ironiſch fragen ſie nun: Erkennen nun etwa unſere Oberſten ſelbſt, daß er wahrhaftig der Meſſias ſei?

In der That; jeder unbefangene Leſer muß darüber erſtaunen, und wird ſich gar nicht darein finden können, wie nach es möglich war, daß bei dem außerordentlichen Haß der Prieſter und der Oberſten des Volks gegen Jeſum, bei dem glühenden Eifer derſelben, den äußern Moſaiſchen Cult aufrecht zu erhalten, bei der hellen Wuth gegen falſche Propheten — und vornehmlich gegen falſche Meſſiaſſe, wie uns das die Evangeliſten beſchreiben; — Jeſus dennoch einmal nach dem andern, vor ihren Augen — in der Hauptſtadt und ſogar im Tempel auftreten — von ſeinem Meſſiasreiche reden — den Sabbath entweihen — ſeine Jünger als Miſſionaire überallhin ausſenden und alles im Lande aufregen durfte — ohne daß ihm nur ein Haar gekrümmt wird — ohne daß es weiter kommt, als zu einigen hinterliſtigen Nachſtellungen welche ebenfalls ohne die mindeſte Wirkung ſind.

Was ſoll man von dieſen Prieſtern und Oberſten denken? — die alle Urſache, alle Macht und Gewalt hatten — dieſen angeblichen Meſſias ergreifen, und ihm ganz in dem Weg Rechtens den Prozeß machen zu laſſen — und weiter nichts thun als daß ſie ſumſen ohne Stachel wie die Bremen. Hierher ihr Pſychologen, Philoſophen, Politiker — Regierungs- und Polizei-Directoren — Staatsräthe und Inquiſitoren, Geſetzgeber und Tribunen — erklärt, wenn ihr könnet, dieſes Räthſel? Entweder ihr müſſet die jüdiſche Landes-Regierung — annulliren, oder ihr müſſet an der Geſchichte dubitiren, — nämlich an dem Theile derſelben, der mit ſo vielen Widerſprüchen beladen iſt. Aber unſere Theologen wiſſen ja den Knoten zu löſen! Es war ja die Furcht vor dem Volke, ſagen ſie, welche die Macht der Landes-Regierung hemmte. — Aber giebt es wohl eine eben ſo elende als abgedroſchene Antwort? Das Volk war im Ganzen mehr gegen als für Jeſum. Ueberall erzählen ſelbſt die Evangeliſten, — daß das Volk Jeſum inſultirte und oft ſelbſt ſteinigen oder tödten wollte. Auch dieſes ſiebente Kapitel des Johannis giebt mehrere Belege dazu, wie human dieſes Volk gegen Jeſum geſinnt war und handelte. Und hatte denn der hohe Rath das Volk auch gefürchtet, als er endlich Jeſum gefangen nehmen, vor das Gericht ſtellen und hinrichten ließ? Wie wenig muß er nach dem Volk gefragt haben — da er den Meſſias — grade zur Zeit eines großen Feſtes — wo das

Volk beinahe in Maſſe verſammelt war, grade da das Volk im größten Taumel war, über den nun erſchienenen Meſſias — was ihr als König von Iſrael mit Erweiſung aller möglichen Ehrenbezeugungen öffentlich ausruft — dieſem allen ohngeachtet — in Feſſeln legen und vor den Augen des Volks als einen Aufrührer und falſchen Meſſias zum Kreuz führen läßt. Nur darüber iſt zu erſtaunen, daß der hohe Rath nicht um etliche Jahre früher ſich ſeiner Gewalt gegen Jeſum bedient hat und daß er ſich blos mit heimlichen Nachſtellungen begnügt habe, welche man um ſo mehr in Zweifel ziehen möchte, wenn man bedenkt, daß der hohe Rath wohl nicht einen Meuchelmord im Schilde geführt haben könne, da ein Juſtizmord immer in ſeiner Macht blieb und er auch dieſen endlich wirklich vollführte.

Es wurde den Phariſäern denunzirt — daß das Volk Jeſum für den Meſſias erkläre. — Ich dächte die Phariſäer hätten das längſt gewußt, daß ein Theil des Volks günſtige Geſinnungen für Jeſum hatte. Und wie oft hatte uns der Evangeliſt ſchon gemeldet — daß ſie ihm nachtrachteten und ſo gar tödten wollten, 4, 1. 5, 18. 7, 19. 25, 30 — und zwar deswegen, weil er den Sabbath gebrochen und ſich den Meſſias genannt hätte.

Die Phariſäer ſchicken, v. 32, Knechte gegen Jeſum aus, daß ſie ihn fingen, aber (v. 44) Niemand wagte es Hand an ihn zu legen.

Immer erzählt uns der Evangeliſt — daß Jeſus in Gefahr geweſen wäre, in Verhaft genommen zu werden, und daß dieſe Gefahr jederzeit glücklich vorübergegangen wäre. — Er meldet aber nicht wie noch dieſe Gefahr abgewendet worden iſt. Eben deswegen ſollten auch die Ausleger ſchön ſchweigen. Aber ſie können es nun einmal nicht laſſen — in alles zu reden; und daher ſagen einige: man hätte es nicht gewagt, Gewalt zu brauchen, — andere: es wäre Niemand im Stande geweſen, das Vorhaben auszuführen. Herrliche Auflöſung! Es wäre wohl weder gewagt, noch unmöglich geweſen, — Jeſum zu greifen. Man thut gewiß beſſer, wenn man ſtaunet und ſchweigt.

V. 45. Die Knechte kamen zu den Hohenprieſtern und Phariſäern und ſprachen: warum habt ihr ihn nicht mitgebracht?

Die Knechte mußten wohl ſchon vor etlichen Tagen wenigſtens ausgeſchickt worden ſein — um Jeſum in Verhaft zu nehmen. — Aber was thun ſie? — Sie hören Jeſu andächtig zu — anſtatt ihn zu fangen — ſie bleiben bei ihm und kehren ohne ihn zu ihren Befehlshabern mit leeren Händen zurück. Das iſt ſonderbar. Würde das eine Polizei=

wache bei uns auch ſo machen? Und ſieht es wohl den jüdiſchen Staats= und Religions=Inquiſitoren ähnlich, daß ſie eine ſo ſanfte Sprache gegen ihre ungehorſamen Trabanten führen: Warum habt ihr ihn nicht gebracht?

V. 46. Die Knechte antworteten: Es hat nie ein Menſch alſo geredet, wie dieſer Menſch.

Welch eine Antwort! Stolz meint: Die Gerichtsdiener hätten die große Anzahl von Anhängern, die den Nazarener umgaben, als Grund angeben können, warum ſie ſeiner ſich nicht bemächtigt hätten und dies wäre hinlänglich geweſen, um ſie außer Verantwortung zu ſetzen; aber ſie hätten Ehrlichkeit genug gehabt, ein Geſtändniß zu thun, das ihnen aller Wahrſcheinlichkeit nach ſehr übel genommen wurde. — Gott behüte uns vor ſolchen Gerichtsdienern, welche raiſonniren, anſtatt zu exequiren, welche ihre Ueberzeugung den Befehlen ihrer Obern entgegenſetzen; welche ehrlich genug ſind, ein Geſtändniß zu thun, das ihnen übel belohnt werden muß, wenn alles in der Ordnung gehen ſoll, aber auch ungehorſam genug, um ihre Schuldigkeit zu thun — von der ſie durch nichts dispenſirt werden können. —

Und eigentlich lag ja in dieſer Ungehorſamsentſchuldigung gar kein Sinn, den der hohe Rath hätte auffaſſen können. Kein Menſch ſoll alſo geredet haben, wie dieſer Menſch! — Haben denn die Diener ſchon alle Menſchen reden gehört. Vielleicht verſtehen ſie unter dieſen Menſchen — einen Religionslehrer — einen jüdiſchen Rabbi? — Aber da gilt auch von ihnen: Das Volk, das nichts vom Geſetz weiß., iſt ververflucht. — Vielleicht iſt ihnen dieſer Menſch wohl gar der Menſch — der Meſſias — und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie dieſe Idee ausdrücken wollten, weil ſie ihn über alle Menſchen, eigentlich über alle Rabbiner, und jeden Lehrer, die von jeher waren und alſo auch über alle jede Propheten erhoben. Man iſt beinahe gezwungen, anzunehmen, daß die Gerichtsdiener ihre Entſchuldigung auf ihren Glauben an Jeſum als den Meſſias gründen wollen. Die Antwort der Phariſäer macht es noch wahrſcheinlicher 47. 48., wo ihnen ihr Glaube verwieſen wird. Hätten ſie ihn für nichts weiter als einen vortrefflichen Lehrer gehalten, ſo hätte auch der mächtigſte Eindruck ſeiner Reden auf ihr Herz ſie doch nicht abhalten können, — die ihnen gegebenen Befehle zu befolgen.

Nur bleibt noch die Schwierigkeit, wie die Gerichtsdiener es wagen durften, ihren Befehlshabern zum Trotz, ein ſolches Glaubensbekenntniß abzulegen. Wären ſie halb närriſch geweſen, ſo hätten ſie ihre Unter=

laſſungsſünde nicht ſchlechter vertheidigen können; denn wie konnten ſie erwarten, daß ihre Apologie für Jeſum zugleich als Apologie für ſie ſelbſt bei den Todfeinden das Nazareners gelten werde. — Kurz dieſe Gerichtsdiener — weichen von der Sitte ihrer Brüder zu weit ab, als daß wir uns ihr Verhalten vernünftig erklären könnten. Wir wollen ſie alſo den Pragmatiſchen Auslegern überlaſſen, welche ſie greifen und peinigen werden — bis ſie eine klügere Entſchuldigung vorbringen.

V. 47. Da antworteten ihnen die Phariſäer: Seid ihr auch verführt?

Bahrdt überſetzt: Habt ihr euch auch ſchon zur neuen Sekte hinreißen laſſen. Man überſetzt vielleicht beſſer und beſtimmter: Seid ihr auch Anhänger des Galiläers, der ſich fälſchlich den Meſſias nennt? — Wohl indeſſen den Gerichtsdienern, daß ihnen ihre Oberherren nur eine Predigt halten — anſtatt ſie einſperren zu laſſen oder ſie davon zu jagen. O die geduldigen und ſanftmüthigen Phariſäer! Zeigt es ſich denn hier, daß ſie ſo erbitterte Feinde des Nazareners waren, da ſie ſelbſt ihre verführten Diener ſo glimpflich behandeln? Daß ſie Schlangenbrut und Otterngezücht geweſen ſind, da ſie lieber gütlich fragen, als zuſchlagen? Wie wir in die Diener uns nicht finden können, ſo können wir uns auch nicht in dieſe Phariſäer finden. Und wir müſſen ſie denn auch den Pragmatikern überlaſſen, welche an ihnen wenigſtens ein ſchönes Sujet zu einem unnatürlichen Roman bekommen.

V. 48. Glaubet auch irgend ein Oberſter und Phariſäer an ihn? Sondern

V. 49. Das Volk, das nichts vom Geſetz weiß iſt verflucht.

Die Phariſäer laſſen es dabei nicht bewenden — ihren Dienern eine kleine Gewiſſensfrage vorzulegen, ſondern ſie laſſen ſich auch ſo weit herunter, daß ſie ſie bekehren wollen. Und welches ſind ihre Argumente, wodurch ſie ihren Glauben an den Meſſias beſiegen wollen? Dieſe: Nur der dumme Plebs glaubt an Jeſum — aber nicht die Obrigkeit und die Geiſtlichkeit. Freilich waren dies auch keine geſcheuten Argumente, aber ſie waren doch beſſer als Mordinſtrumente, welche die Phariſäer ſo gerne ſollen geführet haben.

Aber vielleicht bringen die Phariſäer durch ihre Gegendemonſtration die Vernunft dieſer Diener wieder zu Verſtande? Der Evangeliſt ſagt uns hiervon nichts. — Nach ſeiner Gewohnheit — ſtets eine Disputation zu erzählen und nie den Ausgang derſelben zu referiren, verfährt er auch hier. Er eröffnet aber dafür einen neuen Kampfplatz und er

läßt nach den Dienern den Nikodemus auftreten — damit er die nämliche Abſpeiſung wie jene bekäme.

Nikodemus nämlich ermahnt ſeine Collegen, den Angeklagten nicht unverhört zu richten, worauf ſie ihm erwiedern: Biſt du auch ein Galiläer. Forſche und ſiehe, aus Galiläa ſtehet kein Prophet auf.

Wahrlich die Phariſäer müſſen alle nicht nur verblendet, ſondern ſogar vor den Kopf geſchlagen geweſen ſein, daß ſie gerade dieſe und keine andere Antwort gaben. Nikodemus noch dazu ein Oberſter der Phariſäer — wird wie eine Schulknabe ermahnt, in der Bibel oder in der Nationalhiſtorie ſich beſſer zu informiren, wird wie ein armer Sünder belehrt, daß aus Galiläa nie ein Prophet aufgeſtanden wäre; obwohl auch die gemeinſten Phariſäer es gut wiſſen mußten, daß die Propheten Elias, Jonas, Nahum und vielleicht auch Eliſa, Amos, Hoſea — urſprünglich Galiläer waren, — wird endlich ein Sektirer und Ketzer geſcholten, der ſich von dem Galiläer Jeſu habe verführen laſſen. — Wer glauben kann, daß die Phariſäer ihren Collegen Nikodemus, der noch dazu einer von ihren Präſidenten war, ſo mitgeſpielt haben, wie die Kinder einander mitſpielen; der muß einen ſtarken Glauben haben — der muß die ſchöne Sitte des Evangeliſten gar nicht kennen — nämlich ſtets, wie wir ſchon ſo oft nachgewieſen haben, — die Juden als Thiere ſonder Vernunft auf- und zur Schau zu ſtellen und nie Frage und Antwort auf einander paſſend anzugeben.

Ueber den Streit, ob die Geſchichte von der Ehebrecherin einen urſprünglichen Theil des vierten Evangeliums bilde oder nicht, bemerkt Vogler Folgendes:

Wir könnten uns die Mühe erſparen, über einen Theil dieſes Kapitels, welcher nämlich die Geſchichte enthält, die vom erſten bis zum eilften Vers erzählt, unſere Fackel zu ſchwingen, wenn wir annehmen müßten, daß dieſe ganze Geſchichte nichts weiter als — eine Interpolation wäre. Unſere modernen Ausleger haben freilich viel wider ſie einzuwenden — und ſie erklären dieſelbe für unächt aus äußern und innern Gründen. Sie ſoll nämlich in vielen Handſchriften, in vielen Ueberſetzungen und in den Schriften vieler Kirchenväter fehlen, und wo ſie noch gefunden wird, ſoll der Text ſo voll verſchiedener Lesarten ſein, daß man wohl daraus dreierlei Text zuſammenbringen könnte. Dann ſoll auch der Inhalt dieſer Geſchichte ſelbſt ſo anſtößig ſein, daß man der Ehre des großen Propheten von Nazareth ſehr zu nahe treten würde, wenn man ſie für wahr und nicht

für eine Gloſſe oder als ein Einſchiebſel aus einem andern hiſtoriſchen Buch anerkennen wollte.

Wir wollen glauben, daß es die modernen Ausleger gut meinen, wenn ſie dieſe Geſchichte — ungeſchehen machen wollen. Ja wir hätten ſogar Luſt, ſie ſelbſt für ungeſchehen zu halten. Nur möchten wir nicht gern einen andern Referenten als den Evangeliſten zum Fabrikanten annehmen. Wir ſind feſt überzeugt, daß dieſe Hiſtorie aus eben der Feder gekommen iſt, welche uns ſo viele andere ähnliche Sachen überliefert hat und wir zweifeln um ſo weniger an ihrer Aechtheit, da die äußern und innern Gründe der modernen Ausleger nichts weniger als ächt ſind. Wenn ſie behaupten, daß dieſe in vielen Handſchriften ꝛc. fehle, ſo ſetzen wir entgegen, daß ſie auch in vielen Handſchriften gefunden werde.

Wenn aber die äußern Gründe, welche unſere neuern Ariſtarchen gebrauchen, nicht hinreichend ſind, dem Evangeliſten ſein Eigenthum zu rauben, ſo vermögen die innern Gründe die ſie anführen, noch weniger einen ſolchen Raub zu bewirken. Erſtlich proteſtiren die Ausleger aus der ältern orthodoxen Schule feierlichſt gegen die Beſchuldigung, daß der Inhalt dieſer Geſchichte anſtößig ſei. Anſtatt dieſelbe ärgerlich zu finden, finden ſie ſie erbaulich. „Die Weisheit und Frömmigkeit, ſagt Bengel, welche Jeſus in dieſer Geſchichte an den Tag gelegt hat, iſt ſo groß, daß man ſich wundern muß, daß dieſer vorzügliche Theil der Evangeliſchen Geſchichte heutzutage von mehrern für ungewiß gehalten wird. Die Abſchreiber haben ſie wohl auch für ächt gehalten, und ſie wollten blos verhindern, daß ſie nicht öffentlich verleſen würde.“ Und Calvin ſchreibt: „Dieſe Geſchichte iſt durchgängig von der lateiniſchen Kirche angenommen worden und wird auch in den älteſten Handſchriften angetroffen. Sie enthält nichts, was des Apoſtoliſchen Geiſtes unwürdig wäre und ſie kann mit großem Nutzen geleſen werden. Euſebius ſagt, daß ſie in dem Evangelio der Hebräer befindlich geweſen wäre. Wie es aber ſein mag, ſo war ſie es werth, vom Untergange gerettet zu werden.“ Aber wir wollen annehmen, daß Bengel, Calvin und Conſorten einen verdorbenen Geſchmack haben; und daß der Inhalt dieſer Geſchichte — gleich dem Inhalt einer Geſpenſtergeſchichte ſei, ſo folgt daraus nichts weniger, als daß ſie unächt und eingeſchoben iſt, weil alsdann auch folgen müßte, daß ſo viele andere Geſchichtserzählungen des Evangeliſten, welche weder unſerer Vernunft noch unſerer Moral anpaſſen, ebenfalls nichts als fremde Gloſſen und Zuſätze ſein müßten.

Wie viele Haare würden wohl dem Evangeliſten noch auf dem Kopfe bleiben, wenn man alle die, welche grau ſind, für falſche halten wollte! Und wenn man noch dazu in Erwägung zieht, daß der Evangeliſt wohl nur die Maske des Apoſtels Johannes vor ſich haben, eigentlich aber ein ehrlicher Judenchriſt ſein könnte (S. die Einleitung dieſer Kritik 16—22.), ſo würde man es vielmehr befremdlich finden müſſen, wenn er anders geſchrieben hätte, ats er wirklich geſchrieben hat. Seine Erzählungen ſind eben darum, weil ſie ſo bizarr ſind, und an das Unwahrſcheinliche, ja ſogar oft Abenteuerliche gränzen, ganz einpaſſend in ihre Welt — und ſtehen ſo wenig im Widerſpruch mit dem Geiſte und dem Charakter des Verfaſſers, daß ſie vielmehr aufs beſte mit demſelben harmoniren.

Man würde auch gewiß nie eine oder die andere Stelle und ebenſo die vorliegende — dem Evangeliſten abgeſprochen haben, wenn man nur über ſich hätte gewinnen können, dem heiligen Johannes die Autorſchaft abzuſprechen. Aber da man einmal mit einer Menge einbalſamirter Mumien von Begriffen beladen war, die aus dem Vorurtheil, daß ſchlechterdings der Buſenfreund Jeſu das Evangelium geſchrieben haben müſſe und daß es daher nichts als göttliche Weisheit enthalten könne, bald als regulativ entſtanden ſind und mit der Zeit ſich gleichſam verſteinert, und auf die Gemüther, beſonders der Ausleger, die Wirkung des Meduſenhauptes gethan haben, ſie nämlich der ruhigen Beſinnung zu berauben, ſo konnte es freilich nach dem natürlichen Laufe der Dinge nicht anders kommen, als daß man die erſten eilf Verſe dieſes Kapitels für unächt erklären mußte, weil man ſie nicht von Vorwürfen zu retten wußte. Es iſt auch höchſt wahrſcheinlich, daß ſelbſt in älteren Zeiten ſowohl viele Abſchreiber als viele Kirchenväter dieſe Stelle ausgelaſſen oder verändert überliefert haben, aus eben der Urſache, warum ſie unſere neuen Ausleger wegräumen wollen, nämlich weil ihnen der Inhalt anſtößig war. Und wie es mit dieſer Stelle iſt, mag es auch mit vielen anderen von der Kritik angefochtenen Stellen ſein. Der Inhalt hat geſchreckt in alten und neuen Zeiten und auf Abſchreiber und Ausleger mächtigen Einfluß gehabt. Daher Auslaſſungen, Varianten, Gloſſen!

Ueber die Verhandlungen, zu denen die Heilung des Blindgebornen C. 9. Anlaß giebt, iſt Vogler ſehr ausführlich.

Die Bekannten des Geheilten fragen ihn, wer ihm das Geſicht geſchenkt habe, und kaum haben ſie es von ihm erfahren, ſo bringt man ihn (V. 13.) zu den Phariſäern. Darüber bemerkt Vogler:

Wie gutmüthig dieſer Menſch war! ſo gutmüthig wie jene Ehebrecherin, welche ſich auch ſo geradezu vor das Synedrium führen ließ, von Leuten, die keine Gewalt über ſie hatten. Sie führten ihn vor die Phariſäer — aber wohin? ins Synedrium? — in den Pallaſt des Hohenprieſters? in den Tempel? in die Synagoge? Da die Phariſäer bei dieſem Evangeliſten den hohen Rath bedeuten, weil dieſer nämlich meiſt aus Phariſäern beſtand (der Sadducäer wird in dem Ev. Johannes auch nicht ein einziges Mal erwähnt) ſo hat man Grund, hier unter der Phariſäern den hohen Rath zu verſtehen. In welcher Abſicht führten ihn aber ſeine Nachbarn vor das Synedrium? Der Evangeliſt meldet auch dieſes nicht. Die Ausleger ſind verſchiedener Meinung.

Wenn man indeſſen die folgende Parentheſe 14. Es war aber Sabbath ꝛc. — in Erwägung zieht, ſo läßt ſich hier, was die Abſicht der Transporteur betrifft, ſchwerlich ſagen: non liquet; ſondern man ſieht daraus deutlich, daß man Jeſum für einen Sabbathſchänder gehalten, und als ſolchen bei dem Synedrium habe denunziren und in Strafe bringen wollen. Warum aber das Wunder, das an dem Blinden geſchehen war, nicht über den Sabbath triumphirt hat, und wie das Volk den weiland Blinden, den es zum Theil ſehr gut kannte, als Zeugen gegen den Wunderthäter aufzuſtellen nur auf den Gedanken gerathen konnte, das iſt es quod non liquet. Die ganze Pſychologie unſerer pſychologiſch pragmatiſchen Ausleger muß an dieſer Klippe ſcheitern.

Da fragten ihn V. 15. auch die Phariſäer abermal, wie er wäre ſehend geworden, und er ſprach zu ihnen: Koth legte er mir auf die Augen und ich wuſch mich und bin nun ſehend.

Es läßt ſich doch vorausſetzen, daß die Ueberlieferer des weiland Blinden erſt den Phariſäern den ganzen Hergang der Sache referirt haben. Der Evangeliſt gedenkt aber davon kein Wort. Es wird nur gleich gefragt; wie der Blindgeweſene ſehend geworden? Und der Inquiſit überläßt es ſeinen Inquiſitoren, das Subjekt, welches ihn geheilt, zu errathen. Wer iſt der er, der ihm geholfen hat? Aber ſollte denn nicht vorher von Jeſu die Rede geweſen ſein? Wir müſſen es nothwendig annehmen.

Unter den Phäriſäern entſteht wegen der Beurtheilung des Faktums eine Meinungsverſchiedenheit, V. 16.

Alſo nur etliche der Phariſäer zeigten ſich gehäſſig gegen Jeſum? Der andere Theil und alſo die Majorität iſt für ihn. Wie geht das zu?

Wird nicht hier dem Geſchichtſchreiber ſein Gedächtniß ein wenig ungetreu? Wenn die Majorität des Synedriums auf der Seite Jeſu iſt, zu was für glänzenden Erwartungen für Jeſum berechtigt ſie uns? Aber decipimur specie recti. — Dann, wie rechtlich verfährt die Oppoſition? — Auf die Eruirung des Faktums läßt ſie ſich gar nicht ein. Sie beruft ſich nicht auf eine falſche Angabe, ſondern ſie giebt das wunderbare Faktum ſtillſchweigend zu, und macht doch den Schluß: Der Menſch iſt nicht von Gott? — Und warum? weil er den Sabbath nicht hält. Wahrlich dieſe jüdiſchen Juriſten müſſen ihr Jus ſchlecht ſtudirt haben, und ſie machen einen gar zu kurzen Prozeß. Doch ſie beſinnen ſich wieder und wir werden bald ſehen, wie klug ſie ihren Fehler verbeſſern.

V. 17. Sie ſprachen wieder zu dem Blinden: Was ſageſt du von ihm, daß er hat deine Augen aufgethan? Er aber ſprach: Er iſt ein Prophet.

Was die hochgelehrten Phariſäer nicht einmüthig entſcheiden können, ſoll ein elender Bettler entſcheiden! Sie drücken ihre Augen zu — und wollen, daß dieſer für ſie ſehen möge. Oder wollen ſie, daß er ein Glaubensbekenntniß ablege? Wahrlich, es hält ſchwer, ſich in dieſe Phariſäer zu ſchicken. Sie handeln, als ob ſie ein wenig närriſch wären. Dagegen zeigt ſich der geheilte Straßenbettler in einem glänzenden Lichte. Er ſpricht kurz ab, daß ſein Arzt ein Prophet, d. i. ein göttlicher Geſandter wäre, ohne nur die Prämiſſen anzugeben. „Wie weit ſteht nun, ſagt hierbei ein älterer Ausleger, dieſer Bettler über denen, welche von Jeſu urtheilten: er wäre nicht von Gott. Und doch wurden dieſe für die allergelehrteſten und heiligſten Männer gehalten; jener aber war ein Menſch aus der Hefe des Volks, ein Bettler der ſchlechteſten Art, ein Haupt-Idiot, ein Ignorant in Religionsſachen. So iſt das was hoch iſt unter den Menſchen vor Gott ein Gräuel, Luc. 16, 15." Gewiß dieſer Ausleger hat recht, daß der Straßenbettler geſcheuter war als die Phariſäer. Aber er hätte auch wiſſen ſollen, daß die Phariſäer dem Johannes ein Gräuel waren.

Man kann ſich wohl auch einbilden, daß die Ausleger der Blöße der Phariſäer, die ein Reichsgutachten von einem armen Menſchen, der das Geſetz nicht weiß und der alſo verflucht iſt, 7, 49. einholen, einen Mantel umgeben werden. Aber es iſt wirklich nur ein Bettlermantel. Sie behaupten, daß eigentlich die Phariſäer ſchlaue Füchſe geweſen wären, die, damit die Zwietracht nicht weiter um ſich greifen möchte,

liſtiger Weiſe den Diſpüt unterbrechen und den Bettler eine Zwiſchenrolle wollten ſpielen laſſen!!

V. 18. Die Juden glaubten nicht von ihm, daß er blind geweſen, und ſehend worden wäre; bis daß ſie riefen den Aeltern des, der ſehend war worden.

Unter den Juden müſſen doch wohl hier die Phariſäer verſtanden werden. Aber wer bewundert nicht ihre Prozeßordnung. Den Anfang des Prozeſſes machen ſie mit einer Frage — nicht über die Wahrheit des Faktums, ſondern über das Quomodo deſſelben. 15. Dann debattiren ſie über die Möglichkeit des Faktums und des Reſultats davon. 17. Hierauf wird die Sentenz gefällt — nicht von ihnen, ſondern von dem Inculpaten. Und dieſe Sentenz iſt für ſie präjudizirlich. 17. Nun ſoll erſt die Unterſuchung angehen, ob der Inculpat, über deſſen Arzt man ſich lange geſtritten hatte, ein Patient wirklich geweſen wäre. Ohngeachtet eine Menge Zeugen ſchon ihr Zeugniß deponirt hatten und der geheilte ſelbſt ſein Bekenntniß abgelegt hatte, ſo ſollen doch noch beſonders ſeine Aeltern angehört werden.

V. 25. Er antwortete und ſprach: Iſt er ein Sünder, das weiß ich nicht; Eines weiß ich wohl, daß ich blind war und bin nun ſehend.

Der weiland Blinde will ſagen: Was ihr wiſſet, daß nämlich Jeſus ein Sünder iſt, das weiß ich nicht. Das weiß ich aber, daß er mich ſehend gemacht hat. Calvin meint gar, der weiland Blinde habe mit jenen Worten: iſt er ein Sünder, eine Ironie verbunden, und der Ton, mit der er ſie geſprochen habe, hätte die Phariſäer recht verhöhnen ſollen. So viel leuchtet immer hervor, daß der Inquiſit ſich gar nichts um ſeine Inquiſitoren bekümmert, und daß er ſie eher choquirt, als menagirt. Der fürchterliche hohe Rath iſt ihm eine bloße Windsbraut, über die er ſich luſtig macht.

V. 26. Da ſprachen ſie wieder zu ihm: Was thät er dir? Wie thät er dir deine Augen auf?

Man muß lachen, man mag wollen oder nicht — über den ſchlauen hohen Rath, daß er ſich nicht einmal will erzählen laſſen, wie der Blinde von Jeſu ſehend gemacht worden wäre. Er hätte ohne Zweifel nicht nur die Ohren, ſondern auch den ganzen Kopf verloren haben müſſen, wenn er nach ſchon ſo oft geſchehener Geſchichtserzählung und den heroiſchen Erklärungen des Geheilten doch noch einmal auf das Quomodo der Heilung zurückgekommen wäre, in der Hoffnung, daß

der Geheilte den modum der Heilung zum Nachtheil Jeſu falſch dar=ſtellen würde. Mire se torquent miseri ſagt Bengel; und wahrhaftig, ſie wären recht miſerable Menſchen, dieſe jüdiſchen Rechtsgelehrten, ge=weſen, wenn ſie ſich ſo im Kreiſe herum gedrehet hätten. Im Exeg. Handbuch heißt es: Wahrſcheinlich wollten ſie aus der Art der Heilung beweiſen, daß er nicht wirklich und von Geburt blind geweſen.

V. 27. Er antwortete ihnen: Ich habs euch jetzt geſagt, habt ihrs nicht gehört? Was wollet ihrs abermal hören. Wollt ihr auch ſeine Jünger werden?

Bravo! Bravo! Der Sinn iſt: Ich habs euch bereits oft genug geſagt, wie es zugegangen iſt, daß ich ſehend geworden bin; und nun ſoll ich es noch einmal ſagen. Zu was Ende? Vielleicht wollet ihr nur deswegen ſo fleißige Erkundigungen von mir einziehen, weil ihr nach genugſamer Erforſchung der Wahrheit Luſt habt, auch Schüler von ihm zu werden! — Das hieß doch den Phariſäern recht luſtig mitſpie=len. Ein gewiſſer neuerer Ausleger meint zwar, der weiland Blinde habe das nur aus Einfalt geſagt. Allein der Evangeliſt giebt Data genug an, daß er ein großes ſatyriſches Genie war; und die ältern Ausleger erkennen auch ſein ironiſches Talent an. Nur ſind ſie darüber uneins, ob ſeine Ironie von der feinen oder groben Art war. Bengel ſagt hier=bei: Ironia Suavis et decens!! Calvin, Bucer und andere ſagen: serere eos objurgat, ludens festive in deploratam coecorum doctorum amentiam. Dabei rufen ſie aus: Bewundernswürdige Freiheit, die ſich dieſer Menſch herausnimmt. Ein ſo verächtlicher, ſo obſcurer, ſo wegen ſeiner Straßenbettelei faſt geſchändeter Menſch, provozirt ohne Furcht die ganze Cleriſei und macht ſich lachend zu einem Leiter der Wuth des ganzen Synedriums! — Ja das iſt wirklich ein Wunder vor unſern Augen — die keine jüdiſchen Augen ſind.

V. 28. Da fluchten ſie ihm und ſprachen: Du biſt ſein Jünger. Wir aber ſind Moſis Jünger.

Noch ſchöner! Das ganze hohe Collegium ſchimpft und ſchmäht. Luther läßt es gar fluchen. Es hätte den Grobian können einſperren laſſen, ohne ein Wort an ihn zu verlieren. Aber es begnügt ſich zu retorquiren und die Ironie mit der Invection zu bezahlen. Es giebt den Vorwurf zurück und rechtfertigt ſich.

V. 34. Sie antworteten und ſprachen zu ihm: Du biſt ganz in Sünden geboren und lehrſt uns? Und ſtießen ihn hinaus.

Nun zerreißt erſt den Phariſäern der Faden der Geduld! Nun ärgert es ſie erſt, daß der Bettler im Lehrton ſo lange mit ihnen geſprochen und ihnen ſo manche bittere Pille zu verſchlucken gegeben hat. Die Galle läuft ihnen über. Sie beſchließen alſo die ganze Inquiſition damit, daß ſie dem inpertinenten Bettler ſeine angeborene Sündhaftigkeit und ſeine ungebürliche Anmaßung, dem ganzen hohen Collegium den Staar ſtechen zu wollen, mit Heftigkeit verweiſen und ihn zur Thür hinaustransportiren.